Briefe und Tagebuchblätter

Ludwig Rütimeyer, Leopold
Rütimeyer, Ludwig Emil Iselin, Paul Sarasin

Digitized by Google

HARVARD UNIVERSITY

LIBRARY

OF THE

Museum of Comparative Zoölogy

Ludwig Rütimeyer

Briefe und Tagebuchblätter

1851—1891

MUS. COMP. ZOOL.
LIBRARY
SEP 2 6 1952
HARVARD
UNIVERSITY

Digitized by Google

Digitized by Google

M.R.&CO

L. Rütimeyer

Digitized by Google

B-R921

Ludwig Rütimeyer

Briefe und Tagebuchblätter

Herausgegeben von Leopold Rütimeyer

Einleitung:

Lebens- und Charakterbild Rütimeyers

von L. E. Iselin und Paul Sarasin

Mit dem Bildnis Rütimeyers

Anhang:

Drei Gedenkreden Rütimeyers

Verlag von Huber & Co. in Frauenfeld 1906

Digitized by Google

Ethnographisches Museum für Völkerkunde, Basel
to Peabody Museum
Aug. 31, 1902

MICROFILMED
AT HARVARD

MUS. COMP. ZOOL.
LIBRARY
SEP 26 1952
HARVARD
UNIVERSITY

Druck von Huber & Co. in Frauenfeld.

Digitized by Google

Vorwort.

Die nachfolgenden Briefe meines Vaters wurden mit einer Anzahl hier weggelassener im Jahre 1902 zunächst für die Familie, dann aber auch für einen weiteren Freundes- und Bekanntenkreis als Manuskript gedruckt. Sie sollten, wurde im Vorwort damals gesagt, wie die „Kleinen Schriften“* bestimmt waren, von der vielseitigen wissenschaftlichen Persönlichkeit ein Bild zu geben, die ebenso reich ausgestattete gemütstiefe menschliche Persönlichkeit des Verfassers, wie sie sich im Laufe von mehr als vier Jahrzehnten zu erkennen gibt, gewissermaßen zusammenfassen und so die lebendige Erinnerung daran sichern helfen.

Nach längerm Zögern habe ich mich nun auf Aufforderungen von verschiedenen Seiten hin, deren Urteil und Kompetenz unbedingt anzuerkennen war, entschlossen, eine geeignete Auswahl der Briefe, denen noch drei in der Manuskriptauflage nicht gedruckte Gedenkreden beigefügt worden, der Öffentlichkeit zu übergeben.

Der leitende Gedanke bei diesem mir nicht leicht gewordenen Entschlusse war, daß es vielleicht für Manche, vor allem für junge Leute, welche die Pflege der idealen Güter des Lebens hochhalten wollen, von selbsterzieherischem Werte sein möchte, aus diesen Briefen zu ersehen, mit welcher Kraft sittlichen Ernstes der Verfasser von seiner Jugendzeit an nach klarer Einsicht in die bestimmenden

* L. Rütimeyer, Gesammelte kleine Schriften allgemeinen Inhalts aus dem Gebiete der Naturwissenschaft. Herausgegeben von H. G. Stehlin, Basel 1898.

Digitized by Google

Normen seines Wollens und Fühlens gestrebt hat. Für Andere mag es auch von Interesse sein, einen Einblick zu gewinnen in das durchaus eigentümliche, lebensvolle Verhältnis, in dem diese in mancher Beziehung einsam ihre Wege gehende Persönlichkeit zu Natur und Welt stand und wie sich in diesem Geiste die Eindrücke, welche fremde Länder und Menschen boten, spiegelten. Nebenbei möge hier für Fernerstehende angedeutet sein, wie manche Wechsel, ja Widersprüche in der Beurteilung von Menschen und Dingen auf das intensive und impulsive Empfinden des Schreibers der Briefe, je nach Zeit und Ort, zurückzuführen sind. Im übrigen auf den Inhalt der Briefe hier einzugehen, wäre überflüssig; sie sprechen ihre eigene Sprache selbst.

Vorausgeschickt wurde der kleinen Sammlung die treffliche im Basler Jahrbuch 1887 erschienene, von L. E. Iselin verfaßte Biographie, welche Fernerstehende über das Leben und Wirken des Verfassers orientieren soll.

Basel, im Sommer 1906.

L. Rütimeyer.

Digitized by Google

Inhaltsübersicht.

		Seite
Vorwort		V
K. L. Rütimeyer. Von L. E. Iselin		1
Kurze Worte der Erinnerung an Ludwig Rütimeyer. Von Paul Sarasin		45
Briefe und Tagebuchaufzeichnungen:		
Paris	1851: an Herrn Professor B. Studer in Bern	49
„	1851: „ seine Eltern	52
Versailles	1851: Tagebuchaufzeichnung	58
Nizza	1851: an seine Eltern	61
„	1851: „ Herrn Dr. C. v. Erlach in Bern	69
„	1851: „ seine Eltern	71
Paris	1851: „ „ „	77
Palermo	1852: „ „ „	82
„	1853: „ Herrn Pfarrer J. Ris in Grindelwald	86
Burgdorf	1867: Tagebuchaufzeichnung	95
Obstalden	1867: an seine Frau	99
„	1868: „ „ „	103
Blauer See	1869: Tagebuchaufzeichnung	104
Bitznau	1870: an seine Frau	107
„	1870: „ „ „	109
Basel	1871: „ „ Schwägerin, Frl. L. F. in Oberburg	111
Degenbalm	1872: an seine Frau	112
„	1873: „ „ „	114
Florenz	1875: „ „ „	116
„	1875: „ „ „	125
Arezzo	1875: „ „ „	129
Rom	1875: „ „ „	130
„	1875: „ „ „	135
Pisa	1875: „ „ „	141
Mailand	1875: „ „ „	143

Digitized by Google

			Seite
Como	1875:	an seine Frau	145
Bellagio	1875:	„ „ „	149
Vitznau	1875:	„ „ „	153
Clermont-Ferrand	1876:	„ „ „	156
Paris	1876:	„ „ „	160
„	1876:	„ „ „	162
„	1876:	„ „ „	163
London	1877:	„ „ „	170
„	1877:	„ „ „	177
Glion	1878:	„ „ „	185
Zandvoort	1881:	„ „ „	186
Paramé	1882:	„ „ „	190
„	1882:	„ „ „	192
Vitznau	1883:	„ „ „	193
Sigriswil	1883:	„ „ „	194
„	1883:	„ „ „	195
Ziegelhütte	1884:	„ „ „	196
Heyst van Zee:	1884:	„ „ „	198
„ „ „	1885:	„ „ „	200
Basel	1885:	„ stud. phil. Egger in Arosa	200
Vitznau	1886:	„ seine Frau	202
Rüti (Hasleberg)	1888:	„ „ „	204
Vitznau	1891:	„ „ „	205
Nervi	1892:	„ Frl. A. Rütimeyer in Walkringen	207
Viareggio	1893:	„ „ „ „ „ „	211
Basel	1893:	„ „ „ „ „ „	214

Anhang:

Rede bei der Sarasinfeier	217
Grabrede auf Ratsherrn Peter Merian	220
Grabrede auf Dr. E. Egger	223

Berichtigung.

Seite 177 Zeile 15 ist statt Orford zu lesen Oxfordstreet.

Digitized by Google

Karl Ludwig Rütimeyer.

Von L. E. Iselin.*

„Mit Rütimeyer ist eine Forscher- und Gelehrtennatur edelster Art dahingeschieden, ein Mann voll der fruchtbringendsten Gedanken und von wunderbarer Kraft und Zähigkeit der Arbeit."

„In der Nachwelt wird Rütimeyer fortleben, und man wird, um ihm die richtige Stellung anzuweisen, ohne Übertreibung sagen, daß seit Konrad Geßner die Schweiz neben Agassiz keinen andern Zoologen bis heute hervorgebracht hat, der im Auslande so großen und nachhaltigen Einfluß gewann wie Ludwig Rütimeyer."

In diese schwerwiegenden Sätze fassen zwei wissenschaftliche Fachgenossen und zugleich kompetenteste Beurteiler ihr Urteil über

* Die Quellen zu diesem Lebensbild sind nächst Rütimeyers gedruckten Werken, Berichten und Gedächtnisreden vor allem Briefe und verschiedenartige schriftliche Aufzeichnungen desselben, welche mir in freundlichster Weise von seinen nächsten Angehörigen zur Verfügung gestellt wurden, besonders auch die im Manuskript hinterlassenen „ungeordneten Rückblicke auf den der Wissenschaft gewidmeten Teil meines Lebens", deren letzte Bemerkung vom 3. Juni 1895 datiert ist. Außerdem lagen mir folgende Nekrologe vor:

1) Zur Erinnerung an Herrn Prof. L. R. Personalien, Leichenreden, Grabreden.
2) Prof. Dr. C. Schmidt (Basel): K. L. R. Beilage zur „Allg. Ztg." München, 29. Mai 1896.
3) C. Schmidt: L. R. Separat-Abdruck aus den „Basler Nachrichten" 3. bis 7. Dezember 1895.
4) Dr. C. Schmidt: L. R. als Gebirgsforscher. Jahrbuch des Schweiz. Alpenklub. XXI. 1896.
5) R. B. (Prof. Rud. Burckhardt, Basel): Prof. L. R. Separat-Abdruck aus der „Allg. Schweizer Zeitung" 1895. Nr. 281, 282, 283.
6) His (Prof. Dr. W. His, Leipzig): L. R. Separat-Abdruck aus „Anatomischer Anzeiger" XI. 16. Jena 1896.

Digitized by Google

Leben und Lebenszweck von Prof. Ludwig Rütimeyer zusammen.* Dennoch kann man sich nicht verhehlen, daß gerade in dem engern Vaterland, ja selbst in der eigenen Vaterstadt nur ein beschränkter Kreis von Gebildeten die Bedeutung dieser ungewöhnlichen Persönlichkeit erkannte, und daß vollends eine richtige Würdigung und Wertung derselben zu seinen Lebzeiten nur bei verhältnismäßig wenigen gefunden wurde. Den geologischen Fachmann und weltberühmten Paläontologen einem weiteren Leserkreis nahezubringen, ihn, der durch die relative Abgelegenheit seines wissenschaftlichen Arbeitsfeldes, durch die wenig populäre Art seiner Diktion und seines Stils und selbst durch die Eigenart seiner Person bei Lebzeiten zwar nicht unnahbar, aber doch vielfach unmeßbar war, das wäre jetzt nach seinem Tode ein für den Schreiber dieser Zeilen gewagtes und auch wohl aussichtsloses Unterfangen. Gewiß wird es ja auch von diesem großen Toten gelten: Stat magni nominis umbra. Aber es bleibt eine Pflicht der Dankbarkeit, der sich seine zweite Vaterstadt nicht entschlagen darf, den Ertrag seines Wirkens für Hochschule, Gemeinwesen und Geistesbildung noch einmal zusammenzufassen und zu überblicken, bevor die charaktervollen Züge dieses Antlitzes aus dem vergeßlichen Gedächtnis des gegenwärtigen Geschlechtes völlig entschwunden sind. Haben seine wissenschaftlichen Arbeiten durch ihre Originalität nach der Art von Schlaglichtern gewirkt und dem forschenden Geist unbekannte Gebiete beleuchtet, unbetretene Pfade aufgewiesen, also vor allem anregend und wegleitend gewirkt, so bietet auch so mancher Zug in seinem Lebensbild Anregung und Orientierung für die ernste und hohe Aufgabe

7) Prof. Dr. C. Keller (Zürich): L. R. Nachruf aus „Neue Zürcher Zeitung" 1895, Morgenbl. Nr. 336, 337, 339, 341.

8) H. G. St. (Dr. H. G. Stehlin, Basel): L. R. im „Korrespondenzblatt für Schweizer Ärzte" XXV. 1895.

9) Nekrolog über L. R. in „Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik" von Prof. Dr. F. Umlauft. XVIII, 18. Wien 1896.

10) A. H. B. (A. Hoffmann-Burckhardt, Basel): Prof. Dr. L. R., Mitglied der Sektion Basel des S. A. C. in „Alpina, Mitteilg. des S. A. C." IV, 2. Zürich 1896.

* Prof. Dr. W. His in Leipzig und Prof. Dr. C. Keller in Zürich a. a. O.

Digitized by Google

der Erziehung und vor allem der Selbsterziehung. Nach zwei Seiten aber hat vielleicht der Verstorbene jetzt noch eine besondere Mission zu erfüllen, nach der Seite einer tieferen ästhetischen Naturerfassung und nach derjenigen einer ethisch abgeklärten Naturbeurteilung. Auf beides scheint seine Person und seine Arbeit hinzuweisen.

Karl Ludwig Rütimeyer war von Geburt (26. Februar 1825) ein Berner und blieb bernischer Einfachheit, bernischem Dialekt und bernischen Freunden zeitlebens treu; sein Klassiker war Jeremias Gotthelf oder, wie er sich ausdrückte, „Bitzi." Dem Empfinden nach fühlte er sich jedoch weit mehr mit dem romanischen Wesen verwandt als mit dem germanischen. „Obschon in dem finstern Emmentale aufgewachsen, lacht mir das Herz im Innersten, sobald ich Olivenbäume vor mir habe, wie wenn es Träume einer alten Heimat wären, die in Wirklichkeit treten." Eine Abneigung gegen das, was er germanisch nannte, haftete ihm bis ins Alter an als eine Art Vorurteil und hat vielleicht seiner Anerkennung in Deutschland, jedenfalls seinem Verkehr mit Deutschen gewisse Hindernisse geschaffen. Aber obschon er gelegentlich meinte, daß mehr romanisches als germanisches Blut in seinen Adern fließe, entstammte er tatsächlich, und zwar väterlicherseits wie mütterlicherseits, einer alten stadtbernischen Bürgerfamilie. Daß bei den Rütimeyer, wo seit fast 300 Jahren Geschlecht um Geschlecht Staat und Republik Bern Pfarrherren geliefert hat, naturwissenschaftliche Begabung ein Familienerbteil war, ist nicht bekannt, eher könnte geschichtlicher Sinn als Erbstück genannt werden; immerhin ist es bemerkenswert, daß außer Ludwig noch zwei seiner Brüder ausgesprochenes Talent für Naturbeobachtung besaßen. Dagegen erhielt er vom Vater (Albrecht Rütimeyer) starken Willen, von der Mutter (Marie Margareta Küpfer) Gemütstiefe und künstlerischen Formensinn.

Liebe zur Natur oder, wie er sich eher ausdrückte, Gefühl des innigsten Zusammenhangs mit der Natur war ihm angeboren. Das zeigte sich schon in seiner frühen Kindheit in einer Weise, welche allerdings erst später bedeutungsvoll erschien. Mehrmals

Digitized by Google

wurde das zur Einsamkeit und Nachdenklichkeit geneigte Büblein vermißt und dann nach langem Suchen irgendwo in einer Blumenmatte gefunden, in einem Hochwald von Doldenkräutern sitzend oder in dem Dunkel einer Haselhecke dem glänzenden Spiele eines Bächleins zusehend. Schon seit seiner Jugend übte der erste Schnee eine zauberhafte Wirkung auf ihn aus. Der knospende Wald, die blühende Wiese, das fallende Laub hatten für ihn eine ganz besondere Sprache. Aber diese rein individuelle Anlage wurde durch Umgebung und Erziehung bedeutungsvoll gefördert und ausgebildet.

Seine ganze Jugendzeit brachte er im Pfarrhaus in Biglen zu. Es waren glückliche Jahre freudigster, ungehemmtester Kraftentfaltung und Geistesentwicklung, an die der Alternde immer gerne, aber nie ohne leise Wehmut, als an ein verlorenes Paradies der Kindheit zurückdachte. Der Pfarrer war zum Teil auf das Einkommen aus dem landwirtschaftlichen Betriebe der Pfrundgüter angewiesen; es fehlte daher dem Pfarrhofe weder Scheune noch Stall. Unter den Augen des Kindes spielte sich das ganze abwechslungsreiche Leben des Landmanns ab, das im engsten Zusammenhang mit dem Naturleben steht. „Selbstverständlich, daß dabei allmählich alle Landarbeit mitgemacht und manche Fertigkeit erworben wurde, die sich später, wenn auch in ganz anderer Weise, höchst hilfreich erwies. Bei allen großen und kleinen Aufgaben jeder Jahreszeit, Heu- und Getreideernte, Dreschen im Herbst, Holzfällen und Holzhauen im Winter, wurde tapfer mitgeholfen und selbst allerlei Handwerksarbeiten in den Werkstätten des Schreiners, des Drechslers, des Buchbinders, selbst in der Schmiede bis zu einem gewissen Grade erlernt." (Es fallen uns bei diesem Anlaß jene realistischen Bilder ein, welche Rütimeyer zur Verfügung hatte, um großartige Naturvorgänge zu veranschaulichen: der Gletscher „hobelt" das Gestein; das fließende Wasser „sägt" seine Schluchten; das Meer ist „die mächtige Hand, die mit unbeschreiblicher Gewalt die Schaufel führt" und alle Trümmer wegräumt; „wie Splitter einer schlecht gestählten Axt" liegen die Trümmer des Festlandes bis weit ins Meer hinaus zerstreut u. s. f.)

Digitized by Google

Ebenso wichtig wurde die weitere Umgebung. Biglen, ein mehr lieblich als großartig gelegenes Pfarrdorf des Emmentales, ist Mittelpunkt eines großen, über Berg und Tal ausgedehnten Sprengels. Das war die Veranlassung zu vielfachen weiten Amtsgängen in allen Jahreszeiten, wobei der kleine „Ludi" den Vater begleiten durfte. Nicht gerade den Mittelpunkt, aber doch den Höhepunkt dieses Exkursionsgebietes bildete die etwa 2500' hohe, aussichtsreiche „Hundschüpfen", von welcher die zahlreichen Täler und Schluchten der Pfarrgemeinde und der Nachbargemeinden ausstrahlen. Selbst im tiefsten Winter bei meterhohem Schnee wurde sie besucht, und mit „ahnungsvoller Andacht schweifte der Blick nicht nur über die ausgedehnte Fernsicht, welche uns vom Vater jeweilen sorgfältigst erklärt wurde, sondern auch in die Labyrinthe von Wald und Fels, die dort zu Füßen lagen. Vollkommen unmerklich erwachte auf solchen Wanderungen und vor allem auf diesem Zentralpunkt unseres jugendlichen Gesichtskreises das Interesse, das später zu geologischen Studien führte; die Keime der späteren Arbeit über Tal- und Seebildung, die doch während einer Anzahl von Jahren nicht nur in der Schweiz, sondern in der gesamten geologischen Literatur als ein wichtiger Ansporn zur Losreißung von Schulansichten und insofern als bahnbrechend anerkannt wurden, stammen durchaus aus jener Zeit. Fast alljährlich kam dazu eine größere mehrtägige Reise mit dem Vater, meist in die inneren Kantone, wo es an Strapazen meist nicht fehlte."

Dreizehn Jahre blieb so Ludwig Rütimeyer ein Kind der Familie und der Natur. Bis dahin wurde er von seinem Vater privatim unterrichtet. Im Jahre 1838 trat er in das untere Gymnasium (Literarschule) und 1841 in das obere Gymnasium in Bern, und es ist vorwiegend die Erinnerung an diese Zeit, welche ihn gelegentlich zu sehr hartem Urteil veranlaßte über „das Unglück und Elend einer öffentlichen Schule, wo ja von frühe an alles, was von Persönlichem, von Typischem, von Geistigem und Selbsteigenem aufkeimen möchte, methodisch platt geschlagen und womöglich zertreten und ausgerottet wird." Jedenfalls wurde in

Digitized by Google

diesen Jahren etwas und gewiß nicht durch eigene Schuld versäumt, nämlich die Ausbildung des schriftlichen Ausdrucks. Es bildet einen wesentlichen und Rütimeyer selbst gar wohl bekannten Nachteil seiner Schriften, daß ihnen ein flüssiger Stil abgeht. Zwar hat die Sprache Rütimeyers große Schönheiten, vor allem einen gewaltigen Reichtum an lebendigen und phantasievoll gewählten Bildern. Außerdem hat sie eine Eigenschaft, welche man bei Homer bewundert: durch kurze, aber überaus treffende Epitheta anschaulich zu wirken (z. B. „das schüchterne und wohlgelittene Reh", das „greisenhafte" Gebirge des St. Gotthard, „erkaltete Lavafelder einer früh erloschenen Gesittung" u. a. m.). Allein sie ist von Haus aus durchaus rhetorisch angelegt und darum am wirksamsten im lebendigen Vortrag an jenen Stellen in seinen Schriften, wo die Schilderung zum Naturgemälde, die wissenschaftliche Belehrung zur tiefsinnigen Verkündigung geworden ist. Diese Sprache ist Bergwasser, das sprudelt und schäumt und kraftvoll, zuweilen majestätisch, einherbraust, aber seltener glatt und klar durch weiche Ufer läuft und den tiefen Untergrund deutlich sehen läßt. In jenen kleinen Gelegenheitsschriften, die so recht aus dem vollen geschöpft sind, wo eine wahre Flut von Gedanken, Beziehungen und Ausblicken auf ihn ein- und von ihm ausströmte und doch weder Zeit noch Geduld hinreichend zur Verfügung stand, alles fein säuberlich und sozusagen pedantisch zu ordnen, leiden die Perioden häufig durch zu große Länge, Umständlichkeit und Unruhe. Gewiß ist das alles ja wieder ein ehrendes Denkmal, wie wenig sich diese Natur erschöpfen konnte; aber die Nachteile, welche solche Schreibweise für das Verständnis und besonders für die allgemeine Verbreitung seiner Schriften mit sich brachte, waren ihm, wie gesagt, durchaus offenbar.

Bot die Schule in diesen Jahren wenig Förderung, so kam solche dafür auch diesmal von der Natur. Nach den sechs in Bern zugebrachten Schultagen wurde die Rückkehr nach Biglen am Samstag nachmittag fast stets zu einer interessanten Entdeckungsreise über Berg und Tal benützt, und da begann nun die Pflanzenkunde rein auf dem Wege der Beobachtung, ohne eigentlichen Lehrer,

Digitized by Google

bloß unter Anleitung des älteren Bruders. Sie wurde bald so eifrig betrieben, daß eine Preisaufgabe über die Kompositen der Umgebung von Bern von dem jungen Literarschüler gelöst wurde. Später wurde dann dieses Studium auf der Universität Bern und in Paris fortgesetzt, hernach immerwährend durch Beschäftigung mit der botanischen Literatur vertieft und auf der Reise als schönste Erholung praktisch betrieben. Das Ergebnis war unter anderm ein eigentlich erst bei seinem Tode bekannt gewordenes umfangreiches Herbarium, das durch seine sorgfältige Führung und seinen hohen wissenschaftlichen Wert dem Fachmann Erstaunen und Bewunderung abnötigte. Größer aber war der Gewinn noch nach einer andern Seite. Wenn Rütimeyer später die Entdeckung machte, daß er im Vergleich zu den Leuten, welche anderswo die Wissenschaft in Händen hatten, besser erzogene Augen habe, so hing seinem eigenen Geständnis nach diese Übung rasch und sicher zu sehen mit seinem eifrigen Botanisieren in seiner Gymnasialzeit enge zusammen. Aber noch eine andere für den zukünftigen Geologen höchst wichtige Kunst wurde in jener Zeit begonnen und wiederum sozusagen ganz unabhängig von Schule und Lehrer erlernt, das Freihandzeichnen. Eine ungewöhnliche und wirklich künstlerische Begabung besaß Rütimeyer, wohl als Erbteil seiner Mutter, einer Schülerin des Malers König, zweifellos, und Künstler zu werden war vielleicht der tiefste Wunsch seines Herzens. Noch im Jahre 1877 gestand er beim Anblick der wundervollen Übungsmittel in den School Rooms des Kensington Museums: „In solchen Räumen weiß ich, daß ich — wenigstens ein Stümper von — Maler oder Bildhauer geworden wäre; noch jetzt könnte ich um solcher Hilfsmittel willen Maler oder Künstler werden.“ Aber auch nach dieser Seite hin mußte er sich den Weg selbst bahnen. Durch Einsicht in die Skizzen des bekannten Panoramenzeichners Gottlieb Studer in Bern angeregt begann er selbst, zuerst nach solchen Vorlagen, später nach der Natur, das Berg- und Kartenzeichnen. Hinfort wurde auf allen Exkursionen das Zeichenbuch sein unentbehrlicher Begleiter, und das dort wie auch auf allen spätern und größern Reisen gesammelte Skizzen-

Digitized by Google

material bildete die wichtige Grundlage für viele jener weittragenden geologischen Schlüsse über Tal- und Seebildung, über die Naturgeschichte des Rigi u. s. w. Aus dem Jahre 1844 schon liegt eine große topographische Karte des Quellengebietes der Hundschüpfen in ungefährem Maßstab von 1 : 20 000 vor, gezeichnet von dem kaum 19jährigen Jüngling, nicht bloß eine Arbeit von großer Sauberkeit und Geschicklichkeit, sondern, was Erfassung des Typischen und Präzision der Darstellung anlangt, eine einfach bewundernswerte Leistung, die denn auch später bei der Redaktion der Dufourkarte zur Vergleichung beigezogen wurde. Viel höher stehen dann freilich jene Zeichnungen von Knochen und Skeletteilen, welche die so wichtigen Tafeln seiner zoologischen und paläontologischen Werke bilden und wo peinlichste Genauigkeit mit vollendeter Anschaulichkeit vereint ist; am hübschesten ist aber wohl eine Reihe von mit größter Zierlichkeit und feinstem Geschmack ausgeführten Landschaftszeichnungen, welche zum Teil in seinem Werke über den Rigi eine, freilich höchst unvollkommene, Reproduktion erfahren haben.

Im Jahre 1843 immatrikulierte sich Rütimeyer alter Familientradition gemäß und nach dem Wunsche seines Vaters, doch nicht gegen eigene Neigung, an der theologischen Fakultät der Universität Bern und widmete etwa 4 Semester der Theologie, besuchte aber schon von Anfang an auch Vorlesungen der naturwissenschaftlichen Abteilung. Damals galten in Bern überhaupt Naturwissenschaft und Theologie in keiner Weise als jene unversöhnlichen Gegner, wofür sie einige Jahrzehnte später angesehen wurden. Dazu verhalf in allererster Linie die ausgezeichnete Persönlichkeit des Geologieprofessors Bernhard Studer. Seine frische, anregende Lehrform, verbunden mit ungezwungenster Freiheit des Verkehrs mit seinen Studenten, und nicht zuletzt die praktische und zugleich interessante Art, auf Exkursionen die Natur des Vaterlandes seinen Schülern zur Kenntnis zu bringen, gewann ihm alle strebsamen Elemente (auch die theologischen) der akademischen Jugend. Daß der junge Rütimeyer unter den eifrigsten war auf jenen oft recht strapazenreichen und anstrengenden, immer aber genuß- und lehrreichen Berg-

Digitized by Google

fahrten, ist selbstverständlich, entsprach ja dies doch nur dem Zug seines Herzens und einer bisher schon gepflegten Liebhaberei. Dennoch empfand er das Theologiestudium durchaus nicht als eine Last; er hatte anregende Professoren (Schneckenburger, Lutz), deren Vorträge er nach eigenem Geständnis mit ebenso großer Teilnahme als Hochachtung verfolgte, und bekennt noch im Jahre 1889 gelegentlich, daß er mit Dankbarkeit darauf zurückblicke.

Ist es bei einer Natur wie Rütimeyer, die alles intensiv und gründlich erfaßte, von vorneherein wahrscheinlich, daß auch jene Geistesbeschäftigung nicht spurlos an seinem spätern Leben vorüberging, zumal er selbst gelegentlich jene Eindrücke sehr tief und unendlich zähe nennt, so liegt die Frage nahe, in welcher Weise sie nachgewirkt haben. Gewiß wäre es durchaus verfehlt, daraus seine reservierte, kritische Haltung gegenüber dem sogenannten Darwinismus, speziell die Ablehnung der Selektionshypothese, abzuleiten; in diesen Fragen entschied bei ihm ausschließlich die Naturbeachtung und der sorgfältige Verstandesschluß. Vor dem Ineinanderschleifen naturwissenschaftlicher und theologischer Argumente, wie vor der Gleichwertung von Psyche und Physis hegte er bis zuletzt einen wahren Abscheu. Wohl aber darf man damit in Verbindung bringen das Interesse, welches er den Geisteswissenschaften stets entgegenbrachte, die Pietät auch in wissenschaftlichen Dingen, endlich jene seine Art, mit der er etwa am Schlusse seiner Arbeiten andeutet, daß hinter den gelösten Problemen des Kopfes noch andere ungelöste und höhere des Gewissens seien. Aber auch nach ganz anderer Seite trat zuweilen, freilich nur im engsten Familienkreise oder bei Anlässen, welche ihm sehr nahe gingen, der einstige Theologe hervor. Man wird, um von Intimerem zu schweigen, den Nachruf an einen geliebten Schüler oder die Gedächtnisrede beim ergreifenden Tode eines Klubgenossen nicht lesen können, ohne den Eindruck zu erhalten, daß der große Naturforscher nicht bloß ein Echo, sondern auch Worte hatte für die innerlichsten und heiligsten Regungen.

Was ihn zuletzt ganz zum Studium der Natur hinüberführte,

Digitized by Google

das war der immer mächtiger werdende Zug zur Erforschung der freien Natur, ein Zug, der in keiner Weise angelernt, sondern, „wie Morgenhauch in die offenen Pforten des Erkennens, Ahnens und Fühlens eindrang“ und, wie er anderswo bekennt, „das mir innewohnende spezifische Gefühl und Ahnen, daß ich im Studium der Natur am reichsten und fruchtbarsten die Wahrheit finden werde, die überall zu finden ist.“ „Damit — so drückte er sich aus — entrichtete wenigstens ein Glied der Familie, die während drei Jahrhunderten dem Gemeinwesen fast ausschließlich Geistliche geliefert hatte, den Tribut an die zunächststehende Mutter Natur.“ — Indessen war diese Entscheidung aus mancherlei Gründen nicht leicht durchzusetzen. Nur auf die warmen Empfehlungen seiner geologischen wie theologischen Lehrer und nur unter der Bedingung, daß Medizin als sicherndes Brotstudium völlig absolviert werde, gab der besorgte Vater die Zustimmung zu diesem Berufswechsel. Aber gerade durch diese außerordentlich große Aufgabe wurde seine ganze Energie angespornt und seine ungewöhnliche Arbeitskraft entfesselt und beschäftigt. Im Jahre 1847 schon löste er eine akademische Preisfrage über die geologischen Verhältnisse des Gebirges zwischen Emme und Thunersee und referierte noch als Student der Medizin das Jahr darauf über die Resultate seiner Untersuchungen auf der Naturforscher-Versammlung in Solothurn zur nicht geringen Verwunderung ausländischer und inländischer Fachgelehrten. Nachdem er 1848 das propädeutische und 1850 das medizinische Examen bestanden hatte, erwarb er sich durch Publikation jener geologischen Arbeit den medizinischen Doktortitel.

War Rütimeyer in diesen Jahren — was er übrigens sein ganzes Leben lang gewesen ist — zielstrebend, so doch nicht ein Streber im übeln Sinne, der seine schönsten Jugendjahre bloß der Studierstube und der Karriere geopfert hätte. Eifriges Mitglied des Zofingervereins, genoß er das Vertrauen seiner Kommilitonen in dem Grade, daß ihm in bewegter Zeit (1848) das Präsidium der Sektion Bern und später des Gesamtvereines übertragen wurde. Auch dem Turnen war er nicht abhold und konnte sich

Digitized by Google

an einer fröhlichen Turnfahrt gerne beteiligen, besonders wenn sie ihn in Berührung brachte mit seinen lieben Bergen. Die eigentliche Erholung, obgleich doch nur eine neue Art Anregung und Anstrengung, bildeten auch damals die mannigfachen geologischen Ausflüge in die Berge des Oberlandes, wobei nach dem Grundsatz möglichst geringen Geld- und Zeitverbrauches an Entbehrung und Strapazen oft Törichtes geleistet wurde. In der Erinnerung an jene Zeiten schrieb R. im Jahre 1852 aus Palermo:

„Es ist mir von der Mutter Natur ein Vorrecht eingeräumt worden; wie jenem mythologischen Helden neue Kraft gekommen, wenn er seine Mutter, die Erde, mit den Fersen berührte, so fand auch ich noch jedesmal die ursprünglich eigene Kraft, wenn ich mich in meiner eigentlichen Heimat befand, auf Berg und Hügel, wo ich meine ersten Siege gefeiert, wo ich mich selbst kennen gelernt, wo ich mein Besitztum erwarb. Ja, Wildheit kann ich es nennen, jene Liebe, welche schon frühe mich hinaufführte auf unsere grünen Berge. Ich gebe ganz Italien für einen wilden Lauf durch Wald und Feld, über Stock und Stein, auf unseren langen Höhen des Emmentales oder auf den zackigen Gräten des Oberlandes."

Man wird aus solchen Äußerungen unschwer erkennen, wie diese fast schwermütige Anhänglichkeit an die heimische Natur seinem ganzen Wesen jene kräftige, erdgeborene Originalität verlieh, welche einen bleibenden und wichtigen Faktor seines Lebens ausmachte; sie bildete auch das unzerstörbare Residuum seines Patriotismus bei ihm, der die vaterländischen Zustände und das schweizerische Volkstum nichts weniger als ideal fand; sie allein bewahrte ihn vor einem Kosmopolitismus, zu welchem er in jungen Jahren stark hinneigte; sie erhielt schließlich den berühmt gewordenen Gelehrten seinem engeren Vaterland.

In diese Studienzeit fällt ein an und für sich unwichtiges Ereignis, das für das Gemüt des jungen Mannes bedeutungsvoll wurde, die Uebersiedelung der Familie aus Biglen nach Bern, wo der Vater die Stelle eines Vorstehers des Waisenhauses übernommen hatte. R. geriet dadurch in regen und engen Verkehr

Digitized by Google

mit jungen Lehrern der Anstalt und pflegte mit ihnen eine gehaltvolle Freundschaft. Er, der bei einem im Grunde recht weichen Gemüt sein Bestes so leicht in die schweigsame Brust zu verschließen geneigt war, teils aus Selbstgenügsamkeit und gewissermaßen zur Wahrung seiner eigentlichen Individualität, teils aus Furcht vor Mißverstand und Unverstand — er konnte dort im Kreise Gleichgesinnter in vertraulicher Rede sich aussprechen oder im frohen Lied sich ausklingen.

Und er hatte tatsächlich ein solches Bedürfnis nach gehaltvoller Geselligkeit, wie er auch späterhin, besonders im Alpenklub und in engerem Beisammensein mit Kollegen der Universität, bewies. Freilich, je enger der Kreis derer wurde, bei denen er volles Verständnis nach jeder Seite voraussetzen durfte und je weniger unbefangen der Gelehrte der Mitwelt und diese ihm gegenüberstand, um so mehr zog er sich zurück, seine tiefsten Gedanken und Empfindungen nur noch dem engsten Kreise oder gar nur noch dem schweigsamen Papier anvertrauend.

Völlig klar tönte seine Seele aus in Kinderherzen, und darin liegt ja indirekt ein schönes Zeugnis für die Lauterkeit seiner Seele. Umgang mit naiven Kinderherzen zählt er zu den hervorragendsten Bildungsmitteln. Schon im Waisenhaus, später besonders auf seinen Erholungsstationen fand er seine kleinen Lieblinge, einen aufgeweckten Knaben, ein anmutiges Mädchen, für die er eine wunderbare Fülle von frischer Liebenswürdigkeit, fröhlicher Schalkhaftigkeit, bezaubernde Güte hatte; diese wiederum hingen an ihm mit der innigen Hingebung, deren eben nur Kinder fähig sind. Ihn versetzt ein solches Kind „in eine Wunderwelt von Unschuld und Poesie und ungetrübtester Realität alles dessen, was ja bald nur noch als Traumwelt und verlornes Paradies oder als Märchenwelt für Kinder angesehen wird. Da ist noch ein Himmelreich in ganzer Fülle; ahnungslose Reinheit, Unschuld, Freundlichkeit, Geduld, Liebe und sonnigstes Gemüt. Sollte das nicht größte und reinste Himmelssaat und Gottesgabe sein, solche Sonnen auf die arme Erde auszustreuen?“

Digitized by Google

Floß diese große Empfindsamkeit für das Kindesgemüt aus dem eigenen Herzen, so hatte sie doch auch in seiner theoretischen Lebensanschauung ihren bemerkenswerten Platz. R. hat oft die Ansicht geäußert, daß die reichste und schönste Entfaltung des seelischen und leiblichen Lebens in die Jugend falle und hat hiefür mancherlei Argumente beigebracht aus der Entwicklungsgeschichte des Individuums (sogar der Tiere) und der Völker. Seine Meinung wird am besten beleuchtet durch folgende Sätze, die man in seiner Betrachtung über die Grenzen der Tierwelt findet:

„Wer erinnert sich nicht mit Schmerzen, was er selbst an Bestem und Zukunftsreichstem besaß, da er noch Kind und die Not des Lebens ihm fremd war! Wie frühe erreichen gerade die reichsten, die echt schöpferischen Kräfte des Menschengeistes, Phantasie und Poesie, ihre Gipfelpunkte oder bleiben gar zurück, um uns nur den Rückblick, die Reflexion zu hinterlassen; wie manche Manneskraft wurde oft lange vor der Zeit, sei es durch Leidenschaft, sei es im Kampfe um oft recht eitle Forderungen der Familie, erdrückt, und schleppte sich durch die zweite Hälfte des Lebens nur als Ruine fort!"

Auch für ihn hatte mit dem fünfundzwanzigsten Lebensjahre die Jugendzeit ihren endgiltigen Abschluß gefunden. Die Sorgen um die Zukunft drängten sich an ihn heran und drohten seine Lebensentwicklung unheilvoll einzuengen. Da die Verhältnisse der großen Familie andauernde Opfer für die Ausbildung dieses einen Gliedes nicht gestatteten, so schien die Fortbildung in Frage gestellt. Der erste mutige Versuch des jungen Doktors, sich als Hilfsarzt in Interlaken etwas zu erwerben, endigte tatsächlich nach einer Woche mit Desertion ins Hochgebirge, in die Abgelegenheit des Pfarrhauses von Guttannen. Hier hatte auch er seine Vorbereitungszeit in der Einsamkeit. Wenn noch irgend ein Zweifel in ihm war, welchen Beruf er wählen sollte, der Entscheid ist hier gefallen. Hier an der Brust der Alpenwelt lauscht er auf ihren Herzschlag. Hier beobachtet er mit innerem Beben, wie mit dem Nahen des Winters die wilden, ungebändigten Naturkräfte er-

Digitized by Google

wachen und in ihre uralten Rechte eintreten. Hier hört er aus den tosenden Stürmen des Hochgebirges wie aus dem leise fallenden Schnee heraus die oft überhörte Stimme der Natur: alles ist vergänglich! Tagebuchaufzeichnungen über diesen vierzehntägigen Aufenthalt, wo es in einem schneereichen September natürlich nicht fehlte an Stürmen auf Berggipfel und verwegenen Klettereien im Grimselgebiet, beweisen, mit welch tief poetischem und doch zugleich wissenschaftlich prüfendem Geist er der Natur gegenübertritt, verraten aber auch, welche Kraft und Plastik der Darstellung ihm schon damals zur Verfügung steht.

(Guttannen, 5. Sept. 1850.) „Die Herbstnacht ist hereingebrochen; feucht stürmt der Föhn durch das wilde Tal hinab von der Höhe der einsamen Grimsel und wälzt stets neue Nebelmassen aus dem Schoße der Gebirge hinaus in das offene Gelände des Aaretals. Schwarze Wolken hängen tief hinunter an den kaum noch erkennbaren wilden Felsgestalten, welche auf allen Seiten sich auftürmen, und geisterhaft schleicht die weiße Lawine still, leise durch die Tannenwälder zum Talgrund. Kein Licht funkelt in der dunkeln Nacht; kein Stern glänzt aus der dunkeln Wolkendecke hervor; kein Leben gibt sich kund. Kalter Stein bedeckt in tausend und tausend Trümmern die von ewigem Schnee getränkten Alpwiesen; ein fernes Glöcklein nur klingt einsam durch die Nacht von weidendem Vieh, das kümmerlich Nahrung zwischen dem Steingetrümmer sich sucht. Sind denn hier Wohnungen der Menschen? Bin ich nicht allein da oben in der Felswüste? Nein, ich bin allein in der grausen Einöde! Kalter Schnee dringt aus den finstern Gräben allseits zu mir heran; dunkle, nächtliche Nebel umhüllen mich; die Natur in ihrer ganzen finstern Allmacht dringt auf mich ein: ich bin der ihre; ich bin in ihrer Gewalt; mit mächtiger Hand greift sie in mein Innerstes. Ist denn dies die Natur, die in lieblicher Weise oft die reizendsten Bilder ihrer Fülle, ihrer Anmut, ihres Lebens uns enthüllt, und uns so unser eigenes Leben erst durch das ihre erheitert und würzt? Nein, es ist die langsam tötende, langsam vernichtende, langsam wirkende, die das

Digitized by Google

ganze schreckliche Gewicht der Vergänglichkeit des scheinbar Unendlichen, Felsenfesten, der Vergänglichkeit alles, alles Lebenden auf sich trägt. Die tiefen Furchen, welche ihre Stirne, die schwarzen Felswände, durchziehen, prägen sich unmittelbar der meinigen ein; es ist das Alter, es ist der Tod, der hier waltet, die Natur, die hier wie nirgends ihre erdrückende Größe entfaltet, die aber hier wie nirgends in allen Spuren zu lesen zwingt: „Auch das Größte ist vergänglich." Ich stehe vor dieser zerstörenden Allgewalt. Was hilft mir mein Geist, der an andern Orten diese nämliche Natur zu bewältigen glaubte? Höhnend ruft es in mir: „Du bist Staub und Erde; es bleibt dir nichts, nichts! Wo bleiben hier Kunst und Wissenschaft, der Stolz und Triumph des Menschen, mit denen er die Welt zu besiegen meint? Nicht Lachen, nein, herber Hohn, kalte Angst über unser Nichts ist die Antwort. Die Stürme von Jahrtausenden stillen, gewaltigen Waltens der Natur an diesen Felsen, werden sie an dem so stolzen Gebäude, das der kleine Mensch sich aufgebaut, so lange zu arbeiten haben? Werden die Ruinen so ehrwürdig sein, solche Eindrücke fordern? Nein, nichts, nichts bleibt uns, wenn nicht die Unsterblichkeit; nur sie vermag einen hellen Lichtstrahl zu senden in die finstere Nacht, die uns umgibt."

(Guttannen, 7. Sept. 1850.) „Horch, was schlägt ans Fenster in der dunkeln Nacht? Wilde Stürme brausen durch das Tal; der Winter nimmt tobend Besitz von dem kaum noch vom Sommer ihm entrissenen Gebirge. Nebel jagen wild um die finsteren Felsenhäupter, welche in schwindelnder Höhe wie dunkle Geistergestalten emporsteigen, und aus der grausen, wilden Nebelnacht fällt leise, leise, unbemerkt in der tobenden Windsbraut, die Blume nieder, welche den Sarg bedeckt, welcher die ärmlichen Hütten der Menschen hier unten mehr denn acht Monden des Jahres einhüllt. Leise, leise fällt draußen in der Nacht der erste Schnee. Durchzuckt dich nicht ein grauser Gedanke, lebendig begraben zu werden in dieser Wohnung des Schreckens? — Kaum vermag die milde Sonne des kurzen Sommers in seltenen Augenblicken dem drohend auf-

Digitized by Google

getürmten Gebirg den Anblick des Friedens zu geben; nur wenige Wochen sind die steilen Gehänge vom dunkeln Grün bedeckt, über dem sich immer drohend die schwarzen, nackten Mauern tausendjähriger, wildgeborstener Felsen aufbauen, welche alltäglich den Würmern, welche drunten im engen Tale hausen, Tod und Verderben drohen, welchen immerfort, wie ein verborgener Feind, in der grauen Schlucht die Lawine lauert, jederzeit bereit, sich auf das harmlose Dörfchen verderbenbringend loszustürzen. Mögest du nie dich freuen der rosigen Farbe der Felsen im sommerlichen Abendglanz; ein Winter genügt, und sie stürzen, alles zertrümmernd, in die bebaute Tiefe. Lasse nicht dich blenden von der Unschuldfarbe der glänzenden Firnen; sie entsenden die schlangenähnlich lauernden Lawinen, welche jeden Frühling, während unten in der Ebene die Natur ihre größten Reize entfaltet, ihre Beute in verzweiflungsvollem Kampf zwischen Tod und Leben in ihren Armen gefangen hält und jeden Augenblick die kalte Umarmung bis zum Erstickungstod zu steigern bereit ist. Und schon fliegen die Boten des kaum verdrängten Winters durch das Land; aus seinen versteckteſten Schlupfwinkeln, von seinen Thronen im Hochgebirge, wo südliche Glut ihn nicht zu verdrängen vermag, stürzen sie sich hervor auf die alte ersehnte Beute. Die Natur hat ihr Feierkleid verloren; sie trauert bereits im dunkeln Braun der Wiesen, im grauen Schwarz der Felsen, und zitternd vernimmt sie die mächtige Stimme der Sendlinge ihres eisigen Beherrschers. In nachtschwarzen Nebeln jagen die Winde um die greisen Häupter der Felsen; schon erdröhnen von ihrem Stoß die kaum gesicherten Wohnungen der Menschen; dichter Regen ergießt sich auf die kaum getrockneten Felder; der Frost des Winters verdrängt alles Leben von den erst eingenommenen Alpen, und mitten durch das Getümmel, im unsteten Licht des wild dahinirrenden Mondes, blicken weiß die bisher schwarzen Felsenköpfe hernieder; ihr ernster Blick, der Blick der Leiche mahnt das Tal an den nahenden Tod. Bis morgen vielleicht deckt ein weißes Tuch alles sichtbare Leben. Freundliches Dörfchen im Wiesengrün, wird dies dein Leichentuch sein oder wirst du morgen noch erwachen aus dem ruhigen Schlummer?“

Digitized by Google

In den nächsten Jahren war es Professor Bernhard Studer, der dem jungen Gelehrten die Wege vorzeichnete und zugleich ebnete. Schon im Herbst 1850 konnte er nach Überwindung verschiedener Schwierigkeiten eine größere Studienreise antreten, vorerst nach Paris, der damals berühmtesten Pflegestätte naturwissenschaftlicher Studien. Indem er dort alle Gelegenheiten zu zoologischer, geologischer und auch zu medizinischer Ausbildung gewissenhaft ausnutzte und mit seiner Zeit ebenso sorgfältig umging wie mit seinen Mitteln, indem er ferner durch Empfehlungen seines Lehrers und durch eigene Hilfeleistungen verschiedener Art mit den hauptsächlichen Vertretern des geologischen und zoologischen Wissens daselbst, Elie de Beaumont, Vicomte d'Archiac, Duvernoy, Ch. Martins und andern in Verkehr trat, erreichte er in $1^1/_2$ Jahren eine bedeutende wissenschaftliche Selbständigkeit. Im Herbst 1851 wurde der Aufenthalt unterbrochen durch eine geologische Forschungs- und Sammlungsreise und einen zweimonatlichen Aufenthalt in Nizza, im Frühling 1850 durch einen kurzen, aber fruchtbaren Besuch in London und Leyden beschlossen. Noch bedeutsamer vermehrte sich sodann der Gesichtskreis des jungen Naturforschers, als ihm bald darauf, wiederum durch Empfehlung seines verehrten Lehrers, die verantwortungsvolle Aufgabe übertragen wurde, als ärztlicher Berater einen jungen kranken Herrn von Effinger aus Bern nach Süditalien und Sizilien zu begleiten. Obschon die Rücksicht auf den leidenden Zustand seines Gefährten dem feurigen, wissensdurstigen Geist eine tägliche Selbstentäußerung auferlegte, war doch der Gewinn für Erdkunde und Gesteinskunde sehr bedeutend. Es stände über diese, wie auch über die meisten späteren Reisen ein reichliches, vielfach sehr anziehendes Material zur Verfügung, da R. gewohnt war, seine Eindrücke sofort schriftlich, sei es in Notizen, sei es in Briefen, zu fixieren und ebendadurch zu verarbeiten; doch soll hier bloß ein Dreifaches hervorgehoben werden, was besonders charakteristisch ist für die Art seiner Selbsterziehung: Vorerst die skrupulöse Ausnutzung der Arbeitszeit, die meist bis nachts 12 Uhr ausgedehnt wurde und wobei die Strapazen weiter Märsche ebensowenig in Betracht

Digitized by Google

fielen als die kaum minder anstrengenden tagelangen Beobachtungen in zoologischen und paläontologischen Sammlungen; sodann seine originelle, durchaus von Schablone unabhängige Art des Studiums, so daß er z. B. in Nizza die reiche Fauna des Fischmarktes zum Objekte seiner Untersuchungen machte und dabei (nach eigenem Geständnis) jene scharfe Auffassung von Knochenformen sich aneignete, durch die er später berühmt ward; endlich die ideale Auffassung von der moralischen Freiheit des Geistes als dem höchsten Ziele menschlichen Strebens, dem er durch gewissenhafteste Selbstprüfung, sowie durch gehaltvollen Gedankenaustausch mit Freunden nahe zu kommen suchte.

An dieser Stelle liegt die Frage wohl nicht allzufern, ob nicht R. in dieser Periode seines Lebens eine viel großartigere Wirksamkeit, wenigstens als Endziel, vor sich geschaut hat, als sie ihm tatsächlich später zu teil wurde. Damit in Verbindung steht die andere Frage, die ihn persönlich mehrmals aufs tiefste bewegt hat, ob er nicht auf einem größeren Wirkungsfeld und von einer höheren wissenschaftlichen Warte aus noch Bedeutenderes vollbracht hätte, als er wirklich geleistet hat.

Die erste Frage läßt sich leichter beantworten. Unstreitig hat das großartige wissenschaftliche Leben in Paris und besonders in London, wie auch der Verkehr mit den berühmtesten Meistern seiner Wissenschaft einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht. Allein er ließ sich durch das Blendende großstädtischer Institutionen nicht leicht imponieren und erkannte auch deutlich die Gefahren, welche gerade für gewissenhafte, sorgfältige Arbeit in denselben liegen. Freilich dem Zauber einer Welt voll Geist und Anregung, Schönheit und Reichtum konnte sich der aus kleinen Verhältnissen herausgetretene phantasievolle Jüngling nicht völlig entziehen; aber gegen die Bezauberung war er durch die unauslöschlichen Eindrücke der Heimat gefeit. Erinnert es nicht an das wunderbare Lied jenes Fortunato (in Eichendorffs Marmorbild),' vor welchem das verwirrende Blendwerk der Nacht in das Nichts versinkt, wenn er nach einer farbenreichen Schilderung eines Pferderennens in Versailles, wo

Digitized by Google

der Reiz eines Daseins voll Schönheit, Luxus und Reichtum verführerisch sich entfaltete, mit dem Bekenntnis schließt:

„Ein Schluß bleibt, ein Gedanke überwiegt, ein Grundton des bisherigen Lebens bleibt, er heißt: Heimat, wie bist mir so lieb! Über die glänzenden Zimmer des königlichen Schlosses, über die Blumenbüsche, über die schönen Bildsäulen hinaus ragt der blaue Himmel und bringt mir die frischen Lüfte der Heimat. — Heimat, wie bist mir so lieb! Warum, das kann ich kaum sagen; allein die Worte enthalten alles, was ich fühlen und denken kann; sie füllen das ganze Gemüt aus; sie lassen keine Leere. Ja, dieser eine Gedanke schließt alle Lücken, welche alle die reiche Befriedigung hier noch lassen würde. Er ist mir alles; Heimat umfaßt alles, inneres und äußeres Sein und Leben. Still, verborgen, arm aber frisch, frei und warm will ich bleiben; ich will in die Heimat zurückkehren!"

Man darf ruhig sagen, dieses Heimatbedürfnis, verbunden mit einer Anzahl von persönlichen, häuslichen und amtlichen Verhältnissen, welche demselben entgegen kamen, hat R. seinem Vaterlande bleibend erhalten, und das Heimatgefühl hat ihm einen weiteren Wirkungskreis bis zu einem gewissen Grade ersetzt.

Unter den angedeuteten weiteren Motiven muß vorerst, der Reihenfolge der Ereignisse entsprechend, seine im Jahre 1855 erfolgte Verehelichung mit der Schwester seiner Schwägerin, mit Jungfrau Laura Fankhauser erwähnt werden, eine Verbindung, welche ihn nicht nur eine reichbegabte, hingebende und verständnisvolle Lebensgefährtin gewinnen ließ, sondern durch sie zugleich ein zweites Heim und, was er besonders wertschätzte, eine zweite Jugend- und Kindeszeit im trauten Familienkreise des ihm überaus sympathischen Pfarrpaares Fankhauser. Ihr schönes Landgut in Oberburg bei Burgdorf wurde für ihn die liebste Erholungsstätte; denn da fand er außer Familienleben, das Beste, was seines Erachtens der Mensch von weltlichen Gütern erreichen könne, Bildung auf dem Boden guter Tradition und Landleben veredelt durch Geschmack und Kultur.

Digitized by Google

Weniger befriedigend gestalteten sich anfangs seine eigentlichen Berufsverhältnisse. Zwar wurde ihm schon im Jahre 1853, d. h. bald nach seiner Rückkehr aus Italien, eine außerordentliche Professur für vergleichende Anatomie an der Universität Bern angeboten, allein unter für ihn sehr drückenden Abhängigkeitsbedingungen. Auch waren die Besoldungsverhältnisse derart, daß er noch den naturwissenschaftlichen Unterricht an der Real- und Industrieschule übernahm und dadurch sehr belastet wurde. Kurz, seine Stellung in Bern war so unbefriedigend, daß er sich zu Anfang des Jahres 1854 brieflich an seinen berühmten Kollegen Sir R. Murchison in London wandte und anfragte, ob er sich einer projektierten wissenschaftlichen Expedition nach dem Himalaja unter Schlagintweit anschließen könne. Erfreulicher war das Interesse, das man seinen öffentlichen Vorträgen naturbeschreibender Art („Schilderungen von Bau, Form und Farbe unseres Kontinents auf einem Durchschnitt von England bis Sizilien") in Bern und deren ebenfalls 1854 erfolgter Veröffentlichung entgegenbrachte. Als ob es nur eines solchen äußeren Anstoßes bedurft hätte, begann man gleichzeitig an der Akademie in Lausanne und am eidgenössischen Polytechnikum sich für den talentvollen Naturforscher zu interessieren. Schon hatte er auf die Offerte einer Lehrstelle für Geologie und Paläontologie in Zürich privatim seine Bereitwilligkeit erklärt, als, bevor die definitive Wahl durch den Bundesrat erfolgt war, von Basel aus im August 1855 der Ruf an ihn erging, die neugegründete Stelle an der Universität für Zoologie und vergleichende Anatomie anzunehmen. Es waren besonders die Professoren Peter Merian und Wilhelm Vischer, beide mit R. bei früheren Anlässen bekannt geworden, welche diesen für ihn wie für die baslerische Hochschule ehrenden Ruf vermittelt hatten. R. zögerte nicht, obschon damals noch die Besoldungen in Basel als sehr klein bekannt waren und er darum noch den naturgeschichtlichen Unterricht an der Gewerbeschule zu erteilen hatte, diese Lehrstelle anzunehmen. Ihn zog Basel besonders an durch die Aussicht, hier selbständig und unabhängig, getragen vom Vertrauen der Behörden und von der Achtung wohlwollender Kollegen,

Digitized by Google

unbeengt von kleinlichem Cliquenwesen oder politischen Parteiungen, seine Kraft ganz der Universität und der Wissenschaft widmen zu können. Dieser Wunsch, der zugleich sein persönlicher Vorsatz war, ging tatsächlich in Erfüllung. R. fand von Anfang an freundliches Entgegenkommen von seiten der hervorragendsten Lehrer der Hochschule, außer den genannten besonders von C. Jung, Schönbein, Miescher und Wackernagel. Er erhielt ferner in Peter Merian wie einst in Professor Bernhard Studer zugleich einen vorbildlichen Lehrer und älteren Freund. Auch seine Familie fühlte sich am neuen Wohnort, wo Anverwandte und Bekannte nicht fehlten, bald heimisch; sein Sohn, der zu seiner Freude heranwuchs, fand hier seine Freunde und später seine Zukunftsstellung. Als R. im Jahre 1867 in ehrenvoller Weise das Basler Bürgerrecht erteilt wurde, war tatsächlich Basel seine zweite Heimat geworden. Darum konnte R., der dauernde Trennung von der Heimat eigentlich als innere Hemmung empfand, später nicht anders, als Offerten und Berufungen nach auswärts abweisen (1868 nach Bern, 1875 nach Zürich), auch wo ihm dies im Hinblick auf größeres Wirkungsgebiet und bedeutendere Hilfsmittel (1878 Dorpat) momentan recht schwer wurde.

Schwieriger ist jene andere oben aufgeworfene Frage zu beantworten, ob dieser so reich mit Wissen und Geist ausgestattete Gelehrte nicht weit mehr hätte erreichen können an irgend einer Zentralstelle der Wissenschaft, zu welcher ihm ja bei geringer Bemühung seinerseits der Weg durchaus offen gestanden hätte. Sie wird sich vielleicht überhaupt nicht, jedenfalls bloß im Hinblick auf das, was er unter den tatsächlichen Verhältnissen geleistet hat, lösen lassen.

R. war beides, Lehrer und Gelehrter, und beides ganz, aber das letztere unstreitig mit größerem Erfolg. Einer seiner ehemaligen Schüler* gibt ihm das Zeugnis, daß die Tatsachen der Anatomie und der Naturgeschichte der Wirbeltiere, die sich seit

* H. G. Stehlin a. a. O.

Digitized by Google

den Zeiten Daubentons und Blumenbachs aufgespeichert haben, in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts schwerlich irgendwo in solcher Vollständigkeit, geschweige denn in so glänzender Darstellung zusammengestellt woeden sind, wie bei ihm. Aber gerade für solchen Reichtum und solche Gründlichkeit des Wissens waren viele seiner Zuhörer nicht hinlänglich vorbereitet. R. wußte dies wohl und schreibt gelegentlich aus Oxford, freilich unter dem Eindruck des Moments: „Studenten in Oxford und ‚Studenten' in Basel! hilf Himmel, welch entsetzlicher Kontrast!" Größer war wohl noch das Mißverhältnis zwischen dem Dargebotenen und dem Empfangenden bei seinem Unterrichte an der Gewerbeschule, der ihm übrigens im Jahr 1869 abgenommen wurde. Am meisten empfand er an seinen Schülern den Mangel an Beobachtung; das bildete für sein Temperament eine stete Versuchung zur Ungeduld und bot gelegentlich Anlaß zu sarkastischen Äußerungen über Stadtkinder. Dennoch war nach einer Seite, und gerade nach der wichtigsten, der erzieherischen, sein Einfluß überaus groß und zwar auf Studierende wie auf Realschüler. „Gleich bei Beginn ihrer Studien bekamen seine Schüler durch ihn den Eindruck, es sei etwas Großes und Heiliges um die Wissenschaft und wer sich ihrem Dienste widmen wolle, der habe dies mit reinem Sinn und unter Aufwendung seiner besten Kräfte zu tun. Dieser Eindruck ist für die edler denkenden unter R.s Schülern ein dauernder geblieben, und er ist für manchen derselben zu einem die fernere Lebensführung bestimmenden Leitsterne geworden."*

Sein Vortrag war so charakteristisch, daß man auch aus andern Fakultäten Gelegenheit suchte, in seinen Vorlesungen zu hospitieren. R., der mit großer Fertigkeit französisch, italienisch und englisch sprach und z. B. gelegentlich in London vor einem sehr erlauchten Kreis von Fachgelehrten einen englischen Vortrag hielt, vermied fast peinlich die eigentlich hochdeutsche Aussprache und ließ, obschon er in einem grammatisch korrekten Gutdeutsch vortrug, im

* His a. a. O.

Digitized by Google

Tonfall der Vokale und in der rauhen Wiedergabe der Gutturale durchaus sein bernisches Idiom durchklingen. Dieser durch Tonfarbe, durch Länge und Zahl der Satzperioden, endlich durch unruhige Gestikulation scheinbar unbeholfene Vortrag war nun aber getragen von einer eigentlichen verborgenen Glut der Begeisterung, wurde gehoben durch die lebendige rhetorische Form und unterstützt durch die kunstreich zeichnende Hand, so daß ihm jede Schwerfälligkeit benommen war.

Schwieriger ist es naturgemäß, an dieser Stelle seine Bedeutung als Gelehrter zu würdigen, und man wird hier lieber kompetenteren Beurteilern das Wort lassen. R. ging auch als Gelehrter seine eigenen Bahnen. Die Probleme waren ihm weder durch die wissenschaftliche Zeitströmung noch durch irgend eine Autorität zugewiesen, sondern traten an ihn heran teils im Zusammenhang mit seiner eigenen Entwicklung, wie die Probleme über Tal- und Seebildung, teils auf mehr zufällige Weise, wie diejenigen der Pfahlbauten und die Egerkinger Fauna, sowie die Untersuchungen über fossile Schildkröten, indem ihm Funde und Sammlungsobjekte zur Bestimmung vorgelegt wurden. Aber seine ganze ungewöhnliche Kraft, unermüdlichen Fleiß und peinlichste Sorgfalt setzte er nun an die Lösung dieser Aufgaben und führte sie in immer neuen Anläufen und immer neuen kleineren Abhandlungen durch zwei bis drei Jahrzehnte hindurch in einer solchen Weise und mit solchem Geiste aus, daß nicht bloß seine Arbeit als Muster von Zuverlässigkeit und Genauigkeit anerkannt wurde, sondern oft dadurch der Forschung ganz neue Richtungen eröffnet wurden. Beispielsweise begnügt sich R. nicht etwa damit, die vorgefundenen Knochensplitter, Überreste vom Speisetisch der Pfahlbauer, zu bestimmen und daraus ein Bild der Tierwelt jener Periode zu entwerfen, sondern er zieht daraus Schlüsse auf das Verhältnis von Wildtier und Haustier und hieraus wieder auf den Kulturzustand der Menschen; anderseits erweitert sich ihm die Untersuchung zur Forschung über das Verhältnis der damaligen und der jetzt lebenden Haustiere und zuletzt überhaupt zu einer

Digitized by Google

vollständigen Entwicklungsgeschichte der Huftiere. Das alles aber geschieht nun nicht in bloß theoretischer oder schematischer Weise, sondern gestützt auf ein großes Material von Knochen und Fossilien, das er teils auf seinen Reisen in fremden Museen beobachtet, teils in Basel mit großer Mühe und unter Beihilfe von Gelehrten und hochstehenden Persönlichkeiten des Auslandes angesammelt hatte. Als Beweis, wie sehr dabei größter Scharfsinn mit kühner Kombinationsfähigkeit verbunden war, diene der Schluß, welchen er aus einem in den Pfahlbauten gefundenen Knochensplitter des wilden Schwanes zieht: Da der wilde Schwan sich in unseren Gegenden bloß im kalten Winter zeigt, so beweist jener Fund, daß die Pfahlbauten auch im Winter nicht verlassen waren. Ebenso fein und kühn wird aus dem Umstand, daß wenig, und durchaus keine zerbrochenen, Knochen des Hasen gefunden wurden, nicht bloß etwa gefolgert, daß dieses Tier nicht gegessen wurde, sondern daß auch bei den Pfahlbauern wie anderwärts religiöse Scheu solches verbot. Wie scharf er beobachtete und wie richtig er kombinierte, zeigte sich gelegentlich auch daran, daß er aus unbedeutenden Bruchstücken auf besondere Tiergestalten schloß, deren Überreste dann später in reichlicher Menge aufgefunden wurden und seine Aufstellungen glänzend bestätigten. Und wie er jedes Problem zu Ende dachte, das geht unter anderem daraus hervor, daß er die lange Kette prähistorischer Rinder verfolgt bis auf ihre Abkömmlinge in der Gegenwart und so die wissenschaftlichen Grundlagen zu einer sichern Unterscheidung speziell der schweizerischen Viehrassen darbietet, welche sogar für die rationelle Viehzucht von Bedeutung geworden ist. Den größten Aufwand von Mühe hat er eigenem Geständnis nach auf die Bestimmungen der sogenannten Egerkinger Fauna verwendet. Wenn man jene im Museum aufgestellte Sammlung von kleinsten Zahnreihen und Einzelzähnen fossiler Säugetiere aus einer längst entschwundenen Erdperiode betrachtet und sich sagt, daß daraus für ihn eine ganze Tierwelt entstand von höchst eigenartigen Formen und daß dadurch wichtige Zusammenhänge zwischen der Tierwelt der neuen und der alten Welt für die Tertiärperiode bewiesen

Digitized by Google

wurden, wenn man schließlich bemerkt, wie auch diese sehr kühnen Ergebnisse die Anerkennung der bedeutendsten Autoritäten in Europa und Amerika fanden, so kann man auch rein vom Laienstandpunkte aus sich der höchsten Bewunderung nicht enthalten.

Zoologie als Naturgeschichte im vollen Sinn des Wortes aufzufassen und den Fäden nachzuspüren, welche heutige mit früheren Generationen von Geschöpfen verbindet, das betrachtete R. als die eigentliche, dringende Aufgabe des Naturforschers. Diese hat er zunächst gelöst an der Hand der Pfahlbaufunde für die Haustiere. Er ist und bleibt der Begründer einer wissenschaftlich-anatomischen Rassenlehre; er hat die Haustiergeschichte auf den richtigen Boden gestellt und sie wie kein zweiter gefördert. Die also gewonnenen Ergebnisse bildeten für ihn dann den Anfang und die Aufforderung zum Studium der Verwandtschaftsbeziehungen der Rinder und zuletzt zu der Abstammung der gesamten Huftiere, indem auch die ausgestorbenen Arten benutzt und die Paläontologie zu Rate gezogen wurde. Auf die gleiche Weise, also an der Hand der Erdgeschichte, erklärte er dann auch die heutige Verteilung der Tierwelt, die Tiergeographie.*

Außer mit Tiergeschichte befaßte sich R. auch, freilich viel weniger eingehend, mit Menschheitsgeschichte. Die Forschungen über schweizerische Schädelformen, welche er im Verein mit seinem Freunde Professor His besonders an dem Material bündnerischer Beinhäuser unternommen hatte, und ihre Ergebnisse bilden zum Teil noch jetzt die Grundlage für die Archäologie und die Geschichtsanschauung über die ältesten Alpenvölker; doch hat R. dem Schreiber dieser Zeilen noch im letzten Lebensjahre geäußert, daß seine Arbeiten auf diesem Gebiete der Ergänzung und Umarbeitung bedürftig seien. Von den Untersuchungen endlich, welche der Erdgeschichte im engern Sinne gewidmet sind, besonders von den Studien über Tal- und Seebildung bezeugt ein maßgebender Beurteiler,** daß

---

* Nach Keller a. a. O.

** Prof. C. Schmidt in den „Basler Nachrichten."

Digitized by Google

heute noch die Probleme der Gestaltung unserer Erdoberfläche an der Hand derselben diskutiert werden. „Die Täler sind keine bei der Gebirgserhebung gewaltsam aufgerissene Klüfte; es sind die Rinnen, welche das fließende Wasser allmählich sich selbst gegraben; die Seen, ein naturhistorisches Geheimnis, sind ephemere Erscheinungen, kleine Episoden in der Geschichte rasch wachsender Täler."

Der ganze Reichtum seines Wissens und seines Geistes offenbart sich wohl am deutlichsten in zwei kleinen Abhandlungen: „Über die Herkunft unserer Tierwelt" und „Über die Grenzen der Tierwelt." Von jener sagt der erste deutsche Paläontologe, Professor Zittel in München: „Obwohl seit dem Erscheinen jener meisterhaften Skizze das paläontologische Material durch neue Entdeckungen in Europa und noch mehr in Nord- und Südamerika mindestens verdoppelt wurde, brachte diese unerwartete Vermehrung doch in den meisten Fällen nur eine Bestätigung der von R. auf beschränkte Erfahrung gestützten Anschauungen." Die zweite Schrift ist besonders darum bedeutungsvoll, weil darin R. ausdrücklich Stellung nimmt zum Darwinismus. Nirgends zeigt sich deutlicher die absolute Selbständigkeit und Gewissenhaftigkeit seines Forschens als der genannten Richtung gegenüber, die sich bekanntlich in gewissen Vertretern als wissenschaftlich unfehlbar gebärdete. R. war bei seinen Untersuchungen über die Geschichte der Wirbeltiere rein auf dem Wege der Beobachtung zur Erkenntnis der Veränderlichkeit und Umbildungsfähigkeit der Arten gekommen, so daß Darwin im Jahre 1865 schrieb: „Ich denke, Rütimeyer, für den ich große Hochachtung empfinde, ist auch mit uns", und daß man behauptet hat, R. habe wohl am meisten zur Befestigung der Entwicklungslehre in der Schweiz getan. Der eigentlichen Darwinschen Theorie gegenüber verhielt er sich aber durchaus kritisch, wie er denn zeitlebens einen wahren Horror hatte vor der Zwangsjacke jeglicher Theorie. Demnach trat er nicht bloß intoleranten Anmaßungen mit großer Schärfe entgegen, sondern er verwies auch die Selektionshypothese, d. h. die Annahme eines Fortschrittes zum Höchsten nur durch natürliche Auslese, in das Gebiet der privaten Ansichten

Digitized by Google

und ließ sich von keinem Zetergeschrei irre machen.* In seiner erwähnten Abhandlung über die Grenzen der Tierwelt bezeichnet er die Grenze nach unten, zwischen Tier und Pflanze, als eine abstrakte Konzession an unser Auge, das sich außerhalb von Schranken auf allen Gebieten des körperlichen wie des geistigen Erkennens so unbehaglich und verlassen fühlt." Dagegen erscheint ihm die Grenze nach oben, zwischen Tier und Mensch, viel schwieriger zu bezeichnen; das ist „eine nicht nur Wissen, sondern auch Gewissen fordernde Frage." „Das Forum ist das Herz der Menschheit und unhörbar; aber deshalb doch vernehmlich (sei es früher, sei es erst im Augenblicke, da der Leib des Individuums auf immer einschläft) erwacht die Stimme, welche ihm sein körperliches Leben deutet, tief aus dem Innern eines jeden, welcher es wagt, fromm, das heißt ohne Egoismus, und dankbar, das heißt der eigenen Unzulässigkeit geständig, das ihm für kurze Zeit geschenkte Licht der Welt in sich zu kehren." Ob nun auch sichtbare, feste körperliche Grenzen nach oben fehlen, gibt doch die mannhafte Prüfung des eigenen Geisteslebens den sicheren, allerdings auch individuellen Maßstab, sein Verhältnis zum Tiere abzumessen. Der Unterschied zwischen Mensch und Tier ist das Maß, in welchem er die Pflicht ausübt: „nosce te ipsum!" Der Kampf ums Dasein aber hat den Orang nicht menschlicher, sondern tierischer gemacht; das „Drängen nach Bewußtsein, nach innerer Erkenntnis ist die wahre Triebfeder, welche aller Schöpfung per aspera ad astra forthilft."

In der Stellung als Vorsteher der naturwissenschaftlichen Anstalten verband sich aufs schönste die Tätigkeit des Gelehrten mit derjenigen des Lehrers. Als R. 1855 die Professur für vergleichende Anatomie und Zoologie antrat, fand er eine kleine vergleichend-anatomische Sammlung von etwa 1000 Nummern vor. Bei seinem Rücktritt im Jahre 1893 konstatiert der Bericht einen Bestand von 6000 Präparaten, darunter 700 Skelette und 1400

* Rudolf Burckhardt a. a. O.

Digitized by Google

Schädel. Dieses Resultat scheint groß schon im Hinblick auf die beschränkten Mittel, welche zur Verfügung standen (früher 1300, von 1877 an 1800 Fr. für Unterhalt und Bedienung); es tritt aber erst in das richtige Licht, wenn man erwägt, daß die systematische Vergrößerung, die einsichtsvolle Ergänzung und Anordnung dieser Sammlung fast völlig das Werk Rütimeyers ist, eines Fachmannes ersten Ranges auf diesem Gebiete. Darum ist es begreiflich, wenn R. auf diese seine Schöpfung stolz war und es bitter empfand, daß sie, hauptsächlich infolge ungünstiger Aufstellung, viel zu wenig zur Geltung kam, und wenn er darum nicht müde wurde, für dieses vielfach unersetzliche Urkundenmaterial der historischen Zoologie würdigere Ausstellungsräume zu verlangen. Ebenso verständlich ist aber auch die Befriedigung, die er empfand und von der ein Brief Zeugnis ablegt, als er im Jahre 1877 beim Besuch im Britischen Museum entdeckte, daß für Osteologie der Schildkröten und Rinder die Sammlungen in Basel reichhaltiger und vollständiger waren als diejenigen der Weltstadt.

Seit dem Jahre 1883, d. h. nach dem Tode Peter Merians, fiel ihm auch die Aufsicht, was ziemlich gleichbedeutend war mit der Besorgung, der naturwissenschaftlichen Sammlungen im Museum zu. Bestrebt, die Traditionen seines charaktervollen Vorgängers in jeder Hinsicht zu befolgen, opferte er dieser neuen Pflicht viel Zeit und Kraft. Man möchte sagen zu viel, wenn man erwägt, wie unter dieser Arbeit seine Gesundheit Schaden litt und wie dabei eine Menge rein mechanischer und manueller Arbeit durch einen Gelehrten verrichtet wurde, welche anderwärts das Abwartspersonal auszuführen hat, z. B. Umstellen der ausgestopften Tiere, Schutzvorrichtungen gegen Staub, Schimmel und Insektenfraß bei denselben, Dislokationen von Teilen der mineralogischen Sammlung u. s. w. Auch bei dieser Verwaltung verfolgte übrigens R. ganz bestimmte und zweifellos bedeutsame Ziele: erstlich die Lostrennung von kleinen Unterrichtssammlungen für die Universitäts- und Vorlesungsräume von dem Hauptkörper der öffentlichen Schau- und Lehrsammlung im Museum; ferner die Vereinigung der bisher getrennten Samm-

Digitized by Google

lungen fossiler und ausgestopfter Tiere und deren Neuaufstellung nach dem Gesichtspunkt der Tiergeschichte und der Tiergeographie; endlich die Vereinigung der geologischen und der mineralogischen Sammlung zu einer Anstalt. Es ist klar, daß dies eine völlige Veränderung, aber auch einen großen Fortschritt in unsern Sammlungen bedeutet. Wenn er dieses sein Ziel zum großen Teile nicht erreichte, so war gewiß nicht Mangel an Energie und Ausdauer schuld, sondern vor allem die Beschränktheit der Räume und die Kürze seines Lebens. Wie er aber auch hier Treue im kleinen geübt hat, davon geben auch die mit peinlicher Genauigkeit geführten Abrechnungen über die gewährten Kredite, sowie die mit altmodischer Umständlichkeit doppelt in Reinschrift hergestellten Jahresberichte einen Beweis.

In vielfacher Weise stellte er sein Wissen und seine Gelehrsamkeit in den Dienst öffentlicher, vaterländischer oder bürgerlicher, Interessen. Dem schweizerischen Alpenklub diente er besonders in den ersten Jahren seines Bestehens durch wertvolle Abhandlungen, die in den Jahrbüchern des Vereins veröffentlicht wurden, sowie durch mehrere Itinerare, am meisten aber wohl dadurch, daß durch ihn Fragen von weittragender Bedeutung in den Vordergrund gerückt und so der Verein vor dem naheliegenden Abweg bewahrt blieb, bloß in alpiner Gymnastik und Bergsport aufzugehen. Speziell der Basler Sektion des Alpenklubs leistete er lange Jahre Dienste als Oberbibliothekar, und manche selten gewordenen Helvetika wanderten da aus seiner Privatbibliothek stillschweigend in die Sektionsbibliothek. Aber er fühlte sich auch in der Gesellschaft, welche ihm dort geboten wurde, so wohl wie selten sonst und blieb bis in die späten achtziger Jahre ein regelmäßiger, gern gesehener und auch recht gemütlicher Klubgenosse. Die Jahrbücher dieses Vereines geben ferner Kunde von seiner unverdrossenen Tätigkeit an dem im ganzen wenig gewürdigten Werke der Rhonegletschervermessung, das den Zweck hat, die jährlichen Schwankungen der Gletscherbewegung zu konstatieren, um daraus Aufschlüsse über die Veränderungen jenes Gletschers und der Gletscher überhaupt zu

Digitized by Google

erhalten. Den vorläufigen Abschluß dieses großartig angelegten Unternehmens, für das er zuerst die Teilnahme des schweizerischen Alpenklubs, hernach die des schweizerischen Bundesrates gewinnen mußte, erlebte er nicht; er schrieb noch die Einleitung zu der längst geplanten größeren Publikation über die Ergebnisse der ersten zwanzig Beobachtungsjahre; aber der fertige Druck kam ihm nicht mehr zu Gesicht.

Auf andere Betätigungen kann nur hingewiesen werden. In der Naturforschenden Gesellschaft Basel hielt er in den 40 Jahren seiner Mitgliedschaft 66 Vorträge; die schweizerisch-paläontologische Gesellschaft half er gründen. Entsprechend baslerischen Traditionen übernahm er akademische und populäre Vorträge in der Aula, im Bernoullianum, sowie in den Arbeitersälen. Als Mitglied des Sanitätskollegiums nahm er genaue Messungen und Untersuchungen des Grundwassers vor, machte dabei auf das kostbare Wasserreservoir in Klein-Basel aufmerksam und gab den Anstoß zur Errichtung des Pumpwerkes in den Langen Erlen.

Still und zurückgezogen war sein Privatleben. Auf gesellschaftliche Unterhaltungen hielt er nicht viel, weil er sie als Zeitverlust taxierte. Kam aber ein besonderer Familienanlaß, so entzog er sich nicht, sondern wußte, meist durch einen wunderschön zusammengestellten Strauß von Feldblumen und eine damit in feine Verbindung gebrachte Rede, früher wohl auch durch Gedichte, die bei aller Anspruchslosigkeit der Form durch ihre Gemütstiefe und wahren poetischen Gehalt an die Hebelsche Muse erinnern, seiner Teilnahme sinnigen Ausdruck zu geben, und wenn irgendwo sein Rat oder seine Hilfe nötig war, so reute ihn weder Zeit noch Mühe. Seinen freilich mehr passiven als aktiven Familiensinn bekundete er sonst am meisten im Verkehr mit seinen Eltern, besonders in Haus und Familie seiner Gattin, wo er, da der würdige Patriarch des Hauses erst im 90. Lebensjahre starb, bis in sein höheres Alter das ihn wahrhaft beglückende Bewußtsein hatte, „Kind des Hauses" zu sein. Dort bei den einfachen Arbeiten in Haus, Garten und Feld, an denen er eifrig teilnahm, konnte man sehen, welch wahrhaft

Digitized by Google

fröhliche Natur dem im Banne seines Pflichtenkreises oft etwas unnahbaren Professor in der Heimatluft seines geliebten Emmentales eigen war. Später zog er sich mehr auf den Familienverkehr mit den nächsten ihm gebliebenen Angehörigen zurück. Außerordentlich hoch und dankbar schätzte er ein ihn von der Studentenzeit bis in seine letzten Tage mit einem Altersgenossen in Bern verbindendes unwandelbar inniges Freundschaftsverhältnis.

Zu Hause führte er ein Leben voll intensiver Geistesarbeit und energischer Gedankenkonzentration; gegen Störungen jeder Art war er empfindlich; sie wurden ihm darum von der verständnisvollen Gattin möglichst ferngehalten. Dabei war seine Lebenshaltung schlicht, fast bescheiden. Von Jugend auf zur Einfachheit erzogen, machte er höchst geringe Ansprüche an Bequemlichkeit und Annehmlichkeit des Daseins; die Atmosphäre altbürgerlicher Solidität sagte ihm am besten zu. Die eigentliche Werkstätte seines Schaffens war seine mit wenigen, aber guten Landschaftsbildern und einigen lieben Photographien ausgestattete Studierstube, worin die nicht sehr große, aber erlesene und vortrefflich geordnete wissenschaftliche Bibliothek stand und sein mit Briefen aus allen Weltteilen übersäter Schreibtisch. Eine gewisse körperliche Erholung bildeten tägliche Spaziergänge nach irgend einem schönen Punkt in der nähern oder fernern Umgebung oder auch nach dem Standort einer interessanten Pflanze, einer seltenen Blume. Überhaupt waren Blumen von Feld und Wald, diese schlichten, anmutigen Kinder der Natur, ein Lebenselement für ihn; sie schmückten zu jeder Jahreszeit sein Zimmer und verliehen ihm einen Hauch stiller Freundlichkeit. Geistigen Genuß und damit Erholung fand er vor allem in der Musik, d. h. im Anhören bedeutender Tondichtungen, sowie im Lesen guter französischer und englischer Literatur. Ein paar Beispiele mögen die Universalität seiner Bildung, aber auch zugleich die emsige Weiterbildung beleuchten.

Bei seinem ersten Aufenthalt in Italien äußert er sich nirgends über Kunst und Kunstwerke; am Serapistempel in Pozzuoli sieht er nur die Spuren der Bohrmuscheln und schreibt 1852: „Italien

Digitized by Google

läßt mich kalt und teilnahmlos." Etwa zwei Jahrzehnte später aber lesen wir: „Michel Angelo und Raffael, ihr seid's, die ihr den Gottesgedanken am reinsten verstanden habt; ja, wenn dem Menschlichen vergönnt ist, ein Göttliches zu spüren, so habt ihr es erreicht! O Italien, du um vier Jahrhunderte entlegenes Eden u. s. w." Von da an fehlen nie in seinen Briefen Äußerungen, welche von kunstgeschichtlichem Studium und Verständnis zeugen, und sie allein schon würden beweisen, daß R. nicht umsonst Kollege des berühmten Basler Kunsthistorikers gewesen ist. Als er 1879 in der Bretagne weilte, schrieb er gelegentlich, wie er jetzt zur Erholung Kants „Kritik der reinen Vernunft" und Lotzes „Mikrokosmus" studiere. Im Jahre 1873 las er mit ausführlichen Exzerpten das Buch von Dr. Fr. Strauß: „Der alte und der neue Glaube" und schloß seine scharfe, aber treffende Kritik über dieses „Beispiel dessen, was man an Impietät und Undankbarkeit leisten kann gegen Kräfte, durch welche wir doch schließlich alle aufgewachsen und zu dem wenigen geworden sind, was wir sind", mit dem Satze: „Ich meinerseits bedanke mich also des höflichsten für diese neueröffnete Herrlichkeit und muß sogar gestehen, daß ich lieber bei der Bergpredigt bleibe als bei Nathan."

Die zuletzt erwähnte Mitteilung gestattet nun auch einen Schluß auf ein Gebiet, über das R. sich zwar selten aussprach, das er sich aber ebenso entschieden für sein praktisches Verfahren reservierte, das religiöse. Es wäre profan, den Schleier der Ehrfurcht wegzuziehen, mit dem R. vor der Welt sein Innerstes zumeist verbarg, obschon er z. B. sich vom Kirchenbesuche nicht fern hielt, und so ist die Frage, wie dieser Naturforscher sich zum christlichen Glauben verhalten habe, weder eine müßige noch eine neugierige, führt sie doch auf die tiefsten Wurzeln der Kraft zurück, aus denen vor allem seine Gewissenhaftigkeit erwachsen ist. Daß er sich mit dem religiösen Problem philosophisch auseinandergesetzt hat, ist bei ihm selbstverständlich; doch hielt er nicht viel auf metaphysische Schlüsse und Aufstellungen. Das unmittelbare Element, in dem die Religion lebt, ist und bleibt ihm Gefühl und Gefühlsgewißheit. Das religiöse

Digitized by Google

Fühlen kann sich „nach eigenem Bedürfnis seinen Weg suchen, in kühnem Höhenfluge dem Denken vorauseilen und sich auch in solche Geheimnisse von Welt und Gott versenken, für die das philosophische Denken auch nicht eine irgendwie wahrscheinliche Lösung zu geben weiß.“ Aus diesem Grunde ist er einer bloßen Vernunftreligion abhold. Aber auch eine unbestimmt pantheistisch gehaltene Religion, in welcher der Unterschied zwischen Materie und Gott aufgehoben wäre, scheint ihm unzulässig, obschon es allerdings gelte — und zwar in ernsterer Weise, als das gewöhnliche Christentum zugebe — auch die Materie zu vergeistigen und zu ewigen Gütern umzugestalten in Weltbeherrschung und Weltverklärung. Allein „so lange wir Personen sind, zwingt uns dies, über der Materie ein persönliches summum numen zu postulieren, das wir anbeten dürfen und wo alles Unheilige nicht stand hält und daher ein Reich der Gnade möglich ist.“ Schließlich sei noch ein Urteil über die Bibel angeführt, das auch in seiner Leichenrede seinen Platz gefunden hat: „Was daran Gottes- und was Menschenwort ist, darüber wird dich die Stimme Gottes in deinem Innern, das Gewissen, nie im Zweifel lassen, und wie das Gewissen, so wird also auch dieses Buch dein Richter sein. Öffnest du es nie, ohne zu bedenken, daß darin dein Gott zu dir spricht, der Allwissende, der ins Verborgene sieht, so wird es dir helfen, auch des Allgütigen, unsers Vaters im Himmel, Kind zu bleiben.“

Vierzig Jahre durfte R. in fast ungeschwächter Kraft an der Basler Hochschule und zur Förderung von Wahrheit und Erkenntnis tätig sein. Obwohl es Jahre stiller Gelehrtenarbeit waren und R. sich in keinerlei Weise hervordrängte, vielmehr wissenschaftlichen Kongressen und großen Gelehrtenversammlungen möglichst aus dem Wege ging, so lenkte sich doch je länger je mehr die Aufmerksamkeit der naturwissenschaftlichen Kreise auf die Person des bescheidenen Gelehrten. Besonders boten verschiedene Reisen, welche er in den Jahren 1872 bis 1883 nach Italien, Frankreich, England, Holland und Deutschland unternahm, Anlaß zu Ehrungen seiner Person, obwohl er selbst da so lange als möglich inkognito

Digitized by Google

reiste. Als er 1874 Südfrankreich besuchte, wurde mit großer Umständlichkeit seinethalb eine für die Jahreszeit außerordentliche Frühjahrstour in die Pyrenäen veranstaltet. In den Sammlungen von Lyon, Turin, Bologna und Pisa durfte er schalten und walten nach Belieben. Besonders gefeiert wurde er auf einem Aufenthalt in England im Frühjahr 1877. Er schrieb darüber aus London: „So ängstlich ich so lange als möglich mein Inkognito zu bewahren suchte, so fahnden nun die Geologen und Paläontologen, die Zoologen, die Archäologen, die Alpenklubisten nach meiner kostspieligen Zeit.“ Er wurde mit ehrenvollen Einladungen förmlich überschüttet; die Geological Society ordnete ihren Präsidenten ab, ihn zu bewillkommnen; ebenso die Zoological Society und das Committee of the Scientific Club. Die Royal Society veranstaltete eine Soirée im Burlington House zu seinen Ehren. Am Dinner der Geological Society nahm er den Ehrenplatz ein, und „manches Gesicht, das mich anfangs von Fuß bis zu Kopf musterte, unterläßt dies nun sorgfältig. Im Britischen Museum kommt man mir mit Türöffnen eiligst entgegen, wo ich in meinem Inkognito lange zu parlamentieren hatte.“ Man räumte ihm dort ein eigenes Arbeitszimmer ein; aus sonst geschlossenen Räumen wurden ihm sechzig entsetzlich schwere Steinschädel vom Himalaya zur Untersuchung herbeigebracht; der aufmerksame Verwalter bot Tag für Tag sein ganzes Kontingent von Leuten auf, um ihm alles vom Keller bis zum Dach herbeischleppen zu lassen. „So kann ich hoffen, nun in gewissen Kapiteln, namentlich Wiederkäuern, Meister zu sein. Ich denke nicht, daß gegenwärtig jemand besser in diesem Kapitel zu Hause sein wird, und eine Linie von Geschöpfen durch und durch gearbeitet zu haben, ist immer für einen so entsetzlich beengten Knirps, wie ich es durch alle meine Verhältnisse bin, doch eine Genugtuung. An der Hundschüpfen dachte ich nicht, daß ich für die Himalaya-Fossilien je ein Urteil würde abgeben können, das in England und Indien zu beachten sein würde. Und doch ist das nur Effekt von Fleiß und Gewissenhaftigkeit.“

Eben während jenes Aufenthaltes fand auch eine persönliche

Digitized by Google

Zusammenkunft mit Darwin statt, mit dem er schon lange in brieflichem Verkehre stand. „Wir sprachen über alles mögliche, über die Schildkröten der Galapagosinseln, aber hauptsächlich über Agassiz. Es ist kein geringes Examen, einem solchen Manne Rede zu stehen! Ich gehe morgen zum Lunch zu Darwin und nachmittags zu Owen nach Richmond. Dies zu tun erforderte allerdings ein Leben von Arbeit, aber ist auch ein Lohn in der ernsten Geschichte dieses Lebens; denn ernsthaft stimmt es, mit solchen Männern in Verbindung zu treten, und eine, wenn auch zu größter Bescheidenheit auffordernde, Genugtuung ist es, sich von einem kleinen Graben des Emmentales in den Verkehr mit so weltgebietenden Männern hinaufgearbeitet zu haben." — Wie wenig er sich aber auch damals von solchen Ehrenbezeugungen bestechen ließ, beweist unter anderm der sehr bezeichnende Umstand, daß er eine besonders vornehme Abendgesellschaft, wo er mit wissenschaftlichen und mit politischen Größen zusammenkommen sollte, durch einen Ausflug nach Oxford vermied, weil das doch nur eine bloße Schaustellung sei und er sich nicht extra dafür einen neuen Hut kaufen wolle.

Am Ende seines Lebens war R. Mitglied von mehr als vierzig wissenschaftlichen Gesellschaften des In- und Auslandes; er gehörte der Akademie von Petersburg und München an, war korrespondierendes Mitglied der anthropologischen Gesellschaft in Berlin, wirkliches Mitglied der Société Impériale des Sciences Naturelles in Moskau, Ehrenmitglied des schweizerischen Alpenklubs, 1889 Ehrenpräsident des internationalen zoologischen Kongresses in Paris u. s. w. Basel hatte ihm 1867 das Ehrenbürgerrecht, 1875 den Titel eines Doktors der Philosophie geschenkt. Bei Anlaß seiner 25jährigen Wirksamkeit als akademischer Lehrer vereinigten sich Behörde, Universität, Alpenklub, naturforschende und akademische Gesellschaft und sehr viele private Freunde und Gönner, um dem verdienten Gelehrten öffentlich bei einem festlichen Bankett ihren Dank zu bezeugen. Es geschah dies außerdem in einer ebenso sein Wohlbefinden wie seine Wissenschaft fördernden Weise, indem ihm ermöglicht wurde, Reisen zu wissenschaftlichen und Erholungs-

Digitized by Google

zwecken, die früher immer hastig und knapp ausgefallen waren, reichlicher und bequemer auszuführen. Diese Anerkennung, sowie das stete freundliche Entgegenkommen der Oberbehörde behielt er zeitlebens in dankbarer Erinnerung.

Mit den Jahren war ein großer Teil seiner Freunde und Mitforscher gestorben. R. hatte ihnen meist irgendwie einen Nachruf gewidmet. Dazu drängte ihn die Pflicht der Pietät und das Gefühl öffentlicher Dankbarkeit; dann aber auch das Bedürfnis, Eindrücke bedeutender und in diesem Falle persönlicher Art auf ihre Ursachen zu prüfen und zusammenzufassen. Er handelt also auch hier gewissermaßen als Naturforscher und sucht den Mann wiederum in den Schauplatz seiner Arbeit und unter das Gewicht der von ihm übernommenen Pflichten zu versetzen und das Lebensresultat an den Lebensbedingungen zu messen. Dabei hat er — und das zeigt wieder, wie die Maßstäbe, die er an das Menschenleben wie an die Wissenschaft anlegt, zuletzt ethischer Art sind — ebensoviel Bewunderung für das schlichte Heldentum der unverdrossenen Pflichttreue, des opferfähigen Bürgersinnes und des ehrlichen Strebens nach Wahrheit, wie für den Heroismus geistiger Größe, überragenden Wissens und universeller Bildung. Nicht bloß ein Darwin, ein Agassiz, ein Peter Merian, sondern auch ein Albert und Friedrich Müller, ein L. Imhoff, ein Andreas Bischoff-Ehinger und Bernoulli-Werthemann sind der Ehre der Würdigung durch R.s Geist und Feder teilhaftig geworden. In der Rede am Grabe von Peter Merian, dem Manne, der in der Bewunderung R.s gleich hoch stand wie in der Dankbarkeit, erhebt sich die Sprache R.s zu monumentaler Größe und Feierlichkeit; gewaltig und wuchtig schreiten die Sätze einher, und der Nekrolog wird zur Epopöe. Im Nachruf an seinen Freund und Gehilfen, Dr. Fr. Müller, durch dessen 1895 erfolgten Tod ihm, wie er schreibt, „seine rechte Hand und die Hälfte der ihm noch gebliebenen Kraft gebrochen wurde", sieht sich der Vereinsamte wehmütig um nach Helfern, welche die entstandenen Lücken ausfüllen werden. Doch erlebte er gerade in diesen letzten Jahren die Genugtuung

Digitized by Google

und Freude, daß aus Basel selbst zwei Naturforscher erstanden, die Herren Dr. P. und F. Sarasin, welche für seine Arbeiten, wie für seine Pläne volles Verständnis und volle Sympathie zeigten. Sie wurden aus diesem Grunde und um der persönlichen Hochachtung und Freundschaft willen gegen ihren einstigen Lehrer hinfort großartige und verständnisvolle Förderer seiner ihm so wichtigen naturwissenschaftlichen Sammlungen. Ihre sehnlich erwartete Rückkehr aus ihrem fernen Forschungsgebiet und die erhoffte Neuordnung des Museums selbst zu sehen, war ihm dagegen nicht mehr gestattet.

Früher, als der sonst so kräftige und durch körperliche Bewegung gestählte Körper zu fordern schien, verließ er dieses irdische Übungsfeld seiner geistigen Kraft; nicht zu früh für den, der darin „die letzte und gute Zugabe zur Laufbahn des Menschen" erblickte. Zu rasches und zu angestrengtes Steigen hatte schon vor einer Reihe von Jahren seiner Gesundheit den ersten Stoß versetzt. Durch wiederholte Erkältungen, denen er bei seinem Aufenthalte in den unheizbaren Sammlungsräumen stets ausgesetzt war, wurde die Widerstandskraft des Körpers nach und nach vermindert. Das konnte ihm, dem scharfen Beobachter, nicht entgehen. Zuweilen stimmte es ihn tief herab, wenn er sah, wie nach und nach seine Natur die frühere Beweglichkeit und Elastizität verlor; aber dann bemühte er sich wieder umsomehr, die Freiheit des Geistes und dessen Unabhängigkeit vom gebrechlichen Körper zu bekunden. Nur notgedrungen, Schritt für Schritt zurückweichend, beschränkte er sein Arbeitsgebiet und zuletzt seine Arbeit, indem er einzelne Vorlesungen an Herrn Professor Zschokke abgab. Seine Reisen, die früher stets mühsamen Forschungen gewidmet waren, wurden nun Erholungsreisen. In Begleitung seiner Gattin besuchte er ihm liebgewordene Gegenden am Mittelmeer und an den italienischen Seen, von allem angeregt und allen, mit denen er in Verkehr trat, Anregung spendend. Mancher warme Sonnenstrahl milden Friedens und stillen Glückes erhellte noch jene Zeiten; aber die Sonne, die so verklärend den Lebensabend beschien, war die untergehende. Die Kuren in der Schweiz, die Aufenhalte im Auslande

Digitized by Google

brachten nicht mehr eigentliche Kräftigung. Mit schwerem Herzen, aber in klarer Selbstbeurteilung reichte er sein Gesuch um Entlassung von der Stelle eines aktiven Universitätsprofessors ein. Sie wurde ihm auf Neujahr 1894 in ehrenvoller Weise gewährt und zugleich, seinem Wunsche entsprechend, die Bestätigung im Amte als Museumsvorsteher und Mitglied der Bibliothekkommission. Am 25. Februar 1895 feierte er in stiller Zurückgezogenheit mit seiner Gattin in Nervi seinen siebzigsten Geburtstag; aber Behörden, Universität und die Gesellschaften, denen er in Basel angehört hatte, ließen es sich nicht nehmen, wenigstens schriftlich dem ferne Weilenden ihre dankbare Anerkennung für seine vierzigjährige Tätigkeit auf dem Boden von Basel und ihre herzlichen Wünsche für seine Wiederherstellung auszusprechen. Allein schon hatte sich die Bergtanne zum Falle geneigt; noch ein paar jener Erschütterungen, welche das Wurzelwerk von der Mutter Erde losreißen, und ihr Ende ist herbeigekommen. Diese Erschütterungen blieben nicht aus. Der rasche Hinschied seines liebsten, ältesten Großkindes, der Tod seines treuesten, langjährigen Mitarbeiters Dr. Fr. Müller, neue asthmatische Beschwerden und endlich zunehmende Herzschwäche führten, ohne daß seine geistige Kraft erheblich vermindert gewesen wäre, am 25. November 1895, sanft und ruhig sein Ende herbei, das Ende eines Lebens voll ungewöhnlicher Begabung und ungewöhnlicher Wirkung, vor allem aber voll Lauterkeit, voll Pflichttreue, voll Idealismus.

* * *

Der Überblick über das Leben von Ludwig Rütimeyer und die Würdigung desselben wären unvollständig, wenn der Blick nicht ausdrücklich noch auf zwei Stellen hingelenkt würde, wo der Naturforscher dem menschlichen Empfinden und Erkennen neue, jedenfalls wenig beachtete Perspektiven geöffnet hat. Vor allem läßt sich bei ihm jenes Naturbeobachten erlernen, das zum Naturempfinden wird, oder, wie oben gesagt wurde, eine *tiefere ästhetische Naturerfassung*.

Digitized by Google

R. hat zwei sogenannte populäre Werke geschrieben: „Der Rigi. Berg, Tal und See. Naturgeschichtliche Darstellung der Landschaft“ (1877) und „Die Bretagne. Schilderungen aus Natur und Volk“ (1883). Beide sind gewissermaßen Dankopfer an die Natur, die ihm Stärkung des Geistes und Körpers gegeben, Quittungen über erhaltene Wohltaten. Beide sind aber auch von dem Bestreben erfüllt, andere auf dieselbe Höhe der Empfänglichkeit für Naturoffenbarung und der Fähigkeit für Naturempfinden zu führen, auf welcher der Beschreibende selbst steht. Man wird nicht sagen können, daß eine solche Belehrung überflüssig sei in einer Zeit, wo das Reisen zur allgemeinen Passion geworden, landschaftliche Schönheit ausgeboten und mit Liebhabereifer aufgesucht wird, wo aber anderseits die ganze Hast modernen Verkehres sich auch in der Erholung äußert, wo das Beschauen selten zum Anschauen wird, von Naturschönheit mehr genascht als genossen wird, wo die Vielheit der Gesichtsbilder nach Art der Nebelbilder wirkt, wo der sogenannte Naturgenuß oftmals nichts anderes ist als der Reiz der Neuheit oder die Befriedigung, sich imponieren zu lassen, wo selbst der Tourist oft nur seine Schuhe mit dem besuchten Gebirge bekannt zu machen beabsichtigt. Die Lehren, die nun R. dieser Zeit gibt, sind etwa diese: Wir müssen wieder der Natur selbstlos, vertrauensvoll, kindlich ins Auge blicken, um den Reiz ihrer Schönheit zu empfinden. Vertiefung des Herzens, Abkehr vom Augenblick, Vergessen der eigenen Person sind die Grundvoraussetzungen aller Empfindung des Großen und Idealen. Solches sind die subjektiven Bedingungen zum Naturempfinden. Andere liegen im Objekte, in der Natur selbst. Den Eindruck der Schönheit weckt bloß das Landschaftsbild, das einfach ist und von individuellem Charkter; sonst drängt sich das Begehren nach Erklärung vor, neben welcher jene Andacht nicht bestehen kann. Schön wirken in der Landschaft darum vor allem die Seen. Sie heben die Berge auf einen schimmernden Zauberschemel, der uns der Alltäglichkeit entrückt und uns erhöht; sie befähigen uns, den ganzen Eindruck in einem Guß zu empfangen und idealisieren

Digitized by Google

gleichzeitig das Objekt der Anschauung. Berge dagegen und Talhintergründe wecken eher Ahnung als Andacht; sie wirken entweder erhaben, wenn wir mit der Ruhe der Überlegenheit ihnen gegenüberstehen, oder abschreckend, wenn wir mit der Demut unserer Kleinheit uns beugen. Den Reichtum der Landschaft empfindet bloß ein Auge, welches fähig ist, die Eigentümlichkeit und die Mannigfaltigkeit der Linien aufzufassen. Sehr verschieden wirken die Täler; das eine ernst wie ein einfacher Choral voll Reinheit und Milde, das andere, von Farbe, Glanz und Leben sprudelnd, wie ein Oratorium oder wie eine lebensvolle Symphonie. Aber der geistig Regsame sieht nicht nur, er sieht verständig oder wenigstens mit der nie ruhenden Absicht zu verstehen; ihm wird darum die Naturbetrachtung zur Naturbeobachtung und weiter zur Naturgeschichte. Dieser Zusammenhang ist ein tief innerlicher. Wer mit scharf beobachtendem Auge und mit Besonnenheit die Züge einer Landschaft betrachtet, dem erzählen diese nicht bloß von der Zeit, sondern auch von den tiefgreifenden Erlebnissen, welche ihr solche eingruben; der vermag auch deren Geschichte zu ahnen, vielleicht zu deuten.

Das sind einige Gedanken, zum Teil in wörtlicher Wiedergabe, aus den zwei genannten Schriften, besonders aus dem ersten Kapitel des „Rigi." Man erkennt daraus den Weg, den R. einschlägt, um den Beschauer und den Leser von der bloßen Betrachtung der Natur zum Verständnis derselben hinüberzuleiten; er schärft ihm das Auge für das, was eigentlich jeder sehen kann, aber zumeist nicht sieht; dann gestaltet er durch bloße Vervollständigung die Schilderung zur Erklärung. Wie tief er dabei eindringt, das tritt an einer sehr schönen Stelle hervor, wo er den Unterschied zwischen dem Landschaftsbilde der Schweiz und demjenigen der Bretagne feststellt: „Er besteht darin, daß die Linien der Landschaftsszenen der Schweiz ausschließlich von Schwerkraft im nächsten Sinne des Wortes reden, von Kräften, die von der Masse unseres eigenen Planeten ausgehen und sich im Sinken und Heben von Gebirgen und in der Arbeit fallenden Wassers

Digitized by Google

äußern. Die Linien in den Gemälden der Bretagne sind nicht minder von der Wirkung von Schwerkraft herzuleiten. Aber alles sagt, daß es die Schwerkraft eines anderen Gestirnes war, welche hier den Bleistift oder vielmehr den Meißel führte. Während dort seit ältesten Zeiten der Bergstrom und der Sturzbach immer steilere Linien ziehen, war es hier die horizontale Strömung, welche die Bahn des Mondes der Wasserhülle der Erde aufnötigt, oder die Flut, die jeweilen das Festland in der Tiefe, bis zu welcher der Planet der Erde deren Ozean in Aufruhr zu setzen vermag, der Oberfläche des Meeres gleich zu machen suchte."

* * *

Es ist nur zu begreiflich, daß man bei einem Naturforscher von solcher Bedeutung und solcher Weite der Bildung auch nach seiner Weltanschauung fragt, zumal seine Stellung zum Darwinismus zu den widersprechendsten Vermutungen geführt hat. Eine irgendwie systematische Darstellung derselben hat freilich R. nirgends gegeben. Das hätte durchaus seiner Zurückhaltung widersprochen, die er überall da beobachtete, wo er über das engere Gebiet seiner Wissenschaft hinausging. Daß er aber zu einer solchen Gesamtanschauung sich hindurchgearbeitet hat, das ist bei seiner vielfachen Beschäftigung mit philosophischer Literatur nicht bloß zu erwarten, sondern wird auch durch manche oft recht absichtliche Äußerungen in seinen Schriften und Briefen erwiesen.

Erkenntnistheoretisch ist er durchaus von Kant abhängig, sowie von dessen Nachfolgern Lotze und Schopenhauer. Nicht bloß bleibt er sich der Grenzen des menschlichen Erkennens stets bewußt, sondern er wird auch nicht müde, darauf hinzuweisen, wie unser Wissen subjektiv bedingt ist. „Unsicher ist durchweg unser Sehen, von subjektiven Voraussetzungen abhängig das Verstehen. Volle Erkenntnis ist unwahrscheinlich, so lange eben Körperlichkeit uns noch gefangen hält." Dem theoretischen Materialismus, der damals vielfach unabtrennbar schien von der Entwicklungslehre, war er ebenso feindlich wie dem praktischen. „Die Geschichte der Natur

Digitized by Google

ist nur die Geschichte der fortschreitenden Siege des Geistes über den Stoff." Darum ist auch die Naturwissenschaft nicht, wie damals ziemlich allgemein behauptet wurde, die einzige und höchste Wissenschaft, sondern sie muß nach seiner Ansicht „unter allen Wissenschaften, welche die Ergebnisse der Schöpfung zum Gegenstand haben, sowohl in Absicht auf ihr Objekt als auf ihre Mittel als die geringste gelten." Auch er teilt die Meinung Schopenhauers, daß in der Lehre von der bloß physischen, nicht moralischen, Bedeutung der Welt die eigentliche Perversität der Gesinnung zum Ausdruck komme. Darum legt er an das Wissen selbst ethische Maßstäbe: „Ohne Begeisterung, d. h. ohne Sehnsucht nach dem Ewigen, und ohne Hoffnung, daß unser eigener Anteil an dem Siege des Geistes über den Stoff die Herrschaft jenes bleibend befestigen werde, gedeiht keine Wissenschaft.". Der eigentliche Wissenstrieb hängt zusammen mit der Ahnung, daß in Stoff und Form etwas Höheres tätig sei, das zu erkennen nicht nur den allem Unbekannten zugewendeten lebendigen Geist gelüsten, sondern selbst unser Gefühl mit Frieden erfüllen und ein edles Motiv unseres Willens werden kann." Die Einheit der physikalischen Urgesetze scheint ihm Ausfluß der moralischen ewigen Gesetzgebung; jedenfalls gibt es höhere Gesetze als Sonne und Erde; darum kann man auch hoffen, daß Kunst und Wissenschaft sich dereinst verschmelzen und selbst mit der Religion sich harmonisch verbinden werden.

Diese ethische Naturbeurteilung faßt R. selbst in einer Gedankenreihe zusammen, welche zwar „jenseits der Naturforschung, aber nicht jenseits des Naturforschers" liegt:

„Wie die Geburt des Körpers, der Austritt aus dem engenden und nivellierenden Verband der bloßen Dividualität, als das größte Ereignis in dem Leben des körperlichen Menschen bezeichnet wurde, so ist wohl die Geburt des nicht mehr bloß rezeptiven, sondern des selbsttätigen und daher notwendig reflektiven Bewußtseins, die wenigstens teilweise Befreiung von den körperlichen Banden des Intellektes, das größte Ereignis in der ganzen organischen Natur. Allein auch dieses ist sicherlich nicht das letzte Ziel des

Digitized by Google

Daſeins. Das größte Ereignis in dem geſamten Bereich des Werdens bleibt doch wohl die Geburt des Guten, des ſelbſt von der Erkenntnis, ſofern dieſe noch an Individuation gebunden bleibt, befreiten und damit ſogar von Zeit und Raum abgewendeten Handelns, jene Wiedergeburt, ohne welche ſich doch ſelbſt der Fortſchritt zum Schönen und zum Wahren kaum verlohnte.“

Digitized by Google

Kurze
Worte der Erinnerung an Ludwig Rütimeyer

gesprochen bei der Enthüllung seiner Büste am 10. November 1899
von Paul Sarasin.

Bevor wir die neu eingerichteten Sammlungsräume des Museums betreten, ist es Pflicht für uns, jenes Mannes lebhaft zu gedenken, welcher die letzten Jahre seines Lebens unabläßig mit der immer dringender notwendig gewordenen Umwandlung dieses Institutes sich beschäftigt hatte und für dessen künftiges Emporblühen besorgt gewesen war.

Den vielen Verehrern, Schülern und Freunden unseres verewigten Ludwig Rütimeyer hat es als selbstverständlich gegolten, daß das Andenken an sein Vorbild in wissenschaftlicher und sozialer Pflichterfüllung auf eine besondere Weise seinen Ausdruck finden müsse.

Es sollte ein äußeres Zeichen des Dankes geschaffen werden an den Mann, welcher sein ganzes Leben unserer Vaterstadt geweiht hat als begeisternder Lehrer, als berühmter Forscher und als ein treuer Arbeiter in allem kleineren, was die Allgemeinheit nicht erfährt.

Es wurde deshalb von seinen Verehrern fürs erste eine Summe zusammengelegt, deren Zinsen zur Herbeischaffung wissenschaftlichen Materiales verwendet werden sollten, und es wurde des weiteren beschlossen, die Züge des Verewigten in einer bronzenen Büste der Nachwelt zu überliefern.

Der Ort der Aufstellung derselben konnte keine Frage bilden. Der Vorraum zu den vergleichend-anatomischen Sälen, welche mit der von Rütimeyer geschaffenen Sammlung gefüllt sind, sollte von ihm beherrscht werden; sein Bild sollte dem Eintretenden grüßend entgegenblicken.

Digitized by Google

Die Wahl zur Ausführung des Kunstwerkes fiel auf den Bildhauer Herrn Volkmann in Rom. Auch hatte Herr Architekt La Roche die Freundlichkeit, das Werk mit einer künstlerisch edlen Umrahmung zu versehen, um der sonst trockenen Aufstellung der Büste die Weihe eines Denkmales zu verleihen. Beiden Künstlern wird, wenn die Hülle fällt, unser Beifall und Dank gewiß sein. —

Bei der auf den Beschluß folgenden Erwägung nun, wie es zu erreichen sei, daß die äußere Form des Kunstwerkes zu einem soweit als möglich echten Abdruck des innern Wesens unseres Freundes werden möchte, war es notwendig, sich darüber klar zu werden, welche Eigenschaften seines Geistes für sein Wesen am meisten bezeichnend waren.

Dies überlegend finden wir, daß er ein Mann von ungeheurem Wissen war; denn er verschloß sein Interesse gegen nichts, was desselben würdig schien. So zog er aus den verschiedensten Gebieten Kenntnisse an sich und freute sich derselben als eines veredelnden Besitzes. Dabei sah er nach der Art enzyklopädisch angelegter Menschen mehr auf das Wesentliche, als auf die Ansammlung unzähliger Einzelheiten. Er riß sich von speziellster Forschung jeweilen wieder los, um sein fernblickendes Auge über das Ganze hinschweifen zu lassen.

Seine Seele dürstete nach Erkenntnis. Sein Wesen war gekennzeichnet durch ein beständiges Suchen nach tieferer Einsicht des Weltganzen, und es gab für ihn keine verbotene Frucht der Nachforschung. Wohl hatte er ein tiefes Gefühl vom Unzureichenden in der menschlichen Einsicht gegenüber dem Wesen der Welt; aber er versuchte sich an allem. So hinterließ er uns das Bild eines geharnischten Geistes, mutvoll die schwierigsten Probleme aufsuchend und die Stirn ihnen bietend.

Es trat ihm, als einem ersten Meister in der Paläontologie, die Wahrheit der Deszendenzlehre sofort deutlich vor das Auge, und manche Stellen seiner Werke äußern sich in zustimmender Weise; es war ihm einleuchtend, daß dieselbe sich auch auf den Menschen beziehen müsse.

Digitized by Google

Als jedoch verkündet wurde, daß eine solche Lehre identisch sei mit einer materialistischen Weltanschauung, als unduldsamer Fanatismus eine solche Auffassung zur Parteisache gestaltete, da wandte sich R. von ihr ab und ging schweigsam seinen eigenen Pfad.

Gewohnt, die Natur mit einem Gefühle der Andacht zu betrachten, mit dem Auge des Künstlers sie genießend, strebte er nach einer Erkenntnis derselben auf theistischer Basis, in Bakonischem Sinne eine Verbindung dieser Art als die philosophische Endfrucht wissenschaftlicher Forschung betrachtend.

Sein persönliches Ringen nach dieser Richtung aber blieb unverstanden von einer banalen Majorität, welcher unbegreiflich war, daß ein selbständiger Denker sich mit Fragen mühte, deren Lösung ihr von anerkannten Autoritäten als bereits geschehen zugesichert war.

Dies schreckte ihn von jedem persönlichen Eingreifen in die Diskussion allgemeiner wissenschaftlicher Fragen mehr und mehr zurück, sodaß jenes Wort eines berühmten Philosophen der Renaissance zuletzt für seinen Standpunkt bezeichnend wurde: Philosophia veritatem quaerit, Religio possidet.

Mit der Mehrung der Jahre und der Häufung bitterer Lebenserfahrungen, von seiner reizbaren Gemütsart mehr als von andern empfunden, überzog sich der Himmel seines Lebens mit einem grauen Wolkenschleier; aber wer ihm näher stand, der durfte erfahren, daß auf Augenblicke nur umso glänzender die Sonne hervorbrach, eine jugendliche Freude am Dasein und das erhabene Gefühl, große wissenschaftliche Taten vollbracht zu haben; und die größte dieser Taten war sein Leben selbst, die innere, beseeligende Genugtuung, dasselbe idealen Aufgaben unermüdlich hingegeben, ja ohne Rest aufgeopfert zu haben.

Einen solchen Sonnenblick nun gibt der vom Künstler gefaßte Moment wieder, sodaß uns in seinem Werke das Bild des seiner Tat sich freuenden Siegers entgegentritt.

Digitized by Google

Briefe und Tagebuchblätter.

Paris, 5. Februar 1851.

(An Herrn Professor B. Studer in Bern.)

Verehrtester Herr!

Mit Recht würde ich mir Vorwürfe machen müssen, so lange Ihnen nicht Nachrichten meines hiesigen Tuns gegeben zu haben, wenn ich nicht hoffen dürfte, daß Sie durch meinen letzten Brief an C. Brunner in der (längstvergessenen) Lausanner Angelegenheit, die ich ihn Ihnen mitzuteilen bat, schon einiges vernommen über mein gegenwärtiges Arbeiten. Ich darf es indes nicht aufschieben, dies in genauer Weise doch durch diesen Brief zu tun, da ich, wie gewohnt, mich über viele Sachen an Ihr Urteil und an Ihren Rat zu wenden genötigt bin, den Sie stets bereitwillig mir zu erteilen die Güte hatten.

Durch den Brief an meinen Vater und an C. Brunner wird Ihnen bekannt sein, verehrtester Herr, daß Ihre Empfehlungen mir hier die beste Aufnahme verschafft haben, daß vorzüglich Professor Martin und Elie de Beaumont mich mit allen Räten und Dienstleistungen beschenkt, die ich wünschen konnte. Gestatten Sie mir die dankbare Versicherung, daß ich es Ihren freundschaftlichen Empfehlungen zumeist verdanken werde, wenn der Aufenthalt in Paris mir die Früchte bringen wird, die ich suchte und suchen soll.

Welches diese seien? Das ist, wie Ihnen bekannt ist, die Frage, die seit Jahren mich beschäftigt und die auch jetzt noch mir

Digitized by Google

mein hiesiges Arbeiten oft umsomehr erschwert oder doch stört, als ohnehin es wirklich äußerst schwer ist, sich hier in diesem Reichtum von Material zurechtzufinden und den Blick einem bestimmten, begrenzten Thema zuzuwenden. Es wäre überflüssig, Ihnen den Eindruck zu beschreiben, den der Anblick aller der wissenschaftlichen Schätze, welche mir durch Ihre gütige Fürsprache geöffnet wurden, auf mich gemacht. Es genügt, zu sagen, daß die freudige Überraschung, die ich dabei empfand, die jeder empfinden muß beim Anblick so vieles Neuen, bedeutend gedämpft wurde durch die Beunruhigung, ob ich Zeit fände, dieses alles kennen zu lernen. Die Folge war der Entschluß, lieber weniges ganz kennen zu lernen, als vieles schlecht. Ich hoffe so sehr auf Ihren Beifall zu diesem Entschluß, daß ich nun in wenigen Worten die Art, wie ich ihn auszuführen suche, auseinandersetzen werde. Da ebensowohl kluge Vorsicht, als das Bestreben, etwas nicht ohne Anstrengung Erworbenes nicht ohne Nutzen fallen zu lassen, mir gebietet, nicht nur die naturhistorischen, sondern auch die medizinischen Hilfsmittel von Paris zu benützen, so habe ich mich anfangs ganz ausschließlich in den letztern umgesehen und in kurzer Zeit die traurige Erfahrung gemacht, daß entweder hier in dieser Beziehung nicht viel zu gewinnen oder, wenn dies der Fall, der Gewinn mit ungeteiltem Aufwand fast aller Zeit erkauft werden müßte. Die Vorlesungen an der Ecole de Médecine, für ein sehr gemischtes, im allgemeinen ziemlich junges und ich darf nach meiner Erfahrung hinzusetzen wenig gründliches Publikum berechnet, zeichnen sich mehr durch Glanz der Rede des Vortrages, als durch tüchtigen Inhalt aus und können mir nicht von großem Werte sein. Was in medizinischer Hinsicht die hiesigen medizinischen Vorlesungen auszeichnet, das sind die Spezialfächer, wie Augenheilkunde und Harnkrankheiten ꝛc. Ich darf ruhig Ihre Billigung erwarten, wenn ich alle diese Spezialitäten beiseite lasse, bedenkend, daß das Feld meiner hiesigen Aufgaben solches Eingehen nicht gestattet. Noch schlimmer steht es mit den Kliniken. Die große Entfernung der Spitäler, der große Zudrang der Studierenden zu denselben haben zur Folge, daß im

Digitized by Google

allgemeinen die dort zu erreichenden Vorteile nur mit unverhältnismäßig großem Zeitaufwand gewonnen werden können. Demnach besuche ich einige wenige Kliniken zwei Tage in der Woche ziemlich regelmäßig, und ich denke vielleicht später einige Zeit diesem Fache zu widmen, da ich zur Überzeugung gekommen, daß nur durch vollständige ausschließliche Verfolgung eines bestimmten Faches man hier zu irgend einem Ziele gelangen kann.

Ich benütze daher gegenwärtig den größten Teil meiner Zeit zur Ausbeutung der Hilfsquellen, welche mir vorzüglich durch Elie de Beaumont eröffnet worden sind. Durch ihn an M. Duvernoy, Direktor der vergleichend anatomischen Abteilung des Pflanzengartens empfohlen, stehen mir die Anatomie, die Bibliothek und die Galerie für die vergleichende Anatomie zur freien Benützung offen, und seit drei Wochen bringe ich den größten Teil des Tages daselbst zu und hoffe mit der Zeit die dortigen reichen Hilfsquellen bestmöglichst ausbeuten zu können. Gleichzeitig besuche ich, soweit möglich, die zum Teil trefflichen Vorlesungen über diese Fächer von Geoffroy St. Hilaire, von Milne-Edwards und von Valenciennes ꝛc. und bin nebenbei bedacht, mir die wichtigsten und nur in Paris zu findenden Gegenstände, sei's in Sammlungen oder in Werken, auch auf spätere Zeit nutzbar zu machen, indem ich mir eine Sammlung von Zeichnungen anlege, welche späteren Studien oder vielleicht späterem Unterricht zu Hilfe kommen werden.

Die eigentümliche Lage, in welcher ich mich fortwährend befinde, d. h. die Notwendigkeit, ein sehr ausgedehntes, wissenschaftliches Feld zu bearbeiten, bewegt mich daher, einen strikten Plan zum Arbeiten zu entwerfen. Meine Zukunft ist mir noch unbekannt. Ich kenne die Forderungen nicht, welche nach meiner Rückkehr an mich gestellt werden können, und das einzige, was ich weiß, ist, daß ich unmöglich mich auf alle mit gleicher Sorgfalt vorbereiten kann. Im Hinblick auf die Ungewißheit meiner hiesigen Aufgabe, in Gegenwart dieses ungeheuren Materials, das mich umgibt, sehe ich mich daher genötigt, weniger eingehende Studien zu machen, als so viel als möglich von allen den Schätzen, welche in Paris

Digitized by Google

aufgehäuft sind und welche ich nicht so leicht zum zweitenmal zu bestimmten Zwecken werde besuchen können, zusammenzuraffen, die gehörige Ausarbeitung größerer Muße nach meiner Rückkehr überlassend und hier nur dafür besorgt, das einzelne bis auf einen nötigen Grad zu verbinden.

Ihrem Rat und meiner Neigung zufolge sind, abgesehen von der Medizin, vergleichende Anatomie in ihrem weitesten Umfange und Geologie die Fächer, denen ich hier meine Aufmerksamkeit zuwende. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich die letztere in den Hintergrund stelle, da sie wenigstens für den Anfang irgend eines Berufs für mich nicht von Wichtigkeit sein wird, wenn ich daher begonnen habe, mich auf ganz systematische Weise mit den Studien der vergleichenden Anatomie zu beschäftigen.

Paris, 9. Februar 1851.

(An die Eltern.)

Ich komme immer wieder auf meine Sonntage zurück. Weil ich den Werktag meist hinreichend mit allem möglichen umgeben und beschäftigt bin, so sorge ich dafür, den Sonntag für mich zu haben. Es ist dieser Tag nicht vergebens der Ruhe gewidmet, und hierin liegt außer den höheren Zwecken auch ein tiefes psychologisches, ja selbst ein physiologisches Bedürfnis. Dem letzteren wird aber hinlänglich dadurch Rechnung getragen, daß man die gewöhnlichen Tagesarbeiten ruhen läßt, daß man, was ich hier zwar selten tue, Sonntagskleider anzieht, daß man anders zu denken gewohnt ist und wirklich auch mit ganz andren Gedanken als am Werktag schon erwacht. Ist dies indessen auch der Fall, so sind wie gesagt auch andre Aufforderungen da, als den Körper und den Verstand sich erholen zu lassen, Aufforderungen, die sich durch die gewöhnlichen Sonntagsbeschäftigungen, durch Gesellschaft und dergleichen nicht befriedigen lassen; selbst nicht einmal durch Spaziergänge, welche, wenn auch sonst innere und äußere Erholung gebend, in Paris nicht leisten was anderwärts, da man stets von dem gleichen Getümmel

Digitized by Google

umgeben ist. Einen Teil, meist den Morgen des Sonntags, behalte ich mir daher meist durchaus vor und suche, auch meinen Bekannten die Türe verschließend, in meinem Zimmer die Ruhe, welche allein den Sonntag wert macht, und erst nachdem ich meinen Sonntag genossen, nachdem die nähern Anforderungen befriedigt sind, suche ich die Gesellschaft meiner Freunde auf, gehe erst in die Kirche, um daselbst in der Gemeinschaft mit andern auch jenen Gemeineindruck zu finden, den ein Gottesdienst so richtig zu geben imstande ist und der selbst, wenn auch der tiefere Eindruck fehlen sollte, diesen einigermaßen ersetzen kann. Ich gehe daher auch heute ins Oratoire; die stets vollgefüllte Kirche zeigt, daß die Zahl derjenigen, welche Gott nicht nur in Bildern suchen, groß ist, selbst im Mittelpunkt des Staates, der sich des ausschließlichen oder doch vorzugsweisen Schutzes der katholischen Kirche rühmte. Suchen aber alle die, welche alltäglich in den protestantischen Kirchen hier zusammenströmen, wahrhaftig das, was ihnen not tut? Ist es inneres Bedürfnis, das die Protestanten am Sonntag in der Hauptstadt des Katholizismus vereinigt? Ist es das Bestreben, sich und den Tag zu heiligen? und Nahrung zu schöpfen für die unter den mannigfachsten Beschäftigungen hingehende Woche? Oder ist es vielleicht bloß der Trieb, sich äußerlich durch eine Art von Ostentation als Protestanten zu bewähren und allenfalls dies Bewußtsein durch Besuchen des Gottesdienstes sich wach zu erhalten? Die in der Tat etwas ermüdende, jeden Gottesdienst einleitende Vorlesung eines Kapitels aus dem Alten und Neuen Testament wird meist bedeutend gestört durch die erst um diese Zeit Eintretenden, welche wohl zum großen Teil diesen Teil des Gottesdienstes geflissentlich zu meiden suchen, und auf den Gesichtern der schon Angekommenen scheint man nicht undeutlich den Überdruß lesen zu können, den ihnen diese Lektüre erzeugt, ein nicht gutes Vorzeichen für den Wert des ganzen Gottesdienstes, ein Eindruck, der geeignet ist, die Erwartungen, mit welchen man hergekommen ist, bedeutend herabzusetzen. Ad. Monod, außer Coquerel der bedeutendste und gesuchteste protestantische Prediger in Paris (und

Digitized by Google

auch Coquerel ist mehr als Redner in der Assemblée nationale als in der Kirche bekannt und berühmt), hält eine Predigt über die Verdienste Pauli (nach dem Text: ich habe mehr gearbeitet denn diese alle ꝛc.) denen, wie er nachweist, besonders die Christengemeinden Frankreichs ihre erste Entstehung verdanken. Monod schildert in dieser Predigt die großen Verdienste Pauli; mit großem Pomp des Vortrages und mit seiner Meisterschaft in der Rhetorik erhebt er auf glänzende Weise die Kraft, Ausdauer und Energie des Apostels und sucht seinen Zuhörern Achtung und Bewunderung für dessen Taten abzunötigen, vielleicht auch das Bewußtsein zu nähren, sich rühmen zu können, einer protestantischen Gemeinde in Paris, anzugehören und wer weiß, ob nicht in manchem das Gefühl einer Analogie entstehen könnte zwischen der Lage der damaligen Christen unter den Heiden und der Lage der jetzigen Protestanten unter den Katholiken; kurz der Vortrag geht wesentlich darauf aus, den Ruhm von Pauli Werken zu verkünden; was liegt näher als der Gedanke, sich selbst der Teilhaftigkeit an Pauli Eroberungen zu rühmen, der Schar dieses großen Anführers anzugehören. Sollten auch diese falschen, aber nicht sehr fernstehenden Eindrücke nicht durch die Predigt hervorgerufen werden, so wollte ich damit die, nicht nur an diesem Sonntag, sondern schon oft gemachte Erfahrung andeuten, daß auf den hiesigen Kanzeln nicht gepredigt wird, was vor allem not tut nicht nur hier, sondern überall; der Prediger preist wohl die Wohltaten und den Wert des Christentums; allein er schildert nicht dessen Tiefe und dessen Anforderungen; er rühmt die Höhe der christlichen Tugenden, aber er malt nicht die Tiefe unserer Gesinnungen; er predigt nicht, was der Sonntag verlangt; er predigt Stolz statt Demut, den Glanz des siegreichen Christentums statt der verborgenen Früchte der Buße; er dringt nicht in die Tiefe des menschlichen Herzens und fordert nicht zu der mühsamen und demütigenden Arbeit des Glaubens auf, sondern appelliert an die leicht erregbare Eigenliebe, sich die Triumphe der christlichen Religion zu eigen zu machen; er predigt Gläubigen, statt solchen, welche erst alltäglich den Glauben neu zu

Digitized by Google

erobern und zu befestigen haben. Dieses Übersehen der alltäglich zu fühlenden Schwäche und Niedrigkeit des menschlichen Herzens, dieses Vernachlässigen der am nächsten stehenden Anwendung auf die täglichen Erfahrungen hat mich schon oft gestoßen und unbefriedigt gelassen; weil solche Nahrung zu hoch und zu fern liegt, ging ich auch heute aus der Predigt, um, wie seiner Zeit nach bessern Predigten von Müller oder von Baggesen, in der freien Natur die Menschenwerke und ihre Niedrigkeit vergessen zu suchen und an den unbefleckten Schöpfungen der Natur ungestörter die Größe ihres Schöpfers zu erkennen.

Wohin aber gehen in Paris, um nur Natur zu sehen, um ungestört zu sein von der Menge, die keinen Sonntag zu kennen scheint? Mein liebster Spaziergang ist immer die Allee des Tuileriengartens, welche die Seine entlang bis zum Konkordeplatz führt und nur selten von den Spaziergängern besucht wird. Man ist hier wenigstens etwas freier, da das Getümmel jenseits der Seine oder diesseits in der großen Rivolistraße bleibt; man sieht selbst über die zahlreichen Seinebrücken hin die blauen Hügel von Passy, und vor allem hat man doch freien Himmel über sich, und hat man nur diesen frei, so stören auch die Umgebungen nicht mehr so viel; es ist der nämliche blaue Himmel, der sich auch in der Heimat über meinen dortigen Spaziergängen wölbte, und ich finde den nämlichen Genuß wie dort, wenn ich ungestört zu demselben hinaufblicken kann; es ist ein herrlicher Genuß, fern von den engen, dumpfen Straßen hier die freie, frische Luft zu atmen und sich den, wenn auch noch winterlichen Winden offen hinzugeben. Man sieht doch wieder Luft und Wolken, die vom Wind getrieben werden, und ich gebe ihnen, den Seglern der Lüfte, den eilenden Wolken auch freundliche Grüße ans Vaterland mit. Und dennoch, wenn schon frei von frischer Luft umspült, befindet man sich auch hier nicht in der ungestörten Natur; der Pomp der Umgebungen des Gartens selbst erinnert stets an die Sorge, mit welcher die Menschen alle großen, unwillkürlichen Einflüsse der Natur zu verdecken suchen. Was haben auf einem der Ruhe bestimmten Spazier-

Digitized by Google

gang die Götter und Großen der alten Welt zu tun, die zahlreichen Statuen antiker Heroen, die Bilder eines Phidias, eines Cato, Cincinnatus ꝛc. ꝛc., was sollen sie hier in der freien Natur? Sie sind bestimmt, den Menschen auch hier an seine Größe zu erinnern, die so vergänglich ist; sie sind da, um ihn vergessen zu machen, daß er niedrig ist, daß er nicht mehr ist, als der Wurm, der am Boden kriecht, wenn er nicht eben seiner vermeintlichen Größe sich begibt, wenn er nicht demütig dessen sich erinnert, der allein ihn größer machen kann als den Wurm, den er verachtet. Diese hiesigen Spaziergänge geben daher nicht wie die unsern jene lebendige Aufforderung, die Größe des Schöpfers zu preisen, weil auch hier die Statuen und Bildsäulen, wenn auch stumm, doch so beredt, wie der Mund des eben genannten Predigers Stolz statt Demut, Ruhm statt Niedrigkeit verkünden. Nur dann, wenn der Blick ganz abgewandt wird von der Erde und ihren Bewohnern; nur dann, wenn selbst in den Tuilerien Paris vergessen werden kann, wenn man sich ganz der frischen Himmelsluft hingeben kann, nur dann findet man, was allein nährt; nur wenn ich den Blick abwende von diesem Ort, der ihn an die Erde fesselt, nur wenn ich von der niedrigen Größe der Menschen zu der gewaltigen Einfachheit der Natur mich erheben kann, ist es möglich, frei und ungestört bis an die Quelle zu steigen und im sonntäglichen Bewußtsein seiner Gnade sich zu freuen, daß er unser aller nicht vergißt.

Wie schon oft in meinen Briefen, so komme ich auch heute auf meinem Spaziergang wieder aus dem Tuileriengarten auf den Konkordeplatz; auf diesen reichen prachtvollen Schauplatz der großen Welt, anerkanntermeise der großartigste Platz nicht nur auf dem Kontinent, sondern auf der Erde, dessen Anblick stets von neuem denselben großen Eindruck macht. Die historischen Erinnerungen, die diesen Platz umgeben, der Palast der Assemblée nationale, aus welchem so viel Gutes und so viel Böses über die Welt verbreitet worden, die elysäischen Felder, die Tuilerien, welche so viel gesehen haben, das die Welt erschütterte, die mächtigen Wasserwerke, die Zahl der Bildsäulen, die lebende Welt, die

Digitized by Google

unaufhörlich hier ihr Wesen treibt, alles dieses kann nicht seinen Einfluß durch Angewöhnung verlieren. Allein auch hier und in um so höherem Maße ist alles darauf berechnet und bloß dazu geeignet, den Menschen vergessen zu machen, daß er Mensch ist. Was ist aus all den Großen geworden, welche die Welt einst verehrt hat und deren Erinnerung diesem Platz noch jetzt seine Größe gibt? Wie manches Herz erhebt sich dankend zu den Taten derjenigen, welche dieser Platz zu verewigen scheint. Selbst der größeste unter allen, Napoleon, dessen herrlicher Triumphbogen in der Tiefe des Gemäldes im Hintergrund der elysäischen Felder in kolossaler Größe sich erhebt, dessen Geist gleichsam noch jetzt diesen Platz verherrlicht, mag er anders beurteilt worden sein, als die blinden Bettler, die noch jetzt von den Pferden der Großen hier stets zertreten zu werden Gefahr laufen? als der Arme, der Tag für Tag sein Brot hier von den Vorübergehenden erbettelt und dessen sich nur der erinnert, der die Sperlinge ernährt und die Raben kleidet? Wird nicht auch dieser Pomp verschwinden, wenn einst die Eulen von dieser Stätte Besitz nehmen, wie sie schon so manche Stadt erobert haben, welche die Menschen unvergänglich glaubten? Wie lebhaft ist an solchen Orten nicht die Erinnerung an die bleibenderen Statuen und Denkmäler unserer Schweizerheimat. Ich weiß zwar wohl, daß auch die scheinbar ewige Natur, die die Triumphsäulen unserer Berge und Paläste unserer Schneegebirge erbaut hat, vergänglich ist; allein wie weit mehr tragen sie das Gepräge der Größe ihres Schöpfers, wie viel schneller erheben sie nicht den Gedanken zur Ewigkeit, deren Symbol sie in der Tat im Vergleich mit diesen Menschenwerken sein können! Und sehe ich auch über die Paläste hinaus nach den flachen Hügeln von St. Cloud und Neuilly, wie ganz anders, wie viel gewaltiger ist der Eindruck unserer Schweizernatur, die ergreifende Pracht unserer Alpen! Und sind sie auch ebenso wie die hiesigen Prachtwerke der Menschen bestimmt zu verfallen, so sind sie doch weit mehr als diese bestimmt, an die Ewigkeit des Schöpfers zu mahnen, weil der Mensch, selbst Kind der Natur, in all den Tausenden

Digitized by Google

seiner Generationen es noch nicht vermocht hat, ihnen sein eigenes Gepräge aufzudrücken. Frei, d. h. den Stempel der Allmacht des Schöpfers tragend, und schön, d. h. zur Bewunderung der Vollkommenheit desselben auffordernd ist daher alle Natur, die der Mensch noch nicht anzutasten vermocht hat und glücklich daher, daß meine Heimat diesen Charakter trägt, den ich je mehr und mehr zu erkennen hoffe.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Versailles, 25. Mai 1851.

(Tagebuchaufzeichnung nach den Pferderennen auf der Plaine de Satory au Lac Suisse.)

Welch ein großartiger Pomp, welch ein verführerischer Luxus hat sich wieder einmal vor meinem Auge entfaltet, welch ein Glanz von weltstädtischem Luxus! Alle Lockungen der reichen, klugen, genießenden, lachenden, schönen, herrlichen Menschheit breiten sich aus bei solchen Festen und an solchen Orten. Selbst die Natur, nur kärglich hier ihren Tribut zur Verschönerung des Menschenlebens freiwillig bietend, ist durch Kunst untertänig geworden; wunderherrliche Wälder sind mitten in der sonst traurigen Einöde dieser Gegend aufgestanden; zierliche Wasserbecken von ungeheurer Ausdehnung lassen vergessen, daß man sich in all diesem Luxus der Natur in einem Kunstgarten befindet. Alles ist bestimmt, vergessen zu machen, was schlimm, was traurig, was hart, was Herbes auf der Welt wohnt. Ach, schon oft, möge man es mir zürnen, stieg ein dumpfer Argwohn mir auf; sind diese Lockungen nicht vielleicht tieferer Art, als du gelehrt wurdest, liegt ihnen nicht vielleicht etwas Bleibendes zu Grunde? Möchte ich nicht hier an solchem herrlichen Aufenthalt meinen bleibenden Sitz aufschlagen? Könnte ich nicht, umgeben von Kunst und Reichtum, von Wissenschaft und Bildung, von Schönheit und Üppigkeit, von Luxus in Kunst und Natur, überhaupt umgeben von betäubender, ergreifender, begeisternder, bezaubernder Schönheit und Lust behalten,

Digitized by Google

was mich sonst glücklich macht? Könnte ich in dieser reizenden und lockenden Umgebung das fernerhin wegwerfen, was ich bisher verachtet, könnte ich fernerhin das als das Höchste betrachten, was bisher mich am meisten befriedigt hat? Ja, ein solcher Argwohn packt mich hie und da, ich fürchte oft, neben dem Reiz, den die äußern Sinne so lebhaft hier fühlen, auch den Wissenstrieb, neben dem, was den Geist bildet, selbst das Gemüt befriedigen zu können, oder vielleicht mit andern Worten, das letzte zu Gunsten der ersten verlieren zu können; ich weiß oft nicht, ob dies nicht gleichbedeutend ist. An dem großen Teich im königlichen Park in Versailles, im Dunkel herrlicher Buchenwälder, in reizender Einsamkeit steht vor mir das herrliche Schloß mit seinen Gärten, seinen Wäldern, seinen Seen, mit seinen Blumen und Bildsäulen, geschmückt mit allem, was Kunst der alten Welt, was Pomp und Luxus des Mittelalters, was Geschmack und feine Sitte der Neuzeit an Reizendem und Lockendem für äußere und innere Sinne aufbringen konnten. Wäre alles dies mein, könnte ich vergessen, was ich verlassen, könnte ich, umhüllt von allem Blendenden, was der Menschheit zu Gebote steht, nicht glänzend und herrlich finden, was mir nur klein bisher erschien? Könnte die Schönheit, der Reichtum des Menschengeschlechts mich nicht auffordern, zu sagen, ja, du willst ein Mensch sein, kühn von deinen Rechten Besitz nehmen und Kunst und all die schöne Lust, die das Leben verschönern, willst du nicht länger schnöde beiseite lassen. Oder noch eher könnte ich, vielleicht von Freunden hier umgeben, von edlen Menschen, von Wissenschaft, Bildung, edler Kunst, von allem Hohen und Edlen, was die Menschen besitzen und was ihnen gegeben ist zur Entschädigung für all das Kleine und Herbe, das ihre Unvollkommenheit mit sich bringt, — könnte ich nicht so die vollkommene Befriedigung und Ruhe finden, die ich bisher an ganz andern Orten so mühsam suchte? Warum nenne ich es Argwohn, die Frage, ob ich hier nicht Befriedigung fände? Ist es nicht deine Pflicht, nicht nur Gebot der Klugheit, alles zu nehmen und zu benützen, was dir offen steht, wo es sich auch finde? Ist es nicht schnöde, törichte Verachtung deiner eigenen

Digitized by Google

Würde, die du nur noch nicht kennst, oder eitle, falschgeleitete Selbstüberschätzung, unkluger Stolz, der mich bisher dies verachten lehrte? Können in dem besten Besitztum ihres Geschlechts, da wo Reichtum und Schönheit sich die Hand reichen zur Beglückung des Menschen, können da nicht auch gute Menschen wohnen? Ist nicht Wahrheit nur die Spitze aller der Güter, welche die Menschen besitzen?

Alle diese Fragen drängen sich oft hart an mich heran und fordern mich lockend auf, die Antwort zu geben, die meiner Menschenwürde, die dem Adel, dem angestammten Vorrecht meines Geschlechts entspreche, kühn von dem Besitz zu nehmen, was mir gehöre und die Vorurteile wegzuwerfen, welche so viele bewegen, gerade das Beste, was sie hatten, zu verachten, wähnend, in engherziger Selbstqual, in Entbehrung und Anstrengung sei mehr zu finden, als in leichter zu befriedigendem, aber edlem Genuß von Kunst und Schönheit. Soll ich zu diesen Fragen eine Antwort geben, soll ich ans Ende dieser so leicht noch zu erweiternden Gedanken das Resultat hinsetzen? Soll ich auch an diesen Brief den einförmigen Schlußstein setzen, mit dem fast die meisten geschlossen werden; soll ich bescheiden scheinen, wo ich es nicht bin, genügsam, wo Reichtum, wo Pracht, wo Schönheit mich lockt; soll ich mich zufrieden nennen, wo ich die Hand ausstrecke nach bisher ungekanntem Gut, an welches ich ein unbestreitbares Recht besitze? Soll ich das Hohe verschmähen, wo das Bisherige so klein scheint, so tief im Hintergrund bleibt? — Nein, nein, es ist unmöglich. Ein Schluß bleibt, ein Gedanke überwiegt, ein Grundstein des bisherigen Lebens bleibt, er heißt: Heimat, wie bist mir so lieb! Über die glänzenden Zimmer des königlichen Schlosses, über die Blumenbüsche, über die schimmernden Bildsäulen hinaus wogt der blaue Himmel und bringt mir die frischen Lüfte aus der Heimat; von außen dringen die obigen Gedanken an; aber ich fühle, sie prallen ab; denn tief innen regt sich mächtig die Gewalt des Wortes: Heimat, wie bist mir so lieb; warum, das kann ich kaum sagen; allein, sie enthalten alles, was ich fühlen und denken kann; sie füllen das ganze Gemüt aus; sie lassen keine Leere. Ja, dieser eine Gedanke schließt alle Lücken,

Digitized by Google

welche alle die reiche Befriedigung hier noch lassen würde. Er ist mir alles; Heimat umfaßt alles, inneres und äußeres Sein und Leben. Still, verborgen, arm, aber frisch, frei und warm will ich bleiben; ich will in die Heimat zurückkehren!

Nizza, 5. September 1851.

Meine lieben Eltern!

Obschon ich am 22., einen Tag früher, wieder in Turin eintraf, als Herr Studer mir bestimmt, so dachte ich doch so ziemlich ihn zu treffen und war verwundert, ihn nicht am Bahnhof zu finden. Er muß da sein, dachte ich und kehrte, nachdem ich schon nach der Stadt gegangen, nochmals um nach dem Bahnhof, und natürlich war er da! Eine herrliche Freude für mich, Studer zu finden, in welchem ich seit Jahren, wie niemand anders, einen echt alpinen, echt schweizerischen Bergcharakter hatte schätzen lernen. Welch freudige Grüße nach einem Jahr Aufenthalt in Paris; wirklich, es war für mich ein Gruß an die ganze Schweiz, und wer sollte sie besser vertreten haben, als Herr Studer, dem alle Fürsten der Schweiz, alle Bergesgipfel untertan geworden? — Ein höchst angenehmer Abend mit Herrn Studer und einem Herrn Geiser von St. Gallen, in einem Bankierhause angestellt (das mir aus meiner Geldverlegenheit — von der ich Euch geschrieben — half). Am folgenden Morgen noch Besuche bei den Herren Obermann, Bellardi und Gastaldi (der soeben von seiner Reise zurückgekehrt), dann Expedition meines Gepäckes nach Nizza und Abreise nach La Tour. Von hier an lasse ich Herrn Studer sprechen über unsere Erlebnisse in den Gebirgen, wo wir durch das Ungeschick des Führers, statt zu den protestantischen Pfarrhäusern, auf unwirtbare Päße und in schlechte Sennhütten gerieten, Übergang über die gewaltigen Alpen nach Obries in Frankreich, herrlicher Alpenanblick auf dem Col de Marif (auf der einen Seite Mont Viso, auf der andern Seite Mont Pelvoux) und Ankunft in Briançon.

Digitized by Google

Auch dieser Tag, der Paß von Obries über den Col de Marif nach Briançon, wird mir im besten Andenken bleiben. Das herrliche Wetter, die treffliche Gesellschaft, der wundervolle Anblick zwei der mächtigsten Gebirgssysteme, alles machte auch diesen Tag zu einem der besten der ganzen Reise, und um so leider tat es mir, Herrn Studer und mit ihm die ganze rasche Eingewöhnung in heimische Gedanken und Gespräche, das schnell eingekehrte Bewußtsein, mich nicht allein und halb in der Heimat zu befinden, verlassen zu müssen. Indes, ich hatte trotz des unglücklichen Verfehlens in Turin, das mir zwei Tage Herrn Studers Gesellschaft geraubt, vier Tage mit ihm in den Bergen herumgewandelt und mich so recht wieder wohlgefühlt, weil der so oft am Abend, oder auf einem schönen Aussichtspunkte, oder auf dem anstrengenden Marsch eines heißen Nachmittags sich aufdrängende Gedanke, ganz allein zu sein, fern war. Ich hatte auch von Herrn Studer wieder Nachrichten über Euer aller und der Vaterstadt Zustände und Erlebnisse gehört, kurz, die vier Tage waren eine treffliche Unterbrechung meines ganzen Aufenthaltes im Ausland.

Von Briançon an — oder vielmehr von Turin an — machte ich nun die ganze Reise bis Nizza durch die piemontesischen und französischen Alpen zu Fuß, erstens, weil mich der Überblick meiner Ausgaben in Turin etwas erschreckt hatte, zweitens, weil ich meines Gepäckes los geworden, drittens, weil bei dem trefflichen Wetter die alte Neigung sich nicht unterdrücken ließ und endlich, weil ich das zu durchgehende Gebiet etwas genauer kennen lernen wollte und übrigens hier keine Posten zu benützen waren. Wie ich schon von Turin aus geschrieben, hatte ich den Gedanken, durch die piemontesischen Berge nach Nizza zu reisen, aufgegeben infolge des Anblicks italienischer Dörfer und der Erinnerung an Adolfs Brief und infolge auch der Warnung von Herrn Bellardi in Turin, mich nicht zu sehr italienischen Wirtshäusern anzuvertrauen (nicht der Unsicherheit wegen, aber des schlechten Unterkommens halber). Von Plan hatte ich indes mir nicht das geringste gebildet und ging nun von Tag zu Tag auf stets neuem Weg in möglichst

Digitized by Google

gerader Linie dem einzigen Ziele zu, das ich vor mir hatte, dem obern Tale des Var, wo ich mehrere geologisch interessante Punkte besuchen wollte; und sonderbarer Weise traf sich's, daß ich, bloß dem Instinkte folgend, den geradesten Weg einzuschlagen, mich nicht darum bekümmernd, ob Täler, ob Berge, ob Flüsse dazwischen lägen, von Briançon aus durch die Departements des Hautes Alpes, Basses Alpes und Var in einer schnurgeraden Linie bis an mein Ziel im obern Vartale gelangte; denn auf meiner Karte stehen sämtliche Orte, die ich passierte, von Briançon bis Annat im Tal des Var, auf einer und derselben Gradlinie!

Von Briançon aus, wo ich wieder ein Pack Pflanzen nach Paris sandte, wanderte ich, etwas trüber gestimmt, in heißer Mittagsstunde am 27. August die staubige Straße hinunter im Durancetal gegen Mont Dauphin. Es war wirklich der fortwährende Anblick des gewaltigen Mont Pelvoux, den man hier besser als irgendwo sieht, nötig, um mich vergessen zu lassen, daß ich wieder auf ein Jahr allein, nun auch allein einem unbekannten Ziel zusteuere, in unbekannten Bergen mit fremder Sprache, kurz, nichts auf das ich mich verlassen könnte, als meine guten Beine und allenfalls mein guter Hammer; indes, wie gesagt, solche Gedanken, die die heiße Mittagssonne und der Straßenstaub weckten, zerstoben bald bei dem Anblick die mächtigen Alpen vor mir, bei der Hoffnung, neue Täler, neue Länder zu sehen, und bei dem wohltätigen Gefühl, mich doch in meinem Element zu finden, — und nach tüchtigem Marsch gelangte ich bei einbrechender Nacht auf das bei Briançon auf einem scheußlich befestigten Felsen gelegene Städtchen Mont Dauphin im Durancetal. Ich begreife je länger je weniger, je mehr ich solche ungeheure Festungen kennen lerne, den Zweck dieser schrecklichen Gebäude, welche wie scheußliche Wanzen als kranke Flecken in dem schönen Lande herumliegen, als eigentliche Eiterherde eine Unzahl von Tagedieben in Form von müßigen Garnisonen nähren und Handel und Wandel beeinträchtigen durch lästige Douanenhändel und andere Plackereien; kurz, je länger ich die so trefflich (!!!) organisierte militärische Ein-

Digitized by Google

richtung Frankreichs kennen lerne, desto mehr wird mir klar, wie vorzüglich dieses detaillierte, auf die Spitze getriebene Militärwesen den Krebsschaden jeden Landes bildet, das in den Heeren sich eine eigentliche Rabenbrut ernährt, von Tausenden und Tausenden, die nach wenig Jahren, nachdem sie vom Schweiß des Landes untätig schmarotzten, zu gar nichts mehr taugen als zu Vagabunden und verächtlichen Tagedieben; und ich kriege je länger je mehr einen eigentlichen Abscheu vor jedem Soldaten, sei er General oder Gemeiner.

Indes, ich muß heute noch bis Nizza reisen und setze daher am frühen Morgen des 28. August meinen Wanderstab vom Mont Dauphin über den Guil nach Guillestre fort, übergebe daselbst meinen Reisesack dem Rücken eines jungen Burschen bis auf die Paßhöhe und steige durch die halb protestantischen Dörfer des Chagnetales nach den Alpen des Col de Vars (zirka 7000′), um jenseits nach St. Paul im tiefen Tal der Ubaye hinabzusteigen. Das Ubayetal und dasjenige der Ubayette, welche beide von der Grenze des Piemont nach Barcelonnette heruntersteigen, sind in allen Alpen Beispiele der schrecklichsten Zerstörung. Alle die hohen Gebirge um Barcelonnette bis hinunter ins Vartal sind vom Gipfel bis an den Fuß kahl und nackt, grau bis weiß, und es war ein ungeheurer Kontrast zwischen dem durchaus simmentalähnlichen Paß des Vars (etwa wie Trüttlisberg) und den die folgenden Tage zu besteigenden Pässen. — Am 28. August gelangte ich bei tüchtiger Hitze noch bis Barcelonnette, ein tüchtiger Marsch seit Mont Dauphin, und am folgenden Tag war ich nachmittags bereits wieder in eisiger Bisluft auf den Bergeshöhen zwischen dem Ubaye und Nerdon auf dem Col de la Bachasse, einem Paß von wieder etwa 7000′, wo ungeheure Schafherden aus den grauen Felsen das spärliche Gras nagen. Der erstarrende Wind und die Besorgnis, auf falschem Weg mich zu befinden, trieben mich bald hinunter nach den kleinen Bergdörfern, aus welchen ich ganz richtig nach Allas und nachts noch wieder in eine meiner lieben Festungsstädte, Colmars, gelangte. In allen diesen kleinen Städtchen, Mont Dauphin, Barcelonnette, Allas, Colmars, Annat ꝛc. trifft

Digitized by Google

man erträgliches Unterkommen, doch weit geringer als etwa in Landiswil; ja selbst in Abländschen befand ich mich wöhler als in diesen Städten des gepriesenenen Frankreichs, und überall muß der Reisende mit den schlechtesten Zimmern sich begnügen, weil die bessern (wenn mehr als eines da ist) von den Offizieren eingenommen sind, die zu bequem sind, mit den Soldaten in den Kasernen zu bleiben. Der folgende Tag sollte mich wieder über die Berge hart an der piemontesischen Grenze, über den Col de Ligny nach Annat ins Vartal bringen; allein, wie überall kannte man kaum diese Bergpässe und wies mich überall die Saumstraßen, die meist schrecklich schlecht, auf Umwegen, aber ebener an das nämliche Ziel führten. Allein an die weit angenehmeren Bergpässe, die freilich hoch sind, denkt niemand, und dieselben sind niemandem bekannt, als den Schäfern aus der Provence, welche daselbst ihre ungeheuren Herden weiden. Den Führer über alle diese Pässe machte ich daher meist selbst und war froh, einen Träger für meine Steine zu finden. Auch heute, da die Tagreise bis Annat nicht gering war, nahm ich wie gewöhnlich bis auf die Paßhöhe einen Kerl mit. Ein merkwürdiger Paß: auf der Nordseite steigt man durch eine mehrere Stunden lange Mulde hinauf nach dem wenigstens eine Stunde breiten, flachen Paßrücken, wo der kleine Lac de Ligny liegt (etwa ein Paß wie die Oberalp), und von da geht's wirklich auf schauderhaftem Weg viele Stunden hinunter durch das Coulomptal an die Vaire, den Hauptzufluß des Vars. — Alles, was ich in Graubünden, im Wallis, oder in Uri oder Oberhasli, von wildem, eigentlich scheußlichem in den Alpen gesehen habe, bleibt zurück hinter meinem heutigen Wege. Der Schurke von Träger sagte mir, der Weg gehe jenseits durch Alpen abwärts, wie auf der Nordseite, und gutmütig entließ ich ihn daher am Lac de Ligny, nicht denkend, daß ich eine doppelte Entfernung, ganz ohne allen Weg als ein ungeheures, von Trümmern angefülltes Bachbett, eine von Bergstürzen angefüllte Bergschlucht, während vieler Stunden hinunterzusteigen hatte. Es sind freilich nicht die senkrechten, himmelhohen Felswände der Schöllenen oder

Digitized by Google

Via mala, nicht einmal die wilden Gneisplatten der Handeck, aber eben, weil alles Kalkgebirge ist, desto trauriger und trostloser. Kaum ein Gräschen zu sehen in stundenweiter Entfernung, alles grau und grau, zerrissene Felsen, deren Sturz und Zertrümmerung die tiefe Talschlucht füllen, ein scheußlicher Anblick, und, um den Eindruck recht charakteristisch zu machen, fielen aus den von Süden her herantreibenden Wolken erst einzelne Schneeflocken einsam herunter als erste Boten des nahenden Winters, und dann, nach einigen Windstößen, entleerte sich rasch ein Schneesturm über die kahlen Gräte, die in dem weißen Gewand noch einen schaurigern Anblick darboten, als in dem einförmigen Grau. Stundenlang wanderte ich so in dem wilden Strombett das Tal hinunter und fing beinahe an, den Mut zu verlieren, als die scheußliche Umgebung nicht enden wollte, als immer gleich wild der Bach, mein Weg, sich von Stufe zu Stufe stürzte und das Tal sich immer verengerte, statt erweiterte, und vollends meine müden Schuhe bald hier, bald da den scharfen Kanten der Steine wichen. Indes ging's doch endlich an einer hohen Bergseite hinunter und dann auf dem südlichen Abhang durch Waldung, in der sich später bald Kastanien und später Feigengesträuch einfanden, nach dem Tal des Var und bis Annat, wo ich herzlich satt der heutigen Wanderung anlangte.

Am folgenden Tag schien eine herrlich klare Sonntagssonne in mein Zimmerchen, das bei uns für eine Estrichkammer schlecht gewesen wäre, und ich dachte, heute auch den Sonntag zu genießen. Ich hatte mir daher auch nur eine kleine Tagereise von sechs Stunden bis Paget am Var vorgesetzt und wanderte ganz gemächlich mit meinem steingefüllten Sack den Var hinunter, von nun an mit meiner bisherigen Reiseroute einen rechten Winkel bildend; denn auch Annat liegt noch auf der nämlichen Gradlinie wie Briançon. Mit jedem Schritt vermehrte sich in diesen interessanten Profilen meine Last, und es war schon Mittag, wie ich, kaum noch zwei Stunden von Annat, an den gewaltigen Var gelangte, der mich bis Nizza führen sollte. Nun mußte ich doch ans Eilen denken,

Digitized by Google

und in glühender Mittagshitze, den heißen Felswänden des Varufers entlang, dachte ich um Mittag mich oft an Eurem Tisch, wenn ich, um den Durst zu stillen, mich emsig nach den Brombeersträuchern umsah, die aus den Felsen sprossen. Wirklich, das war weniger sonntäglich, als etwa eine Tasse Kaffee im Waisenhausgarten, und schweißtriefend langte ich um 1 oder 2 Uhr in Entreveaux, dem letzten französischen Städtchen an. In dicht mit Bauern angefüllter Gaststube erlaubte ich mir hier ein kleines Mittagessen, seit Turin zum ersten Male, und um dann doch etwas auszuruhen am Sonntag, übergab ich bis Paget-le-Thénier meine Steine einem jungen Burschen und genoß dann daselbst den Abend im Schatten mächtiger Mandelbäume und im Genuß einer piemontesischen Zigarre, die hätte erröten müssen vor des alten „Treff" Tabak. In Paget hatte ich Maurerarbeit vor mir und mußte daselbst den ganzen folgenden Tag bleiben, ein famoser Aufenthaltsort; ein Zimmer, wenn man's so nennen darf, mit einem alten Nest, ohne Tisch, ohne Licht, ohne Türschloß, Kaffee war kaum aufzutreiben und nur in der Küche zu genießen, Suppe erhielt man in einer Kaffeetasse, kurz eine italienische Kneipe. Und doch sollte ich zwei Nächte zubringen daselbst! Und wie — kaum legte ich mich abends, von der Steinhauerarbeit des Tages an den Felsen von Paget und von der frühern Tagereise ermüdet, angekleidet aufs Bett, so brach ein Insektenheer über mich los, vor dem ich wirklich nicht standzuhalten den Mut hatte trotz aller Ermüdung, und beide Nächte brachte ich auf den Sesseln, die doch zum Glück noch da waren, halb liegend, halb sitzend zu, kaum Platz um mich zu drehen, ohne Licht, meine Steine und Gepäck um mich her am Boden. Dennoch schlief ich noch ordentlich beide Nächte, dank der Ermüdung. Doch verließ ich am 2. September diesen Ort nicht ungern und wanderte, nachdem ich eine große Kiste voll Steine einem Säumer bis Gilette und Nizza übergeben, wieder in die Berge, um jenseits ins Tal des Esteron hinabzusteigen. Vollständig italienische Landschaft, heiße, dürre Kämme, dunkle Schluchten mit grünen Feigenbäumen, weite graue Halden, mit den unmalerischen, mißfarbigen Ölbäumen besetzt,

Digitized by Google

trockene, glühende, wasserlose Schluchten und kleine Felsennester von Dörfern mit großen Kirchen und alten Ruinen von Schlössern. Nicht ohne mich in den Schluchten nochmals zu verirren (sich den rechten Weg weisen zu lassen, ist schon wegen des schrecklichen Dialektes der Einwohner, der die Mitte hält zwischen Italienisch und Französisch, ungefähr ein schlechtes Französisch oder Italienisch, d. h. buchstäblich ausgesprochen, mit einer Menge schlecht piemontesischer Wörter, schwierig) und herzlich froh, in einem einsamen Häuschen, das man als Raubnest hätte ansehen dürfen, Eier, Brot und Wasser gefunden zu haben, kam ich abends wieder schwer beladen in Roccasterone an. Das Quartier war nicht viel besser als in Paget, die Nacht mehr als halb schlaflos, so daß ich nach drei so zugebrachten Nächten, nach elf Tagen ununterbrochenen, zum Teil anstrengenden Marsches mich entschloß, in diesem wilden italienischen Gebirge, unter freilich nicht verdächtigen, aber doch etwas zu romantischen Einwohnern, mich nicht länger aufzuhalten und rasch nach Nizza zu eilen; ein fernerer Grund hiezu war die bedeutende Last meiner ganz mit Steinen gefüllten Tasche und endlich der Hauptgrund die Wiederkehr meiner schon hie und da nach größeren Märschen verspürten Neigung zu Anschwellung und Reizung der Inguinaldrüsen; alles dies bestimmte mich, ein Maultier zu mieten bis Gilette, und ich konnte froh sein; denn durch endlose Schluchten und zahllose Vorsprünge bergauf, bergab geht der rauhe Weg sechs Stunden bis auf das auf hoher Felswarte gelegene Gilette, von wo aus man bereits das weite Vartal bis nach dem Meer überblickt. Ich war herzlich froh, in Gilette nach fünfstündigem Ritt von dem harten Rücken des Maultiers abzusteigen; ich legte meine Steine daselbst in die von Paget bis hieher gelangte Kiste und stieg endlich ins Vartal hinunter, wo erst die Steinwaggons der Vararbeiter auf den Schienen der dazu bestimmten Bahn (ohne Lokomotive oder dergleichen, bloß durch die Neigung des Tales getrieben) und ein schrecklich schlechter Postwagen mich abends den 3. September nach Nizza brachten.

Digitized by Google

Nizza, 8. September 1851.

(An Dr. C. v. Erlach in St. Niklaus, Kt. Bern.)

Ich komme von meinem allabendlichen Spaziergang auf dem Korso, eine Promenade auf den flachen Dächern der Häuserreihe längs des ganzen großen Hafens. Von den vorübergehenden Regentagen hängt noch eine dicke, schwarze Wolkendecke über dem Vorgebirge von Antibes; brandschwarz hängen dichte Nebel in dem vor kurzem durchwanderten Küstengebirg Piemonts; aber darunter glänzt oder glüht in düsterem Dunkelrot der westliche Abendhimmel, dessen Glut nur verstärkt wird durch das darin aufflackernde Licht des fernen Leuchtturms. Gegen Osten verliert sich diese düstere Röte, so daß die ungeheure Linie des Meeres nicht mehr unterschieden wird von dem Grau des Himmels; allein etwas mehr nach Osten, da wo das nahe Vorgebirge San Ospizio sich nachtschwarz ins Meer taucht, liegt ein unendlicher Silberglanz von dem aufsteigenden, noch nicht sichtbaren Mond auf der weiten Wasserfläche; darüber wetteifern im reinsten Dunkelblau italienischen Himmels zahllose Sterne. Ein unendlicher Kontrast zwischen diesem blendenden Silberglanz und der fernen, trüben Feuerröte im Westen. Zu diesem Gemälde die gewaltige Brandung des dunklen Meeres und das anmutige Treiben einer reichen Gesellschaft glänzender Damen und Herren, prächtiger Uniformen und halbnackter Fischer auf dem herrlicher Spaziergang — wahrlich, wäre man zum Genuß da, zum bloßen Genuß, man könnte keinen reizenderen, keinen angenehmern Aufenthalt finden, als das berühmte Nizza. Allein — regt sich schon Unzufriedenheit im Genuß, Begehrlichkeit mitten in der Fülle? — allein ich sehne mich schon wieder in die Berge zurück, aus welchen ich kaum erst müde herabgestiegen. Selbst in dem wunderherrlichen Genua, selbst über der herrlichen Stadt der Doria, im Anblick eines der reichsten Gemälde, die Europa kennt, sehne ich mich nach den wilden Bergen. Es war eine ganz andere Befriedigung, die mich ergriff, als ich vor einer ärmlichen Senn-

Digitized by Google

hütte in den mächtigen Gebirgen des Monte Viso, zuoberst im Val Angragna, mit Herrn Regierungsstatthalter G. Studer auf einem Haufen Alpenrosengestrüpp saß und den weißen Nebeln zusah, die leise, leise in die dunkeln Schluchten heraufstiegen, sich um die der Nacht verfallenden, mächtigen Flühe schlichen und selbst uns einen morgenden Regentag in diesen unwirtbaren Gegenden verkündeten. Es war ein weit tieferer und mir weit mehr zusagender Eindruck, als ich in den Gebirgen der Basses Alpes, zwischen den Tälern des Verdon und Caulomp, hart an der piemontesischen Grenze, in den ödesten und rauhesten Bergen, die ich je gesehen, vom langen Marsch im wilden Strombett ermüdet, mit einer Last Steine auf dem Rücken, aus den über mir hängenden Wolken erst langsam und schüchtern einige weiße Schneeflocken fallen sah, die ersten Boten des nahenden Winters, und als dann rasch ein Schneesturm alle Gräte weiß färbte, ein Totengewand in dem schon toten Grau der nackten Felsen. Ich fragte mich oft, was es sei, das die Eindrücke der düstern Alpenwelt so tief erregend mache; ich suchte besonders in Genua, wo ich zum erstenmal das vielgepriesene Meer erblickte, mir zu erklären, warum dieser Eindruck so weit schwächer war, als der mir so gewohnte unsrer Berggemälde, und ich will hier nicht niederlegen, was ich damals mir darüber aufzubewahren suchte. Allein der Hauptgrund, den ich anführen will, scheint mir darin zu liegen, daß das Meer an seinem Ufer, wenigstens im Süden, einen tiefen Charakter der Ruhe, der üppigen, genießenden Ruhe und daher der Erschlaffung des Todes, trägt, während der Anblick der drohenden Alpen, gleichsam zur Selbstverteidigung auffordernd, Leben, rüstiges Leben weckt. Und wie nötig ist Leben zum Leben; wie rasch bringt Schlaf den Tod! Wie leer, wie öde, wie trostlos ist Genuß ohne Arbeit! —

L. Rütimeyer.

Digitized by Google

Nizza, 2. Oktober 1851.

(An seine Eltern.)

Ein trüber Herbsttag hat mich heute in die Berge des Paglionetales begleitet. Öd und einförmig ist das Tal; grau zogen die Wolken um alle Berggipfel; kalt fiel reichlicher Regen, und dennoch befand ich mich trefflich wohl im Bewußtsein, allein in den Bergen zu sein. Ich fragte mich noch immer vergeblich, warum das große Meer, das Ziel der Sehnsucht der meisten, das gerühmte Ultimum von Naturgröße, warum die reiche Landschaft südlicher Küsten, die Pracht eines Nizza, des ewig grünen Gartens von Europa, so geringen Eindruck auf mich macht im Vergleich zu demjenigen, den ich mitgebracht aus Gegenden, welche andere als düstere Schauplätze der Zerstörung und des Todes fliehen. Wohl befriedigt mich der Anblick des blauen Wasserspiegels; wohl sehe ich zwei Stunden lang dem wechselnden Farbenspiel zu, das nur in den reinsten Abstufungen von Blau und Grün sich bewegt, von allen Stärken, vom Silberhell bis zum Nachtschwarz. Wohl stehe ich voll Bewunderung still und kann den Blick nicht abwenden von der herrlichen Vegetation, die in einer ungeahnten Pracht sich hier entfaltet, das wunderschöne Grün der Orangenwälder, das Silbergrau der Oliven, das kräftige Dunkel der Feigen- und Lorbeerbäume, der Terebinthen und Lentisken, das fremdartige Blau der Kakteen und Aloës. Allein so groß auch meine Bewunderung, so angenehm und ergreifend die Überraschung bei jedem sich täglich wiederholenden und täglich neuen Anblick, so bleibt das Bild gewissermaßen außer mir und ich ihm fremd. Ich bewundere, ohne ganz zu genießen; der Anblick überrascht mich, ohne mich ganz zu befriedigen, und allemal erfüllt mich ein tiefes Gefühl des Wohlseins, eine wahre Wonne der Heimatluft, sobald ich, diese Pracht im Rücken, wieder braune Berge, graue Felsen, dunkle Täler vor mir sehe. Ich feiere allemal ein Fest; mein Gemüt zieht allemal in die liebe Heimat ein und fühlt eine wonnige Befriedigung, sobald diese düsteren Farben, diese rauhen Formen wieder vors Auge treten und sobald ich mich, fern von aller Gesellschaft, fern

Digitized by Google

von dem reichen Leben an jenen Küsten, allein, mir überlassen, auf einer Bergstraße befinde, oder vor allem auf einsamem Fußpfad in unbekannte Täler und Berge. Sie sind mir ja nicht fremd; nur sind vielleicht die Umrisse neu, vielleicht die Farben verändert, obwohl in den eigentlichen Bergen immer dasselbe dunkle, kräftige Braun wiederkehrt, immer dasselbe düstere Grau der Felsen. Ich juble innerlich jedesmal, wenn dieses im Vergleich zu dem früher beschriebenen von den meisten traurig genannte Bild wieder vor mein Auge tritt; ich fühle mich in mein Element versetzt; alles, Wiese und Rain, Tal und Berg, weckt eine Menge der reichsten Ideen, die an jenen schönen Küsten, an jenen reichen Ufern durchaus zurückgedrängt sind und die ich nicht hervorrufen kann, so sehr ich sie auch suche. Ich betrachte, obschon seit mehr als einem Monat am Meer wohnend, dieses und seine prächtigen Ufer immer noch fast mit Schüchternheit; ich befinde mich gleichsam in glänzender Gesellschaft, in der ich ein fremder Gast bin; ich fühle mich dagegen frei und heimisch, sobald die einförmige Bergwelt mich aufnimmt, der ich so vielen Dank zolle, die ich so mannigfach in allen Richtungen und Ländern durchstreift. Es ist fast ein Siegesgefühl, das mich freudig bewegt, wenn ich mich wieder diesen Riesen nähere, die manchem Schauer und bange Furcht einflößen, die ich aber mein weiß, weil ich sie unter so manchen Formen schon besiegt. Allein es ist nicht nur, und zum geringsten Teil, diese stolze Freude, welche mich an so manchen reichgekrönten Kampf mit den Bergriesen mahnt, sondern es sind mir alle diese Gipfel, diese schwarzen Hörner, mögen sie sich zeigen, wo es sei, Freunde, liebe Genossen, mit welchen ich seit Jahren einen stillschweigenden Verkehr geführt, welche allen meinen Stimmungen, allem meinem Suchen, stets bereitwillig und reichlich entsprochen, die mich zu kennen scheinen, so sehr, daß ich oft, nicht nur im Scherz, wenn ich notgedrungen wieder talwärts kehre, mich oft umsehe, um ihren Abschied entgegenzunehmen, und jedes Horn, das hinter einem tiefen Hügelzug sich verbirgt, scheint mir noch einen Gruß zuzuwinken. Und es sind nicht bloß aufgeregtere

Digitized by Google

oder tiefere Stimmungen, in welchen ich die Bergwelt romantisch so auffasse; nein, ich mag mit noch so alltäglichen und flachen Gedanken in ein Bergtal eintreten, vom Weg ab, auf einen rauhen Fußpfad nach der Höhe mich wenden, ich mag einen noch so langen alltäglichen Aufenthalt in diesem Gebiete machen, der wie alle Gewohnheit auch allmählich flacher werden sollte, — immer erfüllt mich die nämliche tiefdringende Freude, und am meisten, wenn ich allein bin. Einsam bin ich im reichen Verkehr mit der Natur, weil keine fremden Gedanken, keine verschiedenen Urteile, keine entgegengesetzten Ansichten mich stören. Und einsam sind wir stets Herr über uns selbst, d. h. so wie wir es sein sollten; einsam, in fremder Gegend, in unbekanntem Gebiet sind wir am fühlbarsten auf Gottes Schutz beschränkt, und man ist ja nicht Mensch, man lebt und genießt nicht als Mensch, wenn man sich nicht als Kind eines allmächtigen, aber zugleich allgütigen Schöpfers fühlt. Daher sind mir das Feiertage, wenn ich allein in unbekannten Bergen schwärme. Schwärmen ist ein unrichtiger Ausdruck, sobald man damit die gewohnte Bedeutung eines Übermaßes der Phantasie verbindet, das bald nüchternen Gesinnungen weicht; nein, diese berührten Stimmungen sind tieferer, bleibenderer Art; es sind die besten, die ich kenne, und ich denke nie mit Lachen oder gar mit Reue an dieselben zurück, etwa als Erzeugnisse einer noch so reichen Einbildungskraft, deren später sich der nüchtern gewordene Verstand schämt. Meine einsamen Bergtouren sind meine einsamen Festtage, meine Feiertage, die mir oft mehr geben als die von Menschengesellschaft aufgeführten Feste, — die mir das Beste gegeben, was ich besitze, weil ich nur so mich ganz natürlich, ganz naiv, auf den wahren Standpunkt eines Menschen stellen kann, nämlich als geringe, ärmliche, aber reich ausgestattete, reich begnadigte Kreatur eines hohen, gewaltigen, aber gnädigen Schöpfers Himmels und der Erde.

Ich glaube hierin auch den Grund zu finden, warum das Meer, das so allgemein und so hoch gerühmt wird und das gewiß nebst den Gebirgen eine der interessantesten Schöpfungen der Natur

Digitized by Google

ist und eine derjenigen, welche am unmittelbarsten Eindruck gewinnen müssen über den Beschauer — warum das Meer mich noch immer relativ kalt und leer läßt. Ich sah es zum erstenmal in Genua, gewiß an einem der zünftigsten Punkte, um zu seiner Bewunderung aufzufordern, — ich sah es seither und stets in der größten Pracht südlichen Himmels auf einem großen Teil der herrlichen Küste von Genua bis Nizza. Ich stand in Mentone sprachlos am Meeresufer, als der Vollmond aus dem glatten Spiegel tauchte, und lauschte, wenn ich mich so ausdrücken kann, bis nach Mitternacht dem stets wechselnden Silberglanz, der über die ungeheure Fläche sich ergoß, in tausend und tausend schaukelnden Wellen gebrochen; ich sah in Genua einen wolkenlosen, glühend schönen Sonnenuntergang überm Meere; ich sah über Monaco einen prachtvollen Sonnenaufgang; ich horchte auf der schönen Terrasse des Korso in Nizza Tag und Nacht der mächtigen und dennoch ruhigen Brandung der großen See, und immer ging ich, wenn auch voll Bewunderung, so doch relativ weit kälter weg als von den früher beschriebenen Bildern. Es ist wahr, ich habe das Meer nie in seiner ganzen einsamen Größe gesehen; ich sah es nie für sich allein, immer in Verbindung mit seinen hier reichen Küsten, und vielleicht ist der Eindruck auf weitem Meer, fern von allem Land, ein verschiedener. Allein die Küsten, soweit sie, wie hier überall, diesen herrlichen Anbau zeigen, verraten immer die mannigfach eingreifende Menschenhand, nicht nur, weil bis in die fernsten Linien weiße Städte und reichliche glänzende Häuser sich im Wasser abspiegeln, sondern auch im Anbau der Gegend, die nie sich ganz selbst überlassen ist, nie ganz jungfräulich ist, wie in den der Kultur unnahbaren Bergen. Diese Kultur ist freilich für den ökonomischen Blick — und einen solchen vergesse ich nie auf eine mir neue Gegend zu werfen — einer der erfreulichsten Genüsse; allein sie kommt natürlich in anderer Weise in Betracht bei Beurteilung des rein ästhetischen und rein natürlichen Wertes seiner Landschaften. Aber eben weil an den Meeresküsten überall der Mensch sich angesiedelt und nieauslöschbare Spuren seiner Gegenwart hingesetzt,

Digitized by Google

bleibt mir der Eindruck tief unter jenem, den mir die vom Menschen unberührte Bergnatur macht. Man fühlt sich an diesen Küsten in Gesellschaft; man lebt in bewohnten Gegenden, und jede Gesellschaft stört nur immer die Innigkeit jedweden Eindrucks, so daß, um einen solchen ganz mir einzuprägen, ich wenigstens einige Augenblicke mich ihm ganz überlassen muß. Gesellschaft, überhaupt Menschenschutz, Protektion, Hilfe, schwächt oder vernichtet aber jenes Gefühl des eigentlichen und wahrsten Menschenbewußtseins; sie erinnern an die menschliche Größe, an Kunst, Industrie, kurz an alles, was den Menschen scheinbar zum wirklichen Herrscher der Natur und gleichsam unabhängig, nach seinem Urteil allmächtig gemacht. Diese Allmacht läßt aber stets im Stich, sobald man sie in Anwendung bringen will, und ich glaube, die wahre Menschengröße besteht nicht in seiner Macht, sondern in seiner Schwäche, welche aber aufgehoben ist durch die reichliche Gnade seines Schöpfers. Sobald man aber menschlich sich hoch fühlt, sobald man sich stolz fühlt — und alle Menschengesellschaft macht stolz —, so sind wir des göttlichen Schutzes, der ja nur den Bescheidenen und Unschuldigen verliehen ist, verlustig, so haben wir kein Recht auf seine Gnade, und darin liegt vielleicht der große Nachteil, den Gesellschaft so oft ausübt; darin suche ich zum Teil auch den Grund des Mangels an jener tiefdringenden Befriedigung, welche ich so oft vergeblich an dem stolzen, kosmopolitischen Meer suchte, die sich mir so bereitwillig und freigebig bietet in den schmucklosen und einsamen Bergen. — Es ist dieser Grund vielleicht stärker als der, den ich früher zu finden geglaubt oder vielmehr eine richtigere Übersetzung desselben; ich fand nämlich im Charakter des Meeres, und wohl ebensosehr seiner Küsten, den Charakter der tatenlosen Ruhe ausgeprägt, der verdienstlosen Üppigkeit, des Mangels an sichtbarer Arbeit. In den Bergen nichts derartiges; sichtbar kämpft der Mensch, wo er sich hinlegt, mit einem ihm durchaus ungünstigen Element. Rasche, ewige Zerstörung vernichtet die Frucht seiner größten Ausdauer, seines unermüdlichsten Fleißes; es fordert daher nur der Anblick der rauhen Bergwelt gleichsam zur Selbst-

Digitized by Google

verteidigung auf und hält deshalb zum voraus wach und rüstig. Man fühlt sich in Gegenwart einer unendlichen großen Natur, der man sich nicht freiwillig unterwirft, gegen welche man von vornherein sein Recht geltend zu machen sucht. Das Meer und seine Küsten zeigen den Menschen aber bereits als Sieger; seine Schiffe haben das gewaltige Element zu beherrschen gelernt; seine Hand zieht reichliche Frucht von einer ihm vollständig untergebenen Natur. Er weiß sich also gesichert; die Natur zollt ihm ohne Widerstand ihre Abgaben, und er kann sich damit begnügen, dieselben müßig in Empfang zu nehmen; aber überall macht Muße schlaff, bringt Schlaf den Tod (ein tatsächlicher Beweis dieses Charakters liegt schon darin, daß alle Anwohner südlicher Küsten der katholischen Religion angehören) — und dieser Charakter der müßigen üppigen Ruhe ist ebenfalls weit weniger geeignet, innere Befriedigung zu geben, als jene Notwendigkeit der Selbstverteidigung, jene Aufforderung zum Widerstand, welche das wilde Alpenland einflößt, — und wie gesagt, ich glaube, diese Erklärung, die ich mir in Genua gemacht, wo ich zum erstenmal überrascht war über den geringen Eindruck, den mir das Meer gemacht, ist nur eine andere Anschauung des oben durchgeführten Urteils, das der Wahrheit näher liegt und mehr in die Tiefe des Grundes dringt.

Immer aber bleibt indes das Meer groß und schön, bleiben seine Küsten reich und herrlich, und wende ich mich auch stets mit Freude wieder in die stillen Täler, nach den braunen Bergen, so bleibt mir sicherlich die Erinnerung an den Aufenthalt an dessen schönen Ufern von Genua bis Nizza in äußerst wertem Angedenken, und jedenfalls wende ich ihm nur sehr ungern den Rücken mit der Gewißheit, es auf lange Zeit, vielleicht auf immer zu verlassen, und mit der noch unangenehmeren Gewißheit, es wenigstens gegenwärtig mit dem wilden Taumelleben, mit der Unruhe und Unnatur einer Stadt wie Paris zu vertauschen; denn immerhin gab es mir einen neuen, mächtigen Beweis zu meiner alten Überzeugung, daß die Natur überall schön ist, wo sie frei ist, und immerhin forderte es mich auf zu meinem alten Ausruf:

Digitized by Google

Ja, herrlich schön ist Gottes Erde
Und wert, darauf vergnügt zu sein,
Drum will ich, bis ich Asche werde,
Mich ihr und ihres Schöpfers freun.

Paris, 15. Dezember 1851.

Meine lieben Eltern!

Ein Jahr ist verflossen, seit ich die Heimat verlassen, die Heimat, an die sich alles knüpft, was uns lieb und wert ist, die Heimat, dieser engbegrenzte Kreis, wo wir alles das erwarben, was wir besitzen, wo Elternliebe unser Kindesalter beglückt, wo Freundschaft unsere Jugend verschönert, wo wir unsere ersten Kräfte geschöpft und versucht, unsere ersten kleinen Triumphe gefeiert, wo wir unsere reichsten Hoffnungen gefaßt, unsere ersten Pläne gebildet, die Heimat, an die unsere ganze Existenz gebunden ist, für jeden nämlich, dem die Zeit nicht ein Traum ist, für jeden, der sich nicht scheut oder nicht schämt, zurückzuschauen auf den Keim, der die Pflanze gebildet, der nicht bodenlos schwebt ohne Erinnerung an das, was vorherging, und ohne Hoffnung für das, was kommen soll.

Ein Jahr, was ist das? Vermag unser Denken das zu erfassen, in der unendlichen Größe der Ewigkeit, entwischt nicht dieser kleinste Teil dem suchenden Auge, das in Betrachtung nur eines Menschenalters einen Ruhepunkt verlangt, eine Einheit, um die so geringe Spanne eines Lebens messen zu können? Bezeichne auf der elastischen Kugel der Zeit das Jahr mit einem Punkt, und dein Auge ist zu schwach, um ihn zu erkennen, und dennoch, was drängt sich zusammen in diesen engen Raum; welch reiches Gemälde entfaltet sich, wenn wir unter dem Mikroskop unserer Erinnerungen es weiter teilen in Monate, Tage und Stunden! Wie viele Leidenschaften haben in dieser Zeit in zahlloser Wiederholung unsere Vorsätze besiegt; wie viele Gefühle haben unsere angestrebte Ruhe überwunden; wie viel Wissen hat sich in den

Digitized by Google

engen Kreis unseres geistigen Besitztums eingedrängt; wie viele Kenntnisse sind spurlos und auf immer daraus verschwunden! Wie oft hatten wir Gelegenheit, besser und weiser zu werden; wie oft verschmähten wir die Aufforderung zum wahren Fortschritt; wie oft trugen wir bald traurig, bald gedankenlos gute Vorsätze zu Grabe; wie manchmal freuten wir uns eines vermeintlichen Sieges über schlimme Einflüsse! — Ein Jahr, wie unendlich verschieden ist sein Anblick, je nachdem wir es von vorne oder vom Rücken betrachten! Stelle dich auf den kleinen Hügel, den du morgen erreicht hast, und blicke zurück auf das verflossene Jahr und hinaus auf das kommende. Der Anfang des verflossenen Jahres liegt dicht hinter dir; Jahr an Jahr, dicht gedrängt, stehen sie hinter dir in deinem Leben, und mit Mühe gewahrst du die Knotenpunkte, in welche du die Spanne Zeit kerbst, die du nicht mehr genießen kannst, die unwiederbringlich hinter dir liegt. Blicke vorwärts, hinaus in die graue Ferne, wo in nebligem Horizont du das Ende deines Lebens weißt, — und in langen, langen Reihen dehnen sich weitgestreckte Jahre fast unabsehbar aus; gewaltig, weil du nicht weißt, was sie bergen, endlos, weil du nicht weißt, was sie dir bringen. Und dennoch, auch diese Jahre, die vor uns liegen, auch diese scheinen verschieden dem, der den mutmaßlichen Höhepunkt seines Lebens hinter sich hat, und dem, der ihn noch nicht erreicht hat. Frage die hoffende, ungestüme Jugend, was ein Jahr sei! Frage die liebende Braut, welcher der Bräutigam erst in Jahren aus der Ferne heimkehrt; frage sie, was ein Jahr sei! Sie vermag diesen Raum nicht abzusehen; sie sieht keine Grenzen ihrer Sehnsucht; Tage häufen sich auf Tage; Monate türmen sich auf Monate, um eine unüberwindliche Schranke zu setzen zwischen ihrem Sehnen und dessen Erfüllung, zwischen ihren Wünschen und deren Befriedigung. Frage den alternden Greis, ob er wisse, was eine Jahr sei; lächelnd weist er auf die lange Reihe, die er hinter sich hat, die auch ihm unübersehbar einst geschienen; er weiß sie kaum mehr zu zählen, so dicht folgen sie sich; nur einzelne ragen noch deutlich hervor

Digitized by Google

aus dem dichten Haufen, einzelne, die bezeichnet sind durch die Ereignisse, denen er die Hoffnung verdankt und die Lebensfreudigkeit, die er noch nicht verloren; seine erste Liebe, seine ersten Vaterfreuden, die Siege seiner Berufsarbeit sind solche Sterne, die hell glänzen in dem sonst dunkeln Gewirr der Vergangenheit; vor ihm liegt nur eine kleine Spanne, die ihn trennt von dem letzten, von dem größten Sieg seiner Erdenarbeit, von dem Siege über sich selbst, über seinen vergänglichen Körper. Mögen es auch noch viele Jahre sein, die sich in dieser Spanne zusammendrängen, er weiß, daß ihn der Anblick nicht mehr täuscht. Der nämliche Raum, in dem die liebende Jungfrau keine teilenden Punkte zu erkennen vermag, ihm erscheint er als halb schon durchschnitten, weil er weiß, daß er nur ein geringes zufügen wird zu dem, was er bisher genossen.

Aber nicht nur die Ausdehnung eines Jahres ist elastischer als Luft, sondern auch die Farbe ist bunter als der Regenbogen. In rosiger Morgenröte erwacht das junge Jahr dem sorglosen Kinde; bringt es ihm doch Geschenke und warmen Segen der Eltern, für den es schon unbewußt empfänglich ist. Wie heller, sonniger Tag strahlt das kommende Jahr der hoffenden Jugend entgegen; sieht sie doch darin die Erfüllung ihrer nächsten Pläne, die Krönung ihrer kühnsten Hoffnungen, die Jungfrau die Belohnung tiefbewahrter Liebe, der Jüngling den endlichen Triumph redlicher Arbeit und die Erreichung stolzer Ziele. Drückende Sonnenhitze des schwülen Nachmittags bringt das neue Jahr dem mit dem Leben kämpfenden Manne; aber freundliches Abendrot vergoldet den Horizont des scheidenden Lebens, denn ruhig darf der Greis am Ende des harten Tagewerkes sich der Betrachtung hingeben, daß er nicht vergeblich gearbeitet, daß doch Keime grünend aufgegangen aus dem Samen, den er im Schweiß seines Angesichts gesäet, daß doch Lohn der Arbeit und Zufriedenheit der Anstrengung folge. Wie rächendes Feuer glüht über dem Schlechten das kommende Jahr; wie finstere Nacht droht es über dem Trägen, der nicht gelernt hat, daß nur Arbeit den Mann stähle und daß Untätigkeit nicht verschieden sei vom Tode.

Digitized by Google

Ein Jahr, wie anders ist der Anblick für den einzelnen, wie anders für eine Familie, für ein Volk. Sonnen sind aufgestiegen und untergegangen, Monate erwacht und entschlafen; Menschen sind geboren worden und gestorben, Liebe gepflanzt und Haß entflammt; gute Vorsätze sind gebildet worden, und schlimme Leidenschaften haben gesiegt. Aufrichtige Gefühle haben sich Raum gemacht und sind verdrängt worden durch feige Schwäche; Wissenschaften haben ums Doppelte sich vermehrt, und Industrien sind scheinbar zu ihrem Gipfel gestiegen; Staaten sind gefallen, und ganze Völker haben sich erhoben — und trennt man diesen Raum, der mit dem erwachenden Jahr fast vergessen ist, in seine zwölf Monate, so findet man sich nicht wieder in dem bunten Gewirr von Leben und Tod, von Tätigkeit und Erschlaffung; zahllose Lebensquellen tun sich auf für jeden Tag, und ebenso viele schließen sich auf ewig. Blicke zurück auf das verflossene Neujahr, so scheint der Raum fast leer zu sein, der dich von dem heutigen trennt; aber zähle die stillen Seufzer der Armen, rechne zusammen die verborgenen Tränen der Unglücklichen, zähle die schlaflosen Nächte der Leidenden und die Schweißtropfen der Bedrängten, so erschrickst du vor den Millionen, die so dicht gehäuft liegen in dem kleinen Raum.

Können wir also doch die Zeit teilen, können wir das Jahr spalten in lange, schlaflose Nächte und in rasch schwindende Freudentage, so benützen wir diese Aufforderung, das Zeitliche mit dem Ewigen zu vergleichen, wo keine Teilung möglich ist. Freilich für den gibt es keine Ewigkeit, der nicht die Zeit zu teilen weiß; lächelnd setzt er sich am Ende des Jahres an das Ufer des Lebens und weint hinab in die tanzende Welle, die bald Gutes für ihn gebracht, bald Schlimmes, die bald ihn erschreckt und bald erfreut, ohne daß er sich bewußt geworden, daß er in sich etwas Ewiges besitzt, das ihn schützt vor so rasch wechselnder Gefühle Gewalt. Der den Tod nicht kennt und was ihm folgt, mißt nur mühsam und ängstlich die Spanne Zeit, die ihm noch bleibt, mit demjenigen, das er schon durchschritten. Fordert ihn selbst die vergängliche Natur auf, beim Wechsel von Sommer und Frühling, beim Fallen

Digitized by Google

und Steigen der Gestirne sich außerhalb seines täglichen Treibens zu fragen, ob er darin gewonnen oder verloren, ob er sich verändert oder ob er der gleiche geblieben sei, so vergleicht er nur der fallenden und steigenden Gefühle Gehalt; er mißt die Zeit nach dem rascheren oder langsameren Wechsel der Empfindungen, und je nachdem sich viele oder keine darin zusammendrängen, urteilt er, ob sein Leben ein angenehmes oder einförmiges gewesen. Allein wie traurig schmilzt das alles zusammen, wenn ihm sein grauendes Haar sagt, daß das letzte Jahr für ihn erwacht; wie schreckliche Leere sieht er hinter sich, wenn die fallende Kraft ihn mahnt, daß nichts von dem ihm bleibe, das er gesammelt. Setzen wir uns daher auch beim sterbenden Jahr ans Ufer des Lebens, aber nicht nur, um das nahende Ziel mit düsterem Blick zu betrachten, nicht um spielend zu vergleichen die Länge unserer Vergangenheit und unserer Zukunft, vergessend, daß wir das schon so oft getan haben, ohne weiser geworden zu sein. — Nein, jedes Jahr finde uns reicher an Erfahrung für die Ewigkeit, klüger in Beurteilung der Vergänglichkeit; jedes neue Jahr bringe uns das Geschenk einer größeren Freiheit über das irdische Leben. So messen wir richtig den Wert wechselnder Gefühle; so beurteilen wir richtig den Gehalt mannigfaltiger Erfahrungen und wiederholen nicht, was wir schon so oft ohne Gewinn und doch mühsam getan. So urteilen wir auch ruhig; nicht kann der Schmerz erlittener Verluste uns quälen, nicht die Freude trügerischen Gewinns uns täuschen. Sicher reiht der innere Blick das Neuerworbene dem kleinen Besitztum an, das wir hinaus gerettet aus dem stürmischen Leben, um uns davon zu nähren in den Tagen, wo dieses zu weichen droht, oder in den seltenen Tagen, wo es uns gelingt, freiwillig uns hinaus zu wagen aus den Schranken der Zeit in die Betrachtung der Ewigkeit.

Ich bin am billigen Ende des Briefes angelangt; ich sollte schließen mit der Versicherung, daß mir aus dem verflossenen Jahr doch auch etwas geblieben, das hinausreichen wird über das nächste Neujahr; ich sollte nicht wagen, Eure Betrachtungen zu stören durch eigene Beurteilung; allein vielleicht störe ich sie nicht dadurch;

Digitized by Google

vielleicht geht unser Urteil Hand in Hand, hält sich an den gleichen Punkten und schreitet auch gleichmäßig weg über andere. Auch schließe ich nicht gern dieses Gespräch, das auf dem Papier weit leichter und ungestörter sich bewegt als mit Worten, die billigerweise stets schüchtern sind und gewissermaßen nur eine rohe Hülle der Gedanken. Ich will die Zeit benützen, da ich schriftlich mit Euch verkehren kann; ich will nicht müßig zuwarten, bis wieder das weniger zarte Gespräch nur spärlich den ungehinderten Zug der Feder ersetzt.

Palermo, 15. Dezember 1852.

(An seine Eltern.)

Papa hat in seinem letzten Briefe davon Erwähnung getan, wie doch so unerwartet mir geschenkt sei, fremde Länder anzusehen, fremde Ideen mir anzueignen und anbildend mir zu verschmelzen. Ein großer Teil Europas ist mir auf früher nicht erwartete Weise bekannt geworden. In Zeit von einem Jahr habe ich seit dem Frühling von der nordischen Insel Englands unsern alten Erdteil durchreist bis an die Südspitze Italiens. Und wie manches drängt sich in diese kleine Wanderung zusammen! England, diese Wunderinsel, dieses Vorgebirge der Zivilisation, das dem jugendlichen Amerika die Hand reicht, und nun Sizilien, der Gegenpol Englands an Zivilisation und Gesittung, des alten Afrikas Vorsaal. England, Sizilien, diese zwei Inseln und dazwischen die Schweiz! Welch reicher Stoff zu poetischer, malerischer, aber auch vor allem zu ethischer Betrachtung! Diese passen mehr in einen besonderen Brief. Für heute, fürs Neujahr, fragt Ihr mich, was ich daraus für Resultate gezogen.

Ich suche dieselben zu geben so kurz und so gedrängt als es möglich ist. Ich gestehe vor allem, daß England vor allem einen mächtigen Einfluß auf mich ausgeübt, mehr als der lange Aufenthalt und die genußreiche Reise in Frankreich und Piemont zusammen. In England lernte ich die Menschenwelt mit einem Blick auffassen; dort war es mir gestattet, Europa, dieses kleine, zackige

Digitized by Google

Vorgebirge des alten Asiens, zu vergessen und den Blick nach den jugendlichen Kontinenten zu richten, die jenseits des großen Meeres liegen, das Englands Küsten umspült. Wie arm, rief ich aus, sind wir in den engen, den Blick hemmenden Gebirgen der Schweiz, so nichts zu ahnen von den Millionen Menschen, welche, Kinder der nämlichen Schöpfung, in so verschiedener Weise, mehr oder minder klar, nach dem nämlichen Ziele steuern! Und dies alles, all dies Wissen, all die Denkungsart dieser bloß dem Namen nach uns bekannten Völker sind auch unser Anrecht; sich als ein Mitglied der ganzen Menschheit zu denken ist uns kaum gegeben in den kleinen Verhältnissen der Schweiz. Und doch wie fruchtbar, wie bildend, wie zum Guten anspannend ist dieser Gedanke!

Mit solchen Gedanken kehrte ich durch die langen, engen Flußtäler, welche alle nach dem weiten Ozean sich richten, zurück in die Schweiz, oft anhaltend und mich umwendend nach dem so großen Bild, und sah dann plötzlich wieder mich umgeben von einer Menge kleiner Verhältnisse, welche im Licht jener kosmischen Weltanschauung viel an Wert verlieren. Ich war nicht mehr Beherrscher meiner selbst; ich mußte ein Besitztum nach dem andern fallen lassen, um zahlreichen Anforderungen anderer Art zu genügen. Ich war nicht mehr selbständig, weil nicht mehr auf mich selbst und auf meine eigene Betrachtungsweise beschränkt. Warum? Wer forderte denn solche Opfer? Ich selbst — die Enge meines Geistes, der nicht mehr vermochte, neben kleinen Interessen, denen ich mich nicht entziehen konnte, den Blick über das Ganze mir zu erhalten. Die erstern hemmten, störten überall die Reihe der Betrachtungen, die ich am weiten Ozean so oft gefunden. Und doch erschöpft der Mensch in ewiger Betrachtung sich! Es drängt den Geist, freigebig sein Besitztum zu verwenden in der Arbeit. Allein wie sehr war Arbeitsfeld und Umgebung von den Betrachtungen fern, die ich heimgebracht und fruchtbar zu machen hoffte! Wie sehr stieß ich überall an in früher mir behaglichen Kreisen, in Schule und in Gesellschaft, an Vorurteile, welche mich verletzten! Wie sehr bemühten sich Freunde, tagtäglich abzuschroten von den weiten

Digitized by Google

Schwingen, welche ich aus England mir geholt, und mich zu belehren, daß ich in allem mich getäuscht und falsch gesehen. Und war es unpraktischer und unpatriotischer Idealismus, kosmopolitischer Tand und Flitterwerk, das ich vertauscht mit nüchternem, geradem Sinn? Es ist nicht möglich, hier einzugehen in die Auseinandersetzung der wonnigen, weiten Gefühle, die ich am blauen Meer geholt. Es genüge die Bemerkung, daß es mir nicht schwer fiel, dieselben zu vereinen mit meinem bestimmten Charakter und mit dem selbstschweizerischen Besitztum, das ich früher schon erworben. Mir schien die Beurteilung unsrer Denkungs- und Urteilsweise nur zu gewinnen im Licht einer erweiterten Anschauung, einer weitreichenden Vergleichung. Wie es mich früher auf die Berggipfel trieb, um im Spähen nach der blauen Ferne die beengte Brust zu öffnen, um weiten, freien Himmelsatem zu schöpfen, so fand ich freien Raum noch reichlicher in dem Bewußtsein, daß unser Vaterland nur ein kleiner Teil sei von der großen Erde, die unserm Geist zur Behausung, unserm Denken zur Beurteilung, unserm Glauben zum Fußschemel gesetzt sei. Und überall stieß ich an an unsern Grenzen; überall beargwohnte man solche „schwärmerische" Gedanken, als ob der Mensch nicht potentiell zum Herrn der Erde gesetzt sei, als ob der Menschen Geist nicht groß genug sei, die Erde zu umspannen, die doch schon bald in ein Geflecht von Eisendraht eingeschachtelt liegt von Menschenhand.

Solch besten Teil von meinen Eroberungen war ich genötigt, sorgfältig zu verstecken, und traurig nur warf ich selten einen Blick nach dem erworbenen Gut, dessen einsam mich zu freuen ich überdies noch mehrfach gehindert war durch nicht immer erhebende und spornende Erfahrungen meiner Schultätigkeit. Überhaupt Mangel an geistiger, freier Luft, Mangel an gesellschaftlicher Selbständigkeit und — ich gestehe es — der lüsterne Rückblick nicht nach der trägen Muße, allein nach dem entsprechenden freien Arbeitsfeld, das mir die herrliche Zeit von Paris und London geschenkt, das alles brachte mich in eine schiefe Stellung, die sich wohl vielfach Eurer Wahrnehmung durch geistige Gedrücktheit und

Digitized by Google

durch Mißmut kund tat. Ferne sei es von mir, diesen zu entschuldigen! Eben jene verlassene Freiheit und Elastizität hätte mir mehr Hoffnung, mehr Ausdauer, mehr Widerstand einflößen sollen zur Überwindung der Hemmnisse, die mir entgegentraten. Wußte und fühlte ich doch lebhaft, daß ich nicht in leere Schwärmerei mich verloren, sondern daß diese weitreichenden Begriffe, die ich gesammelt und genährt, eben reicher noch Stoff mir boten zur Entwicklung eigentümlichen Charakters, selbständigen Urteils und siegreichen Glaubens.

Die Zeit der Angewöhnung war zu kurz. Kaum heimgekehrt, verließ ich bald wieder die Schweiz, um nach andern, weitverschiedenen Gegenden zu wandern; glücklicherweise boten mir die drei herrlichen Tage in Gerzensee Gelegenheit genug, mich noch einmal, bevor ich fortging, in das gemütliche Familienleben festzusetzen, das von jeher so starke Wirkung auf mich übte. Ich verließ die Schweiz, obschon in ganz anderer Stimmung als vor zwei Jahren, nicht gleichgültig, und beim Rückblick von dem schneebedeckten Kamm des Gotthard war ich mir wohl bewußt, daß hinter ihm ich den angebornen Herd zu mir eigentümlicher Wirkung zurückließ. Zur Kräftigung dieses Bewußtseins waren jene drei Tage in Gerzensee mit ihrem seltenen Zusammentreffen so reicher Eindrücke von keiner geringen Bedeutung.

Das junge England entsprach am besten dem Drang nach vernünftigem Wissenssieg über die Erde; die Schweiz mit ihren Schneegebirgen nährte am besten den Drang nach eigentümlicher scharfer Ausprägung des Willens über den Charakter; das alte Italien entwickelt am fruchtbarsten das Gefühl der unveränderlichen Schönheit und Harmonie der Schöpfung — aber über allem steht, wie an den Ufern des Ozeans, wie auf den Zinnen der Alpen, so auch unter den Palmenhainen Siziliens die moralische Freiheit, die, unabhängig von Zeit und Wort, aus allen jenen drei Geisteskräften siegreich die Stütze baut, die allein den Menschen über Jahrhunderten hält, die allein ihn zur Gewißheit ewigen Daseins und zum Glauben einstiger Vollendung führt.

Digitized by Google

So kann ich, liebe Eltern, auch an diesem Neujahr, dem dritten, das ich fern von der Heimat zubringe, fröhlich zurücksehen auf neue Zufügung von Material zu geistigem Fortschritt, aber auch ruhig vorwärts schauen nach immer freierer, moralischer Entwicklung. Sicherlich werden trotz dieser neuen Zutat an Wissen noch oft und fortwährend Störungen aller Art das ruhige Fortschreiten hemmen; allein immer reicherer Überblick über mannigfaltiges Material zur Vervollkommnung der Menschen bestätigt mir immer mehr und mehr die alte Überzeugung, daß jeder ans Ziel der ganzen Menschheit gelangen kann, dem es gelingt, von den Banden der Zeit und der Notwendigkeit den Blick zu erheben nach dem Hort ewiger Freiheit und gläubig sich zu wenden an die gewisse Verheißung der Erlösung!

An diesen Neujahrsgruß knüpft alle die Wünsche, welche der Hinblick auf einen neuen und noch in seinen Erfahrungen rätselhaften Abschnitt unsres Lebens weckt,

Euer

L. R.

Palermo, 20. Februar 1853.

(An J. Ris, Pfarrer in Grindelwald.)

— Schon seit langer Zeit glänzt aus weiter Ferne der Ätna silbern herüber über die nähern, noch blauen Gebirge; allein jetzt haben wir vollständig Winter. Die mächtige, doppelzackige Pyramide des Monte Caccio (3300'), auf welchem ich unlängst den Anblick eines durchaus alpinen Panoramas genoß, über das ganze Gebirgssystem von Sizilien, vom Ätna bis nach Trapani, blickt heute geisterhaft in weißem Kleid aus schwarzen Wolken hervor; bis eine Stunde an die Stadt wagte sich der Schnee und gegen Piana dei Greci hin, während die dortigen hohen Berge so eingehüllt sind, daß die Vergleichung mit einer schweizerischen Winterlandschaft nichts Gezwungenes mehr hat. An und für sich hasse ich solche Ver-

Digitized by Google

gleichungen, weil sie immer unrichtig bleiben müssen, da die Natur noch viel mehr als der Mensch für jedes Tal, jedes Klima, jede Zone persönliche, eigentümliche Charaktere ausbildet; ich möchte auch die heutigen Vergleichungen durchaus nicht weiterführen, beim geringsten Detail zerstöben sie in hundert Scherben; allein, warum soll ich mir das Sonntagsvergnügen verweigern, mich in heimische Gemälde zu versetzen? Nähren solche Erinnerungen doch stets die innere Kraft, frühere, eigene Zustände mit spätern zu vergleichen. Ein solcher Maßstab unsrer selbst ist selten in unserm Bereich; ich habe daher mich gewöhnt, ihn zu benützen, wo er sich bietet. Schon letzthin, wo ich von Monte Caccio aus die einsamen, wilden Täler hinter Monreale durchstreifte, ergötzte und erfreute es mich in hohem Grade, mich in eine vollständig alpine Landschaft versetzt zu sehen; in der Tat hätte jeder, welcher mit mir das Valle del Eremita hinuntergewandert wäre, ohne auf langer Seereise und durch halb afrikanische Gegenden hierhergewandert zu sein, sich überzeugt halten können, sich im Hintergrund des Formazzatales oder im Bedrettotal oder in bündnerischen Tälern zu finden. Mein Begleiter, Herr Kramer aus Trier, ergötzte sich lebhaft an meinem Jubel, mich von so werten Gemälden umgeben zu sehen. Wirklich, wärest Du aus Grindelwald her zu mir gekommen, Du hättest meine freudige Täuschung geteilt.

Auch heute ward mir, wie gesagt, ein solches Vergnügen zu teil. Schon seit meiner Jugend übt der erste Schnee auf mich eine zauberhafte Wirkung aus; der Anblick regt alle meine innersten Gefühle lebhaft auf; ein unbeschreibliches Wohlsein ist die Übersetzung der Befriedigungen, welche der Anblick einer so äußerst charakteristischen Naturerscheinung, welche überdies die zähesten Jugenderinnerungen in sich schließt, erzeugt. Trotz des fürchterlichen Windes, welcher den ganzen Golf wie ein weißes Schaumfeld erscheinen ließ, eilte ich vor dem Frühstück noch in das Tal des Oreto, wo vom Ponte del Ammiraglio sich eine vollständige Rundsicht der umgebenden Gebirge bietet, und ich bekenne, der Anblick eines Sonnenunterganges über dem Golf von Neapel, vom Vesuv

Digitized by Google

aus, übt keine solche Zauberwirkung auf mich aus, wie diese Winterlandschaft, diese schneebedeckten Kämme, von schwarzen Felsgruppen unterbrochen. Ich könnte die Wonne, welche mich durchwärmte, nur mit den trunkenen Augenblicken zusammenstellen, welche ich auf der Superga bei Turin und auf den Hügeln um Nizza genoß, welches letztere, nach den so vielfachen Gemälden, welche mir auf meinen Reisen zu teil geworden, immer noch die Krone voraus hat, immer noch als das irdische Paradies erscheint und mir selbst über Neapel steht. Genug, auch diese Winterlandschaft entzückte mich in hohem Grade. — Ich nannte sie eben ein Sonntagsvergnügen. In der Tat legte ich nicht ohne Fleiß diesen Namen bei. Der Sonntag ist mir immerfort ein lieber Feiertag, und obschon ich alle Tage als Sonntage anzusehen mich bestreben möchte, gelingt es doch nicht. Hans Straßer würde mir freundlich auf die Schultern klopfen und sich freuen, diesen Rest theologischen Studiums oder eher theologischen Bewußtseins bei einem Renegaten zu entdecken. Auch ich freue mich dieses Besitzes des Sonntags; allein es ist dies nicht nur ein Resultat der theologischen Atmosphäre, in welcher ich aufgewachsen (obschon wirklich die Eindrücke derselben sehr tief und unendlich zähe sind), sondern ein Resultat des allgemein menschlichen Bewußtseins, das ich in mir trage. Ich vermisse zwar in der Tat hier die äußere Sonntagsfeier gänzlich, es existiert in Palermo kein nichtkatholischer Gottesdienst; allein ich bin an diese Entbehrung gewöhnt von Paris her, wo der protestantische Gottesdienst zu sehr gefärbt war durch nationale Beimengungen, als daß er meinen Wünschen ganz entsprochen hätte. Nichtsdestoweniger fand ich wie in Paris, so auch hier, meine Sonntagsfreuden auch. Dieselben sind wirklich verschieden von Werktagsfreuden. Der allgemeine, banale Satz, daß Ruhe auf die Arbeit folgen müßte, erklärt diesen Unterschied nicht; derselbe liegt nicht in dem Bedürfnis der Muskeln, noch des Gehirns, nach Erholung, sondern er ist trotz Vogts Gedankensekretion des Gehirns inkommensurabel mit allen physiologischen Vorgängen; er ist extramondan, wenn auch nicht extrahuman (sit

Digitized by Google

venia verbis). Ich könnte oft lachen über mich selbst, wenn ich mir sagen muß, daß ich mich auf den Sonntag freue, weil er eben Sonntag ist. Ich ziehe zwar nicht Sonntagskleider an wie ein Kind, allein ich stehe Sonntags fröhlich auf, ich denke, urteile, lebe Sonntags ruhiger, friedlicher, als Werktags; behalte ich mir für den Sonntag das Gefühl, und spare das Urteil für den Werktag? Auch das nicht. Ich würde fast, Straßern zulieb, eine spezifische Segnnng des Sonntags annehmen, wenn dies nicht zu sehr meinem naturhistorischen Bestreben zuwiderliefe, überall, so viel wie möglich, natürliche Ursachen zu suchen. Nun, ich glaube hier an den Schranken naturhistorischen Bemühens zu stehen. Trotz R. Wagners und Lotzes aufrichtig gemeinten Hoffnungen, dereinst das Band zu finden, das Physiologie und Psychologie verbindet, halte ich einstweilen dafür, daß wir von diesem Bande heute noch nichts kennen, als das griechische Ψ, das beide Wörter gemeinsam teilen. Von wissenschaftlichen Resultaten des Magnetismus oder Mesmerismus erwarte ich auch viel, frühern Ansichten entgegen; auch fürchte ich mich nicht, wie so viele, vor den Versuchen, Welt und Geist miteinander zu verbinden, wie dies so glänzend, obschon nur theoretisch, von dem anonymen Verfasser der Researches into the natural history of creation, welche mit Recht so außerordentliches Aufsehen gemacht. Genießen wir doch täglich, wenn wir wollen, das so wohltätige Bewußtsein der Gegenwart des Geistes in und mit der Natur, und leiden wir doch selbst am meisten Schaden, wenn wir beide Elemente von einander ganz trennen wollen, wie oft die Theologie tut, ohne einen neutralen Boden anzuerkennen, auf welchem beide freundlich ineinandergreifen. — Nun denn, sei wie ihm wolle, diesen neutralen Boden fühlen wir, wenn wir uns nicht weigern; aber definitiv kennen wir ihn noch nicht. Ich wünschte die Zeit zu erreichen, wo dies möglich wäre, ich würde viel davon hoffen; wenn auch die Götter Griechenlands nur noch auf die Erde steigen, um sich wirklich zu erniedrigen, so hat das heutige Gebiet der Theologie und Psychologie keine Erniedrigung zu fürchten, wenn sie auch ihre irdische Schwester,

Digitized by Google

Physiologie, oder eher Philosophie, zu dem Rang erheben, welcher ihr gebührt und welcher eben leider durch die schiefen Bemühungen ihrer ausschließlichen Gönner auf geringer Stufe festgebannt wurde. Die Erde bleibt immer ein Planet der Sonne, das weiß ich wohl; allein die Gesetze, die beide regieren, die sind höher, als ihre Untertanen; die ewigen mathematischen Gesetze regierten, ehe die uns bekannte Schöpfung Form gewann, und jedes neugeborne Kind ist Zeugnis, daß sie höhern Ursprung haben, denn Erblichkeit erklärt nicht hinreichend die angebornen, ersten Begriffe von Schönheit und von Kunst. Der Name „Kunst" selbst ist ein Erbteil des Mißverständnisses des Altertums, das nicht über den Begriff der Schöpfung hinauszugehen vermochte, so wie wir hoffentlich nicht sehr weit davon entfernt sind, daß alle die bekannten Zwillingskinder der Physik, wie Optik, Wärmelehre, Akustik und dergleichen sich ebenso brüderlich umarmen, wie dies schon vom Magnetismus und der Elektrizität der Fall gewesen, denen erst Örsted den gemeinsamen Vater zeigen mußte; so hoffe ich auch, daß Kunst und Wissenschaft sich dereinst verschmelzen und selbst mit Religion sich harmonisch vereinen werden.

Einstweilen ist dies indes noch nicht der Fall, und meinen Sonntagsfreuden schenke ich gerne noch unbekannten, höhern Ursprung. Du wirst mich nicht mißverstehen und diese Sonntagsgedanken als Beute eines Sonntagsjägers beurteilen. Ich trete der Theologie nicht zu nahe, ich glaube nicht, mich feindlich gegen sie zu zeigen, wenn ich sie mir näher bringen will; ich will den Prediger nicht von der Kanzel steigen lassen, ich möchte nur das Volk zu ihm erhöhen; ich würde selbst anstehen, diese Ideen an Dich zu richten, wenn ich nicht gewiß wäre, daß Du mich nicht beschuldigst, Dein Amt gering zu schätzen. Das Bild einer sonntäglichen, gefüllten Kirche in winterlicher Berglandschaft ist mir zu freundlich, zu heimisch, als daß ich irgend etwas davon antasten möchte; und ich fürchte schon, Du möchtest dem obigen Gedanken zu viel Tragweite beimessen. Ich will nicht aus der Gegenwart hinaus, sie hält mich zu gefesselt. Allein, dem über Welt und Meere schweifenden

Digitized by Google

Gedanken will ich auch kein Hemmnis willkürlich setzen; das schöne Bild der Harmonie in dem durch Philosophen und Physiker so grausam zerteilten und skelettierten Teile des menschlichen Besitztums findet nirgends günstigeren Boden, als gerade z. B. in einem Sonntagsleben in Grindelwald. Du darfst Dich daher nicht wundern, wenn der mir so erwünschte Anblick eines langentbehrten, winterlichen Gemäldes mich zu so weitgehenden Gedanken gebracht hat. In Paris pflegte ich mich oft vor das schöne Blatt von Calame zu stellen, „la première neige dans les Alpes", das ich in meinem Zimmer aufgehängt hatte, und immer wehte mir daraus ein frischer Wind entgegen, der meine Gedanken weit über Schnee und Alpen hinaustrug. Ist Dir das Band verborgen, das so rätselhaft diese alltägliche Naturerscheinung mir verbindet mit so reichem Inhalt? Ich kannte es lange selbst nicht. Es liegt eben in dem Charakteristischen einer so großen Naturerscheinung, welche so lebhaft dem gewöhnlichen Blick das Bild des unaufhörlichen Wechsels alles Natürlichen, Vergänglichen vor Augen stellt, mich aber ebenso lebhaft an den ewigen Kreis aller natürlichen Gesetze mahnt, einen Kreis, der eben in seiner unvergänglichen Wiedervereinigung den Stempel seiner Größe trägt.

— — — Schatzmann hat mich, infolge eines von Leyden an ihn gerichteten Briefes, welcher eine Übersicht meiner eigenen innern Resultate meiner Reisen enthielt, und infolge eines Besuchs mit ihm auf dem Gurten, des Kosmopolitismus beschuldigt und eines erlauten Patriotismus. Ich mußte den Handschuh aufheben, der, obschon, wie ich wohl weiß, nicht unfreundlich hingeworfen, mich doch zur Gegenwehr aufforderte, besonders, weil er von Schatzmann kam. Nun erkenne ich durchaus an, habe auch häufig selbst mich dahin ausgesprochen, daß meine Ideen über Land und Pflichten sich durch meine Reisen sehr geändert haben. Ich habe von allen meinen Genossen, z. B. im Kränzchen, am meisten mich herumgetummelt in fremden Ländern, habe, immer im Vergleich mit diesen, viele Reisen gemacht und, worauf ich Gewicht lege, durch große Fußreisen Land und Leute mehr kennen gelernt, als Eisen-

Digitized by Google

bahn- und Postreisen dies gestatten. Ich war daher oft in der Notwendigkeit, in eigentümlichen Lagen zu vergleichen mit früher angewohnten Zuständen, und in der Tat, als ich von der Höhe des Feldberges im verflossenen Mai wieder die schneeige Alpenkette erblickte, geschah es mit andern Empfindungen, als da ich sie im Herbst 1850 hinter dem Kamm des Jura bei Biel mir schwinden sah. Damals bei der Abreise hielt ich sie mir für unentbehrlich, für ein unersetzliches Gut, einzig geeignet, mir stets die Eindrücke zu wecken, welche ich aus so reicher Erfahrung von meinen vielen Bergreisen als für mich wertvoll beurteilen mußte. Allein ich fand Alpen auch in Frankreich, in Piemont, ich fand das Meer, die Orangengärten von Nizza, die Palmenhaine von Bordighera, die grünen Hügel Englands, ja selbst die grauen Dünen Hollands, welche alle mich belehrten, daß überall, ja überall die Welt mit allen ihren Erscheinungen in tausend zarten und erhabenen Bildern gleich einem Zauberspiegel unsres Wesens Innerstes und Höchstes zurückstrahlt. Überall ist Gottes Erde schön, überall wert, darauf vergnügt zu sein. Ach, wäre dies nicht wahr, wie unglücklich hätte ich mich fühlen müssen, der ich so innig mit unsern Alpen verwandt war! Allein, in dem Leben in den großen Städten der Welt befand ich mich wohl, behaglich, und ich warf von der Höhe vom Montmartre fast einen ebenso lebhaften Abschiedsgruß dem großen Paris zu; die Themse hinunterfahrend, heftete sich mein Blick fast ebenso innig, so lange mir möglich, an die im Nebel schwindenden Türme von St. Paul, als dies geschah bei der Fahrt durchs Elsaß, wo die Türme Basels mir allmählich entwichen. Wahrlich, ich schätze mich glücklich, zu diesem Resultate gekommen zu sein. Ich müßte gegen meine innersten Gefühle streiten, wenn ich jene ewigen Gesetze der Harmonie der Schönheit der Schöpfung nicht überall wiederfinden, nicht überall neu mich ihrer freuen könnte. Auch hat Schatzmann vielleicht nicht gerade die Nichtanerkennung unbedingter Superiorität unsres Vaterlandes mir zum Vorwurf gemacht, sondern eher meine Anerkennung der Möglichkeit, mich auch fern von heimischem Volk und Sitte glücklich und wohl zu

Digitized by Google

fühlen. Alles dies rührt hauptsächlich von jenem Leydner Brief her, der am vollständigsten und klarsten die Ideen enthielt, zu welchen ich gekommen war und welcher mir daher einer meiner wichtigsten und wertesten Briefe bleibt, einer der rückhaltlosesten und wahrsten. Er hätte daher, wollte ich ihn überhaupt veräußern, vielleicht eher vor das Forum des Kränzchens gehört, als vor Schatzmann allein, bei welchem er jedenfalls auf den größten Widerstand stoßen mußte, wie ich wohl wußte. Allein, auch die farbigen Ländergrenzen unsrer Kantone sind mir stark verblaßt bei längerem Aufenthalt am grenzenlosen Meere. Ich darf hier nicht tiefer eingehen auf diese Frage, obschon mir dieselbe von Gewicht ist. Durch lange Isoliertheit kam ich dazu, den Verkehr mit Freunden, die Vergleichung beidseitigen Urteils wichtiger anzusehen, als dies früher der Fall war, und es ist mir keineswegs gleichgültig, wie meine Urteile über Leben und Weben sich verhalten zu denjenigen von Freunden gemeinsamen Ursprungs. Ich will nicht Gleichheit erzwingen, das sei ferne; nur nicht Nivellierung, die alles abstumpft, allen Charakter verlöscht, allein ich suche die Möglichkeit, Wahrheit in möglichst vielen Formen zu erkennen. Ich halte die Erfahrung von größtem Wert, daß mannigfache Verschiedenheit des Urteils über unsre Lebensverhältnisse sich immer vereinigen können mit Befriedigung, Glück, Bewußtsein des Wahren. Und ebenso wichtig ist es mir, mein Urteil zu prüfen mit fremdem, um einen Maßstab für das Vor- oder Rückwärtsschreiten des eigenen zu haben. Ich glaube, ein Freund solle dem andern diesen Dienst leisten, ihm Maßstab zu sein; denn Maßstäbe sind am besten zu finden bei Freunden, mit welchen man früher eben auf gleichem Boden gestanden. Erst später entdecken sich die mannigfachen Wellenbewegungen des Charakters, welche in der Jugend in eine gemeinsame Fläche leicht zerfließen und von welchen jede von größtem Belang ist beim Handeln. Aus dem nämlichen Grund, der Vergleichung halber, ist mir daher die Korrespondenz von so großem Wert; aus diesem Grund scheue ich nicht die Mühe, sondern es ist mir ein Vergnügen und Bedürfnis, so lange und so wenig objektive Briefe zu schreiben, obschon ich eben bedaure, daß

Digitized by Google

von jeher mir nur so kärgliche Entgegnung zuteil ward, von welchen bloß Adolf eine ehrenvolle Ausnahme macht, Adolf, der überall verschrieen ist als ein rücksichtsloser Vernachlässiger aller seiner Freunde.

Ich glaube auch nicht, daß ich später dies mein Urteil, daß dem, der wirklich innere Befriedigung sucht und die äußere Umgebung hierzu reichlich benützen will, überall ein Herd erwachsen könne (wobei ich niemand das ungeheure Gewicht von Jugenderinnerungen in Abrede stelle), sich verändern werde. Freilich denke ich mir, daß Amt und Pflicht, daß vor allem die Ehe weit stabilere Bedürfnisse erzeugen werde, als ich sie jetzt habe. Ich bin sicher von allen meinen nähern Freunden noch am meisten garçon im ganzen Sinn des Worts, am meisten unstät, vogelfrei, wanderlustig, jederzeit bereit, das Ränzel an den Rücken zu hängen, um fröhlich durch die Welt zu streifen; ich bin selbst in weit höherem Grade garçon als Judas, der eigentliche Bruderlustig unsres Kreises, der hinter seiner Jovialität eine Gefühlsfähigkeit, ein Ruhebedürfnis, ja eine Solidität verbirgt, welche ich vielleicht am besten kennen zu lernen Gelegenheit hatte, und vor welcher ich jedenfalls die Segel streiche. Ich werde diesen gewaltigen Unterschied bei unserm nächsten Kränzchen, falls ich daran teilnehmen kann, noch weit lebhafter fühlen als beim letzten, und dennoch weiß ich, daß es nicht Leichtfertigkeit ist, die mir innewohnt, sondern daß dieser Trieb, den Schatzmann etwas bequem Kosmopolitismus nannte, aus meinem innigsten Bestreben entspringt, überall und jederzeit, unter allen Formen und Verhältnissen, die Idee der Unendlichkeit und Ewigkeit schöner Gesetze zu finden, die für mich das hauptsächlichste Band ist, das mir diese Erde so wert macht, ohne mich ihr zu unterwerfen, die Idee, von welcher ich die reichlichste Hilfe erwarte, um mich jederzeit auf der geistigen Höhe zu halten, welche ich anstrebe, diejenige, welche auch vor allem, was die Erde schenkt, am ehesten zum Menschen machen kann und wird, zum Menschen, der dankbar seines Daseins sich erfreut und darin die festen Wurzeln einer Bestimmung erblickt, welche nicht am Grabe, sondern an der Wiege ihre Quelle hat. L. Rütimeyer.

Digitized by Google

Burgdorf, Bußwil, 10. Oktober 1867.

(Tagebuchaufzeichnung.)

Frühschnee.

Erstaunen der allgemeine Ausdruck der Natur. Blumen im Garten, Dahlien, Belsaminen erstarrt. Auf dem Feld sind sie entschlossener und warten eines bessern Herbstes. Unter jenen Blumen noch gelbe Syngenesisten und weiße St. Johannsblumen sichtbar, vom Schnee unbedeckt. Verlassene Gerätschaften auf dem Feld. Körbe auf Früchte wartend, allein nun voll weißen Schnees. Unter dem Baum ein paar Schuhe liegen geblieben.

Nichts unterbricht die merkwürdige Stille, als die Schollen Schnee, welche von den Bäumen fallen; von der Last entleert, heben sich die Äste um mehrere Fuß und reißen so durch Erschütterung andere Stollen nach. Die Hühner haben sich erstaunt unter das Hausdach geflüchtet, und ihnen folgen selbst die wilden Vögel, Drosseln, Krähen, Elstern. Der Hund liegt verdrießlich da und läßt diesmal alles in Ruhe. Im Wald Grabesstille; wo Laubbäume zusammenstehen, nach unten volles Sommergrün, allein oben mit schwerer Schneelast zugedeckt, noch das lachende Antlitz der Erde zugekehrt, nach dem drohenden Himmel zu aber Tod und Fluch. Dabei unabläßiges, stilles Fallen des Schnees. Am Strom gelbe Fluten, sein Lauf vor dem schweren Gewölk kaum auf kleine Distanz her sichtbar. Trüb und schwer hangen die mächtigen Büsche am Ufer wie zerzaust in die Flut; Laubbäume von den mächtigsten Umrissen nun wie zerzaust, große Lücken in dem sonst geschlossenen Gewölbe von Laubwerk offen. Selbst die Tannen, die doch die Kraft haben und entschlossen sind, die ganze Wucht des kommenden Winters zu tragen, stehen heute wie zerzaust. Die ganze Landschaft sieht aus wie das Hochgebirge nach einem schweren Sturm, und erst vor wenig Tagen nur freundliche Schatten in goldenen Farben über dunkeln, grünen Gewölben!

Ist das alles neu? Der Mensch stutzt, obschon die Natur ihren Gang unbeirrt geht und nur diesmal scheinbar früher als sonst die regelmäßige Ruhe des Winters hereinbricht.

Digitized by Google

Wie ganz anders äußert sich der geschlossene Tannenwald! Still und schweigsam, fast finster und trotzig steht er da. Ihm ist das nichts Neues. Über ihn sind Jahrtausende von Erfahrung gegangen, wenn auch nicht über das Individuum, so doch über die Gattung. Selbst junge Bäume von wenig Jahren stehen daher wie gerüstet da; in ihren Zweigen eine verborgene, unbewußte, seit Jahrtausenden hier angesammelte Kraft, vermöge welcher sie widerstehen. Wie verschieden davon der Laub- und Buchenwald! Zerzaust, zerstört, mit geknickten Ästen, dem Sturm offenbar nicht gewachsen. So sammelt sich nur nach Erdenaltern die Kraft der Spezies; während das Individuum unterliegt, bleibt doch die Spezies aufrecht!

Wie feierlich selbst in den dichtern Beständen. Das innere Gezweig ist fast trocken geblieben wie der mit Moos bedeckte Boden um den Stamm. Der Schnee, der außen herum zur Erde fällt, bildet einen dichten Mantel rings herum und ein Dach oben auf dem geschlossenen Wald. Auch hier im Dunkel des Tannendickichts weiße Äste, regelmäßig an den trockenen Stämmen verteilt, bilden ein Halbdunkel, eine Art von weißem, mattleuchtendem Spinngewebe, welches alles durchzieht; oben beschattet durch die mächtigen Schneelasten auf der Oberfläche der Zweige und zwischen den Wipfeln; alles das allmählich zu einem gemeinsamen Dach sich schließend. Und wo im Walde eine Öffnung sich auftut, überall dicke, weiße, weithin leuchtende Masse des ruhenden, von tausend getrennten Pfeilern getragenen und doch oben zusammenhängenden Daches. Und welch schauerliche Pracht an den offenen Stellen! Hier der Schnee in vierfachen Lasten. Dicker, massenhafter Mantel deckt den Erdboden und steigt allenthalben zwei bis drei Fuß hoch an die heruntergedrückten Äste hinauf. Oben neigt sich das schwere Dach entgegen, und oft begegnen sich das abfallende und das aufsteigende Gewölbe ringsum.

Schallenberg. Hier oben auf den Hügeln welches Bild! Grau die Nähe, grau die Ferne; weiß oben, weiß unten; Täler

Digitized by Google

nur angedeutet durch gleichförmige Ströme des schneeerfüllten Nebeltuches, das alles einhüllt. Fast gespenstig darin hie und da dunklere Massen sichtbar, die Wälder, und oasenähnliche, dunkle Massen von Laubbäumen deuten die Stellen an, wo Menschen wohnen; wie merkwürdig blinkt noch früh am Tage unter den hohen Firsten, die nur als etwas weißere Massen sich von der weißen Umgebung abheben, Licht hervor, jetzt der wichtigste Trost des das Feuer beherrschenden Menschen und seine Stelle fast einzig verratend. Auch etwa schwarze Linien und Flecke in der grauen Landschaft, hier und da die Gärten und Hecken und Wege der Menschen andeutend, wo sie hingehen, meist nur des jeweiligen Augenblicks gewahr. Merkwürdiger Eindruck, durch diese Stille fröhliches Jauchzen zu hören, doch ein anderer Laut, als der des Tieres, doch Bewußtsein der Herrschaft, aber mehr als das vor dem Tiere der Mensch gekennzeichnet durch den Schimmer des Lichtes, das aus seinen Wohnstätten hervorschimmert und etwa den Ton fernen Dreschens, Sammlung der Nahrung.

Sind solche merkwürdige Eindrücke etwa weniger wahr, als wenn das goldene Sonnenlicht alles in andere, aber nicht minder täuschende Farben kleidet? Sind sie weniger lehrreich als das lachende Gemälde des Sommers, oder weniger erfreulich für den, der Verständnis der Natur sucht? Nein! Schwache fürchten sich in solchen Momenten und meiden es, allein zu sein. Der stille Laut der Natur, das Flüstern des Waldes, das stille Fallen des Schnees, der traurige Ton des fallenden Regens ist ihnen unheimlich. Wer aber solche Töne liebt und gerne mit der Natur verkehrt, für den ist dann menschliches Gespräch wie feindlich.

Auch jetzt ist in dem Eindruck, der vielen so schreckhaft scheint, tiefster Frieden der Hauptton. Tiefe Ruhe, Abwesenheit alles Streites, aller Feindschaft, die sonst zwischen Körper und Körper besteht. Selbst die Blumen, welche unter dem Leichentuch hervorragen, scheinen nicht verdrossen, sondern ruhig, als ob gewiß, daß auch ihnen aus diesem scheinbaren Tod Nahrung und Leben sproßt.

Wie der feine Farbensinn der Frauen zarte Schleier über

Digitized by Google

kräftige Farben der Gewänder deckt, um den Eindruck des Zarten zu erzeugen, so hier in den Wiesen unter den Bäumen noch das Grün der Kleidung zart durchschimmernd durch den hier dünnen Schleier des Schnees. Noch vollkommen kräftiges Grün an den Rändern der Quellen und Bächlein und hie und da noch reich beblümt.

Merkwürdiger Kontrast, wenn etwa im Hohlweg wir dann plötzlich unter ein Laubdach treten. Hier dann noch Fülle von Sommerleben, kräftiges Grün, kaum noch angehaucht vom Herbst, Gras und Moos, Farne und Brombeeren unter diesem Schutz noch sommerfrisch. Wer die stille Sprache des Winters nicht versteht, versteht aber auch nicht die fröhliche des Sommers. Man muß den Winter und Sommer *werden* sehen, um sie richtig zu verstehen.

Lochbach. Wie merkwürdig der Buchwald, wie anders als Tannenwald. Äste tief heruntergebeugt, allein vorne unten noch mit der vollen Färbung des warmen Lebens. Das Unterholz nur mit dünnen Schleiern lockeren Schnees. Auch der grüne Boden von zartester Färbung. Wie merkwürdig der Anblick, das unabläßig fallende Gewölk der Flocken an der dunkelgrünen Wand vorbeifallen zu sehen, geräuschlos, aber wie ein Wasserfall stets bewegt; wie ein Traumbild vor dem wirklichen Leben vorbeiziehend und wahrhaftig die mächtig belaubten Äste wie träumerisch dem fremden Anblick lauschend.

Noch ruhiger der Anblick der ruhigen Wasserfläche im Teich. Scharf an der dunklen Fläche der weiße Uferrand abschneidend, Buchen ihre oberen Äste tief herunterhängend von Schnee beschwert, während darunter die unteren Äste noch grün und schlank horizontal hinüberragen. Auch die Tannen ihre finstern Äste bis in den schwarzen Spiegel hinunterhängend. Und unaufhörlich fällt der Schnee in dichten Flocken in das Wasser, doch ohne Wellenkreise zu bilden, ein Bild von unbeschreiblicher Ruhe. Nur die von Zeit zu Zeit von den Wipfeln der Buchen sich ablösenden Schneeschollen lösen dann wieder den merkwürdigen Zauber des Anblicks

Digitized by Google

und erinnern an die Wirklichkeit. Tannen aber tragen die Last schweigsam und geduldig, auch hier wieder offenbar der Pflicht getreuer als die fremden Buchen. Merkwürdige Feierlichkeit der hundert und hundert Buchenstämme unter dem matten Licht des Schneedaches, noch um vielfaches vermehrt und in unendlicher Zahl erscheinend, weil die ferneren immer mehr schwinden. Prachtvoll die weißen, grellen Schneestreifen in den seltenen Zwischenräumen der großen Bäume, den Boden deckend und grell abstechend gegen den lichtgrünen Moosteppich.

Am Flusse ungestümes Wogen, dazwischen weiße Streifen von beschneiten Geröllstrecken, Hintergrund noch abgeschlossen durch die schwarzen Nebel, die sich in die Täler senken. Merkwürdig zerzauste Umrisse der großen Eschen, Ulmen und anderer Laubbäume. Der graue Himmel schwer bis auf den grauen Fluß lastend. Alle Ordnung und Zierlichkeit des Laubwerks zerstört. Tiefschwarze Einrisse zwischen den blendendweißen, größern Schneeschollen, die auf den größern Ästen liegen.

Obstalden, 30. Oktober 1867.

(An seine Frau.)

Am Sonntag war ich nicht nur in Ragaz und Pfäffers, sondern auch in Chur und dann das ganze Rheintal abwärts bis Altstätten, und doch abends 1/2 9 Uhr wieder in Obstalden. Da der Tag wieder schön war, allein ein sehr kalter Wind wehte, der das Zufußgehen sehr unangenehm machte, so blieb ich in der Eisenbahn und habe diese ganze große Strecke, die ich, zwischen Chur und Sargans seit 25 Jahren nicht, von Sargans bis an den Bodensee gar nie gesehen habe, nun am selben Tage zweimal durchreist und doch nicht mehr als 12 Fr. ausgegeben. Fast auf allen Stationen traf ich Bekannte, obschon ich niemanden aufsuchte. Seither bin ich wieder an meinem außerordentlich regelmäßigen Leben; um 8 Uhr Aufstehen und Frühstücken, von 9—12 Arbeit, von 12—3 Mittagessen und Spaziergang, von 3—6 Arbeit, 6—7 Abendessen,

Digitized by Google

7—10 Arbeit, 10—11 oder 12 Gaststube, 2 Schoppen Sarganser, ein sehr leichter, mir sehr angenehmer Wein, Zeitungslesen ꝛc. Die Wirtsleute wissen auch sich trefflich in meine Bedürfnisse zu richten, was ihnen übrigens nicht schwer fallen soll, da ich sie außer den Mahlzeiten völlig in Ruhe lasse. Dafür ist das Essen jeweilen auf die Minute auf dem Tisch.

Das ist das Äußere. Was das Innere anbetrifft, so kann ich sagen, daß die Tage, die ich bisher hier verlebte, im eigentlichen Sinne des Wortes glückliche sind und daß ich außerordentlich wünschte, sie verlängern zu können. Das einzige, was mich stört, ist die verhaßte Turmuhr, die mir alle Viertelstunden ins Ohr schreit, daß die geschäftige und ruhelose Zeit der Menschen ruhelos forteilt, während meine Beschäftigung, meine Stimmung, mein Denken mit der Zeit gar nichts zu tun haben, sondern in Reflexion und wahrhaftem, innerm Frieden besteht. Du nennst immer das Arbeiten Anstrengung, und allerdings muß ich, da ich 9 Stunden im Tag sitze, den Körper sehr ermüden; aber eben gilt ja dies nur dem Körper. Geistig ruhe ich wahrhaft aus, da ich ihn, von allem als von der verdammten Turmuhr ungestört, seinem Gang (und ruhen wird er hoffentlich so lange ich lebe nicht) überlassen kann. Eine Menge Aufgaben, die sich in meinem Kopfe seit Jahren allmählich angesammelt haben, sind denn auch gelöst worden, und manches Licht, das ich seit langem suchte, aber, durch tausend und tausend tägliche Störungen unterbrochen, nie konsequent verfolgen konnte, ist von selbst und ruhig aufgegangen und erfreut mein Denken. Die Erholung zwischen 1 und 3 reicht aus, um bleibende Ermüdung zu verscheuchen und bringt mir immer ganze Körbe voll anderer und nicht geringerer Freude. Gewöhnlich gehe ich nur in den nächsten Wald oder in die nächste Alp hinauf und setze mich auf den ersten besten Stein und suche die stille und große Welt, die da herumliegt, so recht mit offenen Augen zu erfassen oder lasse sie vielmehr recht ruhig in mich hineinblicken. Und überall entdecke ich tausend Wunder, die mich erfreuen. Ich freue mich jeder Blume, jedes Tieres. Gestern saß ich eine ganze Stunde oben in einer

Digitized by Google

Alp, wo fußhoher Schnee lag und unterhielt mich mit drei kaum zwei Tage alten Schäfchen, die in dem Schnee verlassen waren, und vernahm manches, was ich von Menschen nie erzählen hörte. Ein andermal lausche ich dem Fallen der Blätter oder habe meine Freude an den Zauberfarben des Herbstlaubes, das mir viel verständlicher sagt, als irgend ein Mensch sagen könnte, daß alles Sterbende nur dient, um Neues zu erzeugen und daß Erfüllung der Aufgabe, treue Pflichterfüllung selbst den Körper der Pflanze veredelt und mit so schönen Farben schmückt. Meine alte Sehnsucht nach den letzten Tagen vor dem Winter, die so voll tiefer Lehren sind, kann ich hier wieder stillen, und ich trinke die weisen Lehren, welche der Spätherbst schenkt, in vollen Zügen.

Seit Jahren habe ich kaum einen glücklicheren Tag erlebt, als vorgestern, wo während der Zeit, da ich zwischen 1—3 trotz heftigen Regens, der den ganzen Tag fiel, in einem Lindenwalde, den ich oft aufsuche, im Schutze eines großen Felsblocks saß, plötzlich ein Schneesturm hereinbrach, der in weniger als einer halben Stunde alles handhoch mit Schnee bedeckte. So lebe ich, von Sorgen und den unaufhörlichen Geschäften in dem kleinen Tand des Lebens ungestört, friedlich in der friedlichen Natur als gute Freunde; ich erzähle ihr und sie mir, was jedes weiß, und wir freuen uns beide, wenn es, wie es fast immer der Fall ist, zutrifft. Dann gehe ich nach Hause, setze mich an den Schreibtisch und finde eine Menge von neuen Sachen, die ich morgens dann wieder zu erzählen oder über die ich wieder zu fragen habe, und immer gibt mir der Wald, der Fels, die Wiese, die Blume die freundlichste Auskunft. Bücher habe ich, obschon ich solche bei mir habe, noch mit keinem Finger angerührt und doch sehr viel gelernt und viel Besseres, als sie wissen.

Wenn Du mich also wegen körperlicher Anstrengung beklagst, so siehst Du, daß ich innerlich ruhe und wahrhaftes Glück genieße. Mit Menschen verkehre ich nicht, als wenn ich Kinder antreffe, dagegen viel mit Tieren. Beide wissen nichts von den Sorgen und Plagen, mit welchen man den größten Teil des Lebens aus-

Digitized by Google

füllt und das Beste, was man hat, verscheucht. Beide sind frei von den tausend und tausend Irrtümern und angelernten Sachen, welche der wahren Einkehr in sich selbst den Weg versperren. Aus beider Augen blickt nichts als Naivität, das ist Unbefangenheit, Offenheit für alles, was sie umgibt und sei es nur ein Rübenfeld oder ein Erdäpfel.

Auch abends, wenn es finster ist, gehe ich oft aus und freue mich allemal, zu finden, wie es draußen hell ist gegen die dummen und blinden Sachen, die dann in der Gaststube die Menschen schwatzen. Dennoch schimpfe ich nicht über die Gaststube; sie ist warm und mein Zimmer kalt; doch konnte ich, da es eben der Winter mit sich bringt, daß wir frieren müssen, mich doch bisher vor zu großer Kälte schützen mit doppelten Strümpfen und was man sonst noch ersinnen kann. Geplagt hat mich die Kälte nicht, und daß wir nun schon zweimal die rauhesten Wintertage hatten und dazwischen wieder wunderbare Tage, würde mir auch Plagen hundertmal ersetzen. Sowohl die Wahl des Ortes als der Zeit war daher vortrefflich, oder vielmehr, da nicht meine Weisheit die Wahl getroffen, haben mich Ort und Zeit mit Wohltaten reich beschenkt und will ich sie mit offenem Auge und Herzen annehmen.

Es ist leicht möglich, daß Dir manches in diesem Briefe schwer oder unverständlich klingt. Allein, da es schwer oder unmöglich ist, über solche Sachen anders als etwa in Andeutungen und einzelnen Worten zu reden, die dann selten verstanden werden können, da sie mitten in die Reden des Tagesmenschen fallen, so wollte ich es nicht vermeiden, einmal schriftlich, wenn auch nur kurz anzudeuten, daß in jedem Menschen, wenn er wenigstens denkt und seiner selbst bewußt ist, zwei Personen unterschieden werden müssen, die oft von einander außerordentlich verschieden aussehen. Der von Sorgen und Gewohnheiten, von Beruf, Erziehung, Gesellschaft verfolgte, gequälte, gepeinigte Tagesmensch und der innere Mensch, der ruhig und besonnen seinen stillen Weg geht und in den Augenblicken, wo ihn alle jene Qualen ruhig lassen, nach innerer Erkenntnis sucht. Leider muß nun jeder diese Arbeit selbst machen,

Digitized by Google

wenn er die Früchte davon ernten soll. Wir können sie für niemanden anders machen noch mitteilen, weil wir eben Personen, d. h. einzelne Menschen sind und jeder nur sich selbst fördern kann, da innere Erkenntnis nicht wie äußere geborgt und ausgeliehen werden kann.

Gelegentlich mögen auch diese Zeilen den Schlüssel öffnen zu manchen Sachen, die Dich vielleicht hier und da geplagt und gestört haben. Jedenfalls wird es Dich freuen, zu hören, daß ich glücklich bin, und wahrhaftig, trotz der 9 Stunden am Tisch sitzen und schreiben oder denken, lebe ich wie ein Kind und habe den ganzen Tag über nichts als Freude.

Obstalden, 10. Oktober 1868.

(An seine Frau.)

Der Wallenstadter See und Obstalden zeigten sich mir wieder in ihrer vollsten Pracht, als ich in Mühlehorn ausstieg und hier heraufkam, ein wahrhaft zauberhafter Sonnenniedergang, so daß ich, trotz der etwas mißlichen Stimmung, in der ich heute den ganzen Tag nordwärts fuhr, mir sagen mußte, daß doch wirklich dieser Ort zu dem Allerschönsten gehört, was ich kenne, oder richtiger gesagt, mich gerade speziell in einem Grade anmutet wie kein anderer. Mein stilles Stübchen betrat ich mit einem eigentümlichen Gefühl, worin der Eindruck vorwaltete, daß ich, seit ich es vor einem Jahr verlassen, unterdessen nie so stille und friedliche Stunden zugebracht. Dies ist nun freilich natürlich und kaum anders möglich, allein gerade deshalb eher zur Traurigkeit stimmend, da solche Momente der Ruhe — nicht der Untätigkeit, aber Wegfallen alles Störenden oder Aufregenden zu den glücklichsten des Lebens gehören.

Es drängt sich mir dabei eine merkwürdige Parallele auf; wie ich in Oberburg und Gerzensee, oder wo es sei, weniger den Personen und der jeweiligen Gegenwart lebe, sondern mich, wenn Dir der Ausdruck verständlich ist, der Idee erfreue, d. h. weniger am täglichen und faktischen, als an dem abstrakten und idealen

Digitized by Google

Gehalt meine Freude habe, so war auch hier eine Friedens- und Ruheſtätte, die mich ſeltſam wohltätig anſprach.

Als dritte Parallele könnte ich höchſtens gewiſſe Stellen nur einſt in Biglen anführen, die mir auch zeitlebens Symbole ruhiger und friedlicher Verinnerlichung ſein werden. Kurz, was wollte ich mit dem allem ſagen? Daß der Eindruck beim Betreten meines hieſigen Stübchens, wie kurz vorher in Oberburg und ebenſo in Biglen, das wehmütige Gefühl enthielt, wie ſehr eben das Leben in der Gegenwart und mit der Gegenwart die Entwicklung des Bleibenden in uns und des wahren Charakters, der außer der Gegenwart iſt und ſie überdauern ſoll, hemmt und wie ſehr es zum Glück beitrüge, wenn wir uns öfter und tiefer vergegenwärtigten, daß eben außer dem Alltagsmenſchen, oder eher in ihm, erſt der bleibende Menſch ſteckt, d. h. das von ihm, was eben das Zeitliche überdauern ſoll.

So iſt es denn ein merkwürdiges und unerwartetes Zuſammentreffen, in den wenigen verfloſſenen Tagen die freilich äußerlichen, aber gerade die typiſchen und ſprechendſten Stellen beſucht zu haben, an die ſich die Erinnerungen der Jugend, des mittlern und des reifern Alters knüpfen, wo das, was ich in mir als das Bleibende anſehe und als das Bleibende weiß, am ruhigſten und ungeſtörteſten zutage trat.

Blauer See, 1. Auguſt 1869.

(Tagebuchaufzeichnung.)

See ſelbſt in einem Wirrwarr von Moränehügeln, umrahmt von einem hohen Blockwall mit einem prachtvollen Kranz von Tannen, Ahornen, Buchen, welche einen hohen, dunkelgrünen Saum am Südrande bilden, während der Nordrand von Weiden umgeben.

Zauberhafter Anblick des tiefen Ultramarin, an den durchſichtigſten Stellen wähnt man jedes Sandkorn am Grund zu ſehen und ſchätzt die Tiefe auf ein paar Fuß, während ſie 50—60 Fuß betragen mag.

Digitized by Google

Eine Menge von umgestürzten Baumstämmen liegen darin, Tannen überdeckt mit Schlamm von phantastischster Wirkung, Kobolde, die polypenartigen Arme streckend, schon halb zum Griff gekrümmt, bald wie Korallenstöcke, oder Hirschgeweih, geben einen Schmuck, wie ihn kein Meeresgrund phantastischer liefern kann. Buchten bis in den dunklen Wald und zwischen die Felsblöcke hinein. Klarheit unerhört. Wirf einen Stein ins Wasser, so glitzern sonnenhelle Funken aus den tief ultramarinen Wellen!

Mannigfaltige und zauberhafte Farbenwechsel je nach der Beleuchtung. Wie ein tiefblaues Auge bei ruhiger Fläche des blauen Himmels. Dann ein leises Lüftchen, das feine Wellen wirft und glänzend goldene oder silberne konzentrische Wellenlinien bis auf den Grund fortzitternd. Eine helle Wolke am Himmel wirft rosenrote Farbentöne hinein. Die koboldischen Korallenstöcke zittern und bewegen sich in den Lichtwellen, welche darüber weggaukeln. Alles wird lebendig, und aus der schwarzblauen Tiefe steigen elfenartige, weiße Gestalten auf, das Spiegelbild der weißen Wölkchen, welche über den tiefblauen Himmel leise hinziehen; aus dem Gewirr der koboldischen Stämme entwinden sich schlanke, bewegliche, fortwährend sich verändernde Gestalten. Jeder Arm mit zauberhaften Farbenrändern, den tiefsten und schönsten Farben des Regenbogens vergleichbar. Tiefste Lasur an saftiges Goldgrün grenzend, alles in fortwährendem Zittern, Hüpfen, Schweben, Tanzen begriffen. Deine Augen wissen nicht mehr, was sie sehen; es zieht dich hinab; du lebst mit den Kobolden und den Elfen, und die ruhige, imposante Musik des Bergstromes hilft mit, dich in Zauberschlaf einzulullen. Du träumst und schläfst, und um den Zauberkreis zu brechen, mußt du wieder das Auge auf die ewig ruhigen, ernsten Felswände richten, welche neben dir in die Luft aufsteigen, oder den Blick in die stille Waldnacht hineinsenken, die zwischen den riesigen Felsblöcken herausguckt.

In dem tiefen Schlund, in welchem du von dem Hüttchen hinabblickst, unablässig Silberwellen gaukelnd.

Merkwürdiges Leben, bald eine grüne Wasserjungfer still und

Digitized by Google

unbeweglich darüber schwebend, bald ein farbiger, zitronengelber Schmetterling oder ein Apoll darüber hinflatternd, sein Spiegelbild unter sich.

Füllt die Sonne so plötzlich die ganze reiche, grüne Landschaft, während alle Schilfgräschen in der Tiefe zittern und der Baumstämme tiefe Schatten in dem dunkeln Grund noch tieferes Schwarzblau zurücklassen, da zauberhafte Wirkung. Eine so große Umgebung, ruhig in stillem Sonnenlichte thronend oben, und zitternd in allen denkbaren Schattierungen des reinsten Blaues unten. Oberflächlich liegende Stämme mit einem lockern Flaum umgeben von der Farbe des Hirschgeweihs, zitternd in den grellsten, unablässig wechselnden Regenbogenfarben, die um jeden Blattrand und um jeden Schatten jedes Blattes spielen, während in der Tiefe kleine Forellen hie und da herumschwimmen.

Prachtvolles Spiegelbild des Saumes, hellgelb das Schilfgerank gegen die Kander, dann die goldenen Ränder des Laubholzgrundes, das Dunkel des ernsten Tannensaumes und die ganze Bergwand mit ihren tausend hellblinkenden Felsenriffen, wie in unergründliche Tiefen sich verlierend. Alle die kleinen Wasserfälle in den naßglitzernden Felsabstürzen in der Tiefe wiederkehrend.

Und dann vor allem die zauberhafte Stille des Sees und der unsichtbar daneben rauschende Bergstrom mit seiner imposanten ruhigen Musik. Wohltätig sind unten am See die Felsenhörner verborgen. Ein paar Schritte weiter, dann die Firnspitzen in den blauen Himmel glänzend. Und was für ein Wechsel von Grün, von lichtem Laubwerk und ernstem Tannenwald. In die schwarzen Buchten im Tannenwald helle Farnkrautwedel hineinlachend.

Der See gibt alle Stimmungen der Landschaft und des Himmels wieder, wie ein träumendes, tiefes Mädchenauge Phantasie, Freude, Leid, Lachen, Humor und Schalkheit, Wehmut und frommes Staunen abwechselnd wiedergibt. Ja, ein naives Auge der frommen, tief und sonnig lächelnden Natur. Wie wohl im Winter? Wenn weiße, silbern beladene Tannenäste in den blaubleibenden, nicht gefrierenden Seespiegel hineinglänzen und weiße Bergwände von

Digitized by Google

schwarzen Felsenbändern unterbrochen. Kaum möglich, Ruhe, tiefste Ruhe und Großartigkeit so beieinander zu finden.

Wirf einen Stein hinab, so auch hier Funkeln in den dunklen Wellen, die aufsteigen mit Silberschaum, während der Stein durch die immer bewegten Farbenwellen ganz langsam in die Tiefe zu sinken scheint.

Nichts fehlt am Bilde. Die Verschiedenheit beider Ufer, das steile Waldbord durch eine zarte Schilffläche sich anlehnend an den sonnigen Hügelrand mit seinen prachtvollen Felsblöcken. Forellen in den Gaukelkästen herumschwimmend.

Tiefe Nacht aus den dunkeln Spalten vor dem Häuschen heraufgähnend und hier die Tannen am Grunde mit smaragdgrün und ultramarin oder lasurblau leuchtenden Farbsäumen. Jedes Blatt drüben, hellsonnig aus der Tannennacht herausglitzernd, sich spiegelnd im See.

Vitznau, 15. Mai 1870.

(An seine Frau.)

Obschon in höchst unbequemer Lage an einem kleinen wackeligen Tischchen von 2 Fuß Durchmesser, will ich doch beginnen, Dir einige vorläufige Nachrichten über die zwar erst zwei verflossenen Tage zu geben. Ich kam glücklicherweise gestern abend ohne Unterbrechung in Luzern gleich noch nach Vitznau, wo eine traurige Pension existiert und dann das Dorfwirtshaus zum Kreuz, das mir von Ratsherr Vischer empfohlen war und das auch mir sofort besser gefiel als die umgartnete aber höchst unanziehend aussehende Pension. Zwar muß man, um in das Haus zu kommen, über die Eisenbahn, die gerade hier beginnt; aber sonst sieht das Wirtshaus nicht unheimelig aus, und was mir lieb war zu hören, wohnt darin der ganze Generalstab der Eisenbahn, Oberst Näf von St. Gallen, der Leiter und einer der Unternehmer der Bahn mit seinen Bauführern. Weniger angenehm schien es mir, daß die zirka 600 Arbeiter, meistens Lombarden, auch in allen Häusern

Digitized by Google

des Dorfes und der Gegend untergebracht sind, doch natürlich keiner in unserm zwar sehr bescheidenen Wirtshaus. Zufällig ist auch eine verheiratete Tochter von Herrn Näf auf Besuch hier, eine sehr angenehme und lebhafte junge Frau mit ihrem Kind, dann ein bayrischer Stammgast und ein mir unbekannter Herr Rochet von Basel, ebenfalls seit Jahren Stammgast.

Mit Herrn Näf machte ich bald gute Bekanntschaft, so daß ich heute morgen gleich mit ihm und seinem Bauführer die ganze Bahn beging bis in die Nähe von Kaltbad, wirklich ein kolossales Werk, das mir weit mehr imponierte, als ich irgend mir hätte träumen lassen; bis Kaltbad ungefähr so steil in einem Zug wie die steilsten Stellen des Leuen bei Burgdorf. Man begreift nicht, wie da eine Lokomotive hinauf soll; sie muß auch ordentlich mit Hilfe des Zahnrades hinaufklettern! Mag man über die Sache selbst denken wie man will, den Plan dazu auf diesem Terrain gefaßt zu haben und vor der Ausführung nicht erschrocken zu sein, das ist eine gewaltige Leistung, und ich muß offen gestehen, daß mir noch niemals ein technisches Unternehmen irgend welcher Art, Brücke, Tunnel, Eisenbahn ꝛc., so gewaltig und unabweisbar imponiert und vor dem Mut der Durchführenden so Respekt eingeflößt hat, wie diese Bahn, trotzdem sie eine vollkommene Luxusbahn und höchst wahrscheinlich weder der Gegend noch dem Lande zum Segen gereichen wird. Trotz allen Tadels, den man darauf werfen kann, muß es ein Stolz sein für den, der die Sache sieht, daß drei Schweizer, Riggenbach, Näf und Zschokke, den Mut hatten, dies außer Washington einzig in der Welt dastehende Problem an einem solchen Berg durchzuführen.

Nachmittags war ich in Weggis und Greppen in wahrhaft unbeschreiblicher und unsagbarer Blütenpracht, wie ich das mich nicht erinnere je gesehen zu haben, wobei auch der üppigste und reichste Gras- und Blumenschmuck soweit man diesen sieht, da die Wiesen von den Blütenblättern der Birnbäume wie mit Schnee bedeckt sind. Übrigens auch hier in Vitznau sind Wiesen und vor allem die Bäume in einer wahrhaft wunderbaren Pracht; nur

Digitized by Google

ist der ruhige Anblick gestört durch das Gewimmel der Eisenbahnarbeit und den Lärm des Steinsprengens ꝛc. ꝛc. Kurz man ist mitten in dem Treiben und der Hast dieser kolossalen Baute, um so mehr, da man nun mit Schienenlegen anfängt, da die erste Lokomotive nächste Woche ankommen soll. Doch kann sie noch nicht weit fahren. Halbwegs Kaltbad ist ein Tunnel, durch den wir heute nur noch gekrochen sind.

Der Ort ist sonst ein wahres Kleinod von Zierlichkeit und idyllischer Schönheit. Aber wirklich nur idyllisch, nicht mehr. Es ist merkwürdig, wie klein mir jetzt der See vorkommt im Vergleich zum Genfer See. Ah, da war Glion ein weit großartigerer Aufenthalt, abgesehen von der großen Behaglichkeit, die ich dort in dem so kleinen Gasthöfchen genoß. Das Détail ist hier vielleicht reicher; allein bei der langen Unbekanntschaft mit dem Genfer See hatte ich vergessen, daß er eben doch groß ist und so auch alles in seiner Nähe das Gepräge der Größe trägt. Alle Bäume waren dort größer als hier, alle Blumen; der See erscheint mir hier wie ein Fluß; man ist in einem engen Tal, dort war man auf wundervoller Warte über einem wahrhaft großen See; hier alles niedlich und reich, aber eng.

Vitznau, 29. Mai 1870.

(An seine Frau.)

Betrachtet man die Rigibahn von der Gefühls- oder Gemütsseite, so bleibt es wahr, daß sie einer Profanierung des Rigi sehr nahe kommt. Ich ging gestern vom Klösterli über Kaltbad der Bahn entlang zurück, ohne diese letzte zu beachten, nur die Gegenden im Auge, durch die sie geht und die jetzt im allerschönsten Schmuck des ganzen Jahres prangen, in einer Pracht, wovon im Hochsommer keine Spur mehr da ist; die Laubbäume im saftigsten, kräftigsten Grün; die Wiesen mit knietiefem Gras und viel reicher als das dichteste Blumenmeer irgend eines fürstlichen Parkes; Blume dicht an Blume, ein Anblick, der mir wahrhaftig ganz

Digitized by Google

neu ist, da ich um diese Jahreszeit noch kaum in den Bergen war, außer in meiner Jugend, wo ich von Bern fast alle Sonntage in die Stockhornkette ging! Und nun diese Eisenbahn; diese lumpigen Italiener, schmutzig, gleichgültig alles dies zerstörend, wofür? Um ein noch viel schlimmeres Gesindel, das begüterte oder Reichtum schwindelnde Proletariat der großen Städte, die schlechteste Sorte von Menschen zu Tausenden auf den Berg, in die früher so reizende Idylle des Rigi zu führen! Von dieser Seite muß man wahrhaftig die Bahn verfluchen. Allein selbstverständlich wäre dies ein höchst kindisches Urteil. Bedenkt man, daß nun einmal an diesem eben von der ganzen Welt gesuchten Ort ein Unternehmen versucht wurde, das vielleicht gestattet, einst große Gebirgsketten mit Eisenbahnen zu überbrücken und die Völker, die bisher durch die großartigsten Kämme der Erde getrennt waren, in Verband zu bringen, so kann man sagen, daß der Rigi der passendste Ort war, um den Versuch zu machen. Allein die Kontraste sind nun einmal der allergrellsten Art. Ich fand nun dabei auch zufällig die alte Kapelle zu Kaltbad, mitten in dem Nagelfluhfelsen, wie sie in meinem Rigi-Helgenbuch so niedlich abgebildet ist. Sie ist unmittelbar, nicht mehr als zwanzig Schritt weit versteckt und unverändert neben dem Gasthof, und durch den engen Felseingang sieht man in die Prunkzimmer, wo die verschwenderischste Frauenwelt der großen Städte sich aufhält; es kann nichts Grelleres geben als einen solchen Kontrast; ein Bild der größten Einfachheit und frommen Zurückgezogenheit aus dem verflossenen Jahrhundert neben dem schwindelhaften Luxus und der liederlichsten Üppigkeit der Gegenwart. Oder wieder eine halbe Stunde weiter unten eine Alphütte, wunderlieblich versteckt in Felsen und grünen Büschen, zu den lieblichsten Idyllen im Sinne der Alpenrosenzeit gehörend, von der Phantasie natürlich mit „biedern Älplern“ und den unschuldigen Kindern der Berge und so fort bevölkert; allein jetzt umgewandelt in eine Kantine, aus der das Geschrei der betrunkenen Arbeiter aus der Lombardei heraustönt, umstanden von unheimlich banditenartigen Gestalten, und hart daran

Digitized by Google

die Eisenbahn mit ihrer Zahnstange, bestimmt, mit den Hilfsmitteln der fortgeschrittensten Mechanik und Physik Eisenbahnen auf Steigungen, die für Saumpferde stark zu nennen sind, auf Höhen zu führen, welche in Betracht der Kürze der Bahn zu der Ebene, wovon diese ausgeht, mindestens doppelt so bedeutend sind als die größten Gebirge der Erde im Verhältnis zu ihrer benachbarten Unterlage. —

Das ist alles höchst merkwürdig; allein um so mehr bin ich froh, den Rigi, der mir ja so viel als unbekannt war, jetzt noch so einläßlich kennen zu lernen. Die Eisenbahn einmal im Betrieb, wird es während der Bahnzeit nicht mehr erfreulich sein, diesen Berg zu besuchen.

Basel, 8. Februar 1871.

(An seine Schwägerin Frl. L. F. in Oberburg
nach dem Tod ihres Bräutigams.)

So schön und zart die Sitte ist, das Grab von Lieben mit Blumen zu bestreuen und vor allem zu bepflanzen mit diesen freundlichen und schönen Symbolen, die ja wie von der Vorsehung besonders geschaffen scheinen, um uns zu erinnern, wie alles Erdenleben, so schön, so rein, so kräftig es sich auch entfalten mag, doch nur ein vergänglicher Hauch ist, aber nicht, um fruchtlos zu erlöschen, sondern im Gegenteil, um eben nach kurzem Dasein Frucht auf alle Zukunft hinaus zu hinterlassen und Samen auszustreuen, der nun ähnliche oder noch schönere Blüten treiben soll, so schön und zart und tiefgefühlt diese Sitte ist, so dürfen wir doch nicht vergessen, nein, wir sollen vielmehr gerade im Anblick des Todes eingedenk sein, daß eben das Blühen der Erde angehört und daß wir also gerade während unsres irdischen Daseins bedacht sein sollen, Spuren desselben, Früchte davon zu hinterlassen. Die Blumen reden also an die Lebenden noch vernehmlicher als an die Heimgegangenen. Für diese sind sie nur noch Sinnbilder, Erinnerungen; für die Lebenden sind sie Vorbilder, Mahnungen, auf Frucht bedacht zu sein.

Digitized by Google

Aber nicht nur mein — und also wohl eines aufrichtigen und aufmerksamen Blumenfreundes — inneres Gefühl tröstet mich, daß ich nicht verletzen kann, wenn ich in solchem Sinn meine Blumen an die Lebenden sende, sondern ich fühle wohl auch nicht ganz unrichtig, wenn ich mir denke, daß auch der Verstorbene sicherlich gerne der Zurückgebliebenen auch Blumen zurückgelassen hätte, Blumen des Trostes und wahrhaftig auch der Hoffnung und des Wiederauflebens, um Frucht zu wirken für die Zukunft.

Nein, der Bräutigam würde mich nicht der Unzartheit noch der Voreiligkeit zeihen, wenn ich der zurückgebliebenen Braut auch Blumen sende, als Symbol, daß wenn gleich sein Leben schon wie eine reife Frucht gesammelt worden, das noch junge Leben der Zurückgelassenen nicht freudlos und nicht blütenlos bleiben darf, um so weniger, wenn es auch Frucht wirken will, sowohl für die Zeit des Hierseins und für die Kreise, in welche es noch gestellt bleibt, als auch für das gemeinsame Ziel, wo keine Trennung mehr sein wird.

Was für Blumen ich sende, ist dabei gleichgültig. Wäre es möglich gewesen, so würde ich sie natürlich selbst gesammelt haben unter dem blauen Himmel, der ihnen Fröhlichkeit und Gedeihen gibt, auf den Bergen, wo ihre Heimat ist. So sind es nun allerdings Winterblumen — doch nein, Frühlingsblumen, wie alle Blumen es sind; ihnen ist ja der Winter unbekannt; den abgestoßenen Leib lassen auch sie ja in der Erde, der er angehört; aber bevor er abstirbt, reift eben fröhlich und tätig und still die Frucht, die den Tod überdauert.

Degenbalm, 8. August 1872.

(An seine Frau.)

Der Abend vorgestern war von einer Pracht, wie ich noch wenige Abende zugebracht in den Bergen. Gestern dann ein höchst merkwürdiger Tag, der wieder nicht viel aus dem Schreiben werden ließ. Schon die Nacht hindurch gewaltige Föhnstürme, die das

Digitized by Google

Haus nicht wenig rüttelten; alle Berge so nah, daß man glaubte, mit einem Stein nach Seelisberg oder nach Schwyz hinüber werfen zu können. Der See von Uri ganz von weißen Wellen bedeckt. Ich brachte es nicht über mich, bei solcher Witterung das Zimmer zu hüten, und stieg an die Axenstraße hinunter, um den See im Föhnsturm in der Nähe zu sehen, allerdings ein sehr großer Anblick; weiter südwärts gegen Tellsplatte hin, zu welcher ich ging, war der See dann fast ganz ruhig; aber als ich wieder von Sisikon nach der Höhe hinaufstieg über die außerordentlich steilen Halden, die jetzt auf ganze Strecken von blühenden Zyklamen rot gefärbt waren, geriet ich wieder dermaßen in den Bereich des Föhn, daß man an einzelnen Stellen sich festhalten mußte, um festen Stand zu behalten. Am Mittag brachte er dann Regen, und nachmittags bis abends fand ein Kampf zwischen Föhn und Westwind statt, wie ich dies noch niemals gesehen. Die furchtbarsten Windstürme bald vom Urnersee heraus, bald von Gersau her, der ganze Rigi in eine gärende schwarze Wolkenballe gehüllt, aus der fortwährend Blitze fuhren. Ungeheure Nebelmassen, die mit der größten Hast wie große Schlangen von Uri her über Seelisberg hinaus oder über Morschach hinaus sich nach dem offenen Seebecken wälzten, um hier spurlos abzuschmelzen; dazwischen an den Felswänden von Fronalp, Bauen ꝛc. Lichter aller Farben, wie man sie mit künstlicher Beleuchtung, gelben, grünen, roten Farben, nicht phantastischer hätte darstellen können; ich denke mir, daß die künstliche Beleuchtung des Gießbach etwa so aussehen mag. Aber hier war es nicht ein einzelner Wasserfall, sondern ein ganzes, großartiges Gemälde von hohen Bergen und Felswänden, das bald im grellsten Weiß, bald in grüngelb, bald in rosenfarb schimmerte mit einer Intensität der Farben, daß Felswände und Wald wahrhaft leuchteten. Dafür die Mythen, auf welche diese von der Nebelmasse in Regenbogenfarben gebrochenen Strahlen der Abendsonne nicht schienen, von koboldisch gestalteten, fortwährend in größter Hast ihre Form verändernden, plötzlich schwindenden und ebenso plötzlich in großen Massen wieder auftauchenden Wolkenballen umspielt und umtanzt,

Digitized by Google

ein wahrhaft gespenstiges Schauspiel sie selbst, koboldisch genug, rabenschwarz gefärbt in diesem Wolkentanz innen stehend wie dunkle Obelisken — kurz, nach allen Seiten Bilder der barockſten, wahrhaft abenteuerlichſten Art, wie sie die Phantasie nicht greller und bizarrer schaffen könnte, und nach allen Seiten völlig verschieden und in unabläſſig haftigem Wechsel wie auf einer Theaterbühne, nur ungleich gewaltiger und imposanter in diesen Windstürmen, diesen Regengüſſen, diesen heftigen Gewitterschlägen. Später auf den Abend beruhigte sich dann allmählich dieses großartige Schauspiel, aber blieb bizarr bis zum Sonnenuntergang, der alles zur Ruhe brachte. Der ganze Rigi, also uns gegenüber, in eine ungeheure kohlschwarze, immer blitzende Wolke gehüllt, seine Abhänge, so weit sichtbar, wirklich kohlschwarz beschattet. Gegenüber die Felswände von Seelisberg und Fronalp im möglichſt grellen Abendschein, wie im Feuer glühend, hinten im Tal von Uri ein fortwährendes Wogen ungeheurer Nebelmaſſen, aus welchen nur der diesen Nachmittag mit frischem Schnee belegte Urirotstock wie in die Lüfte hinausragte wie ein wüstes Gespenst; nach Oſt nicht weniger gespenstig, aber immer noch schwarz, die Mythen, ebenfalls aus einem unabläſſig wogenden Meer dunkler Wolken in den hellen Himmel hinaufragend — kurz, es ist unmöglich, ein solches ebenso großartiges, wie gespenstiges Schauspiel mit Worten auch nur annähernd zu beschreiben. Das Zusammentreffen so vieler Täler mit ihren Winden mag allerdings hier solche Erscheinungen mehr begünstigen; aber ich denke doch, daß solche Schauspiele auch hier zu der großen Seltenheit gehören werden, und ich folgte demselben natürlich mit der größten Spannung und Interesse.

Degenbalm, 25. Oktober 1873.

(An seine Frau.)

Soll ich nun auch von hier etwas sagen, so kann ich nur sagen, daß ich keinen Augenblick bereue, von Küßnacht fortgegangen zu sein. So trefflich die dortige Pflege und spottbillig, so entspricht

Digitized by Google

doch Degenbalm, wie seinerzeit Obstalden, meinem Bedürfnis nach Ruhe, Unabhängigkeit und Freiheit von Menschen unsäglich mehr. Hier stört nichts als der Anblick der Gasthöfe, die diesen zauberhaften Erdenfleck verunreinigen; doch sind sie wenigstens jetzt leer. Im übrigen ist ja alles wie in Obstalden dazu angetan, um nur Gemütsruhe und Einkehr in sich selbst zu fördern, eine Landschaft, die wie Musik wirkt, der wahre Ausdruck von Ruhe, Frieden, Stille, und jeder Sonnenblick wie das Lächeln auf einem schönen Kinderantlitz. Welch innige, geheimnisvolle und doch so verständliche Sprache redet hier aus der ganzen Natur. Wie wohltuend, dies auf sich einwirken zu lassen, bevor man wieder in den Trug, die Not und die Jagd des täglichen Lebens, dieser Treibjagd auf Illusionen und sichere Enttäuschungen zurückkehrt. — Was kümmert mich, wenn ich friere, wenn ich einmal mich am warmen Herzen der Natur fühle; friere ich nicht viel empfindlicher im Gesellschafts- und Berufsleben, wo man weiß, daß nirgends Wahrheit, überall Schein und Eigennutz herrscht; übrigens war es auch mit der Temperatur nicht bös. Freilich Dienstags, als ich herkam, lag Schnee bis auf Schilti; Donnerstag und Freitag fiel dann aber Föhn ein und zwar fest, teilweise von größerer Stärke als bei meinem Aufenthalt hier im letzten Herbst. Abends schüttelte der Wind das Haus, hier oben in meinem Zimmer so, daß nicht nur die Fenster klirrten, sondern die Stühle zitterten und das Gebälk wie schwere Seufzer ausstieß. Dabei natürlich sehr warm. Wie verwundert war ich daher, diesen Morgen Schneeflocken fallen zu sehen und droben schon alles weiß bis auf Schilti hinunter! Um 8 Uhr fing dann der Schnee auch hier an in dichten Wolken zu fallen und hat bis heute abend 5 Uhr nicht zu fallen aufgehört. Welche Ruhe und Frieden wieder in diesem stillen Einfall des Winters. Wie mahnt dies stille Begräbnis von noch grüner Wiese und grünem Wald an die Ruhe, die auch uns Gott sei Dank einst aus der Scheinwelt mit ihrer Hast und Not befreien wird. Hätte man sich nicht auch mögen einschneien lassen, zumal an so stillem Ort, wo ohnehin alles dem Lärm und Humbug der

Digitized by Google

Menschenwelt entgegen ist, und also auffordert, an das Bleibende und von Schein und Eitelkeit Unberührte, was am Menschen Leben ist, zu denken. — Und was für ein Schnee! Schon mittags lag er hier einen halben Fuß hoch. Ich machte mich daher nach dem Mittagessen auf und ging den Weg dem Walde entlang an dem Felsenkeller vorbei gegen Stooß, bis ich fürchtete, gar zu naß zurückzukehren. Da die Buchen und Ahorne noch in voller Pracht stehen, so sind sie von der schweren Schneemasse fast zu Boden gedrückt; ich mußte mich wie durch ein Verhau an vielen Orten durchschlagen. Höher oben am Weg gegen Stooß lag der Schnee mehr als einen Fuß tief und begann an den steilen Abstürzen kleine Lawinen zu bilden. Ein Knecht vom Stooß, der mir begegnete, sagte, daß höher oben überall der Schnee in Bewegung sei.

Das wird nun mein Zimmer allerdings nicht wärmen. Doch plagt mich dies wahrhaftig keinen Augenblick. Wie ein Epikureer genieße ich den Augenblick und schöpfe in vollen Zügen die inhaltsvolle Stille, die mir hier noch ein paar Tage beschieden ist.

Florenz, 5. April 1875.

(An seine Frau.)

Jetzt, was soll ich von Florenz schreiben! Es erscheint dies fast unmöglich in einem Brief zu melden, was man hier in einer Viertelstunde sieht, und doch habe ich noch nichts von Florenz gesehen, als fossile Knochen.

Florenz ist eine überaus große Stadt, viel ausgedehnter als Genua und Turin, im allgemeinen mit engen, sogar schmutzigen Straßen, voll von kleinen Gäßchen, in die man anfangs sich kaum hineinwagt, ganze Quartiere sogar äußerst ärmlich aussehend, nicht besser als etwa das alte Großhüningen, abgesehen von den sehr hohen Häusern, in den durchweg mit Platten statt mit Pflaster besetzten Straßen und der äußerst dichten Bevölkerung. Nur im Umkreis der alten Stadt, dann nur in großartig angelegten Quartieren, auch einige Hauptadern der alten Stadt im großen

Digitized by Google

Stil, im allgemeinen aber doch alles arg zusammengedrängt, im Vergleich zu Genua arm, offenbar Mittelstand und ärmere Bevölkerung an Zahl die reiche in stärkstem Maße überragend — aber! eben Florenz!!! in anderm Sinne dann vielleicht neben Rom, das ich nicht kenne, die größte Stadt der Welt, unendlich größer als Paris, da das Edelste und Größte, was menschliche Kunst und Schönheitssinn, Gefühl für Adel zustande gebracht, wie Diamanten zu Hauf in diese bürgerliche Stadt gestreut ist, und kaum ein Sträßchen da ist, so klein es auch sei, wo nicht, äußerlich oft kaum bemerkbar, irgend ein prachtvolles, nicht etwa luxuriöses, aber durch edelste Form bedeutendes Gebäude eingepreßt ist, das in Bewunderung setzt und trotz seiner Ärmlichkeit die prunkvollsten Bauten von neueren Großstädten weit, weit hinter sich zurückläßt. Und an einzelnen Stellen, an einzelnen Plätzen, deren es sehr viele in Florenz gibt, aber alle klein, unregelmäßig, unansehnlich, so unsymmetrisch und eckig als möglich, oft Bauwerke von Architektur und Skulptur zusammengehäuft wie Gruppen von Kristallen, von denen der kleinste für sich in Städten wie Frankfurt oder Stuttgart, selbst München, wie ein Stern alles andere überragen würde.

Und noch habe ich von Florenz nichts gesehen, kein einziges Gemälde, keine Kunstsammlung, nur in flüchtiger Eile morgens und abends jeweilen einen andern Weg in ein Wirtshaus gemacht!

Trotz den zahlreichen Adressen bin ich in meinem Gasthof geblieben, der sich endlich, obschon er in einer überaus schmutzigen Straße versteckt ist, als ein wahres Nest von deutschen sogenannten Kunst-Commis-Voyageurs entlarvt hat, so daß ich sorgfältig den Speisesaal meide. Aber warum zügeln für einige Tage? Ich gehe morgens 6 Uhr aus und komme erst nachts wieder ins Haus, morgens erstes Frühstück in irgend einem Café, Schuhputzen ꝛc., und da hier vor 8 Uhr kein Mensch zu sehen ist, ein Gang durch die Straßen, schnell in einige Kirchen, immer selbstverständlich auf Gemüsemarkt, Fischmarkt, wo man gerade morgens früh das Volksleben am frischesten und bewegtesten sieht, obschon es oft fast Mut braucht, in diese entsetzlich engen Sträßchen, die von Bauern,

Digitized by Google

Händlern, Geschrei und Lärm, Karren, Eseln, Maultieren gefüllt sind, hineinzugehen; aber welcher Markt! Alle denkbaren Handwerker in den Straßen, Schreiner, Schmiede, Wagner, Marmorarbeiter und ganze Quatiere solcher Sträßchen, die voll Marktbuden mit Gemüse, mit Fischen aller Art, 12 Fuß lange Haifische, die überall wie bei uns der Lachs verschnitten werden; eine Pracht von Meerfischen, Tintenfischen, Muscheln, frutti di Mare aller erdenklichen Art, Polypen, Krebse ꝛc., dazwischen Berge von Blumen, hierunter gegenwärtig vor allem Anemonen aller Farben, Narzissen, Tulpen, Veilchen, Kamelien, nur korbweise die Früchte! Artischocken, Spargeln, kurz ein Anblick höchst erfreulicher und vor allem höchst typischer Art. Und dazwischen etwa eine Kirche, von denen ja jede innen und außen ein tagelanges Studium aufs dankbarste lohnen würde.

Um 8 Uhr bin ich im Naturalienkabinett und gehe nicht weg bis 4 Uhr abends, so sehr mich der arme Kustode dauert, der stets daheim sein muß und sich entsetzlich langweilt, aber seine Verwünschungen nicht des leisesten merken läßt, sondern mit unverwüstlicher Höflichkeit aushält. Dann gehe ich müde und stumm in das nächste Café und treibe mich dann in den Straßen herum, namentlich am Lungarno, wo die große Welt in zahllosen Karrozzen der luxuriösesten Art und die kleine Welt in den elendesten, zerlumptesten Vetturen und Caricoli mit den undenkbarsten Rosinanten von Maultieren in den verwegensten Gestalten von zerlumpten, spindeldürren Fuhrwerkern; aber selbstverständlich, trotzdem das Hemd, wenn es diesen Namen verdiente, aus hundert Löchern heraus nicht schimmert, sondern dunkelt, auf dem Kopf ein Zylinder, der oft heller rot aussieht, als das Gesicht. Zwischen diesem Treiben und Jagen der reichen Welt wie der armen dann die Unzahl von Fremden, blaubebrillte Engländerinnen im Schutz der weißbebarteten Väter und in überaus starker Zahl die mit Zylinder bedeckten und ohne Unterlaß den roten Bädeker studierenden Deutschen unabänderlich mit dem weißen Sonnenschirm in allen Ecken in entsetzlichem Dialekt einige schlecht auswendig gelernte italienische

Digitized by Google

Fragen an die Eckensteher hervorwürgend, um sich das Ansehen eines Einheimischen zu geben, obschon sicher die Katzen auf den Dächern wissen, was es für ein Landsmann ist. Dann Mittagessen etwa um 7 Uhr in einer Trattoria und abends die hiesigen italienischen Spezialarbeiten über Paläontologie durchsehen.

Also wie du siehst kein Brachliegen oder Flanieren, sondern wahrhaftig eine große Strapaze, wie dies hier übrigens nicht anders möglich ist. Von den Knochen sage ich natürlich nichts. Eine der wichtigsten Sammlungen, die existiert, aber von keinem Menschen bearbeitet; und die hiesigen Geologen ꝛc., die ich alle am ersten Tage kennen lernte, alle überaus stolz auf diese Sachen, die keiner ansieht; und dabei bei aller Höflichkeit überaus ängstlich, daß man ihnen etwas wegnehme. Von Wissenschaftlichkeit ist in Florenz nicht viel auf meinem Gebiet; soll ich aus dem prachtvollen Gebäude, dessen Aufschrift Circolo filologico ich heute zufällig sah, schließen, so mag es auf andern Gebieten besser sein. Für Naturwissenschaft habe ich ernsthaftes Studium bisher nur noch in Pisa gesehen, dem alten Sitz italienischer Wissenschaft.

Trotz zwei Tagen, die ich von morgens bis abends in der Sammlung hier zubrachte, bin ich indes noch nicht weit gekommen, da das Lokal und die Aufstellung miserabel ist, so daß man abscheulich Zeit verliert, um die Sachen nur aus dem Staub herauszufinden.

So bin ich heute, da es fast ununterbrochen regnete, schon um 2 Uhr aus der Sammlung fort, da ich rein nichts mehr sah und vollkommen sturm war. Zum erstenmal habe ich dann einen kleinen Spaziergang um die kleinere Stadt auf der linken Seite des Arno gemacht, fast alles im strömenden Regen; aber was sieht man bei jedem Schritt in dieser oder um diese Wunderstadt! Über Poggio imperiale nach dem Turm des Galilei zu dem Kloster S. Miniato, einem Begräbnisplatz von Florenz, auf einen Hügel, wo man die ganze Pracht der Stadt mit ihrer wundervollen Umgebung übersieht, jetzt alles in Gewitterwolken und doch welch reichster Anblick um den dunkelgelben Arno beidseits bis nach den fernsten Hügeln.

Digitized by Google

Eine Villa nach der andern, alle überaus einfach, fast ärmlich in Farbe und Äußerem, aber welche Pracht der Lage, welch Wunder von Form und Stil und welcher Schmuck von Vegetation! Alles ist mit Olivenwald bedeckt, unter welchem Reblauben gezogen werden und unter diesen jetzt grünes, junges Korn, aus dem nun überall gelbliche Narzissen und die prachtvollsten Anemonen aller Farben als Unkraut, von dem warmen Regen angelockt, ihre Blüten öffnen.

In dem strömenden Regen suchte ich Schutz in S. Miniato, dem Kloster, ein altes Gebäude aus dem 11. Jahrhundert, Backstein, Ziegelbau, nach den Zinnen hin schwarz vor Alter, überall Risse, kleine Fenster, so unsymmetrisch als möglich, überall durchgebrochen, wo es eben not tat, die Kirche mit einer Marmorfront aus neuerer Zeit; aber welche Herrlichkeit der Linien in diesem alten Gebäude, und dicht daneben das ebenso alte in Zypressen verborgene Kloster S. Salvatore del Monte, ebenfalls mit alter Basilikakirche einfachster Art, schwarzem, hölzernem Dachstuhl und wieder nur in Dimensionen und Relationen des Baues ein Kleinod, dessen Anblick wie alte Musik von Palestrina wirkt. Wie möchte ich nun über diese zwei Gebäude acht Seiten schreiben, wäre es nur, um die eigene Erinnerung festzuhalten und Euch etwas davon mitteilen zu können.

Und diese zwei Gebäude voll welcher Lehren! Arm aussehend, verwittert und doch in Farbe und Form zu wahrem Entzücken nötigend. Das gemeinste Material wird von Luft und Wetter mit einer Pracht von Farbe geschmückt, wie eben wohl nur dieser Himmel sie geben kann; aber auch die Menschenarbeit entspricht solchen wundervollen Bedingungen. Welch angeborner eigener Schmuck an dem Leib dieser Gebäude, der an sich das Kleid, das ihm dann Altertum und Verwitterung unter diesem Himmel gegeben, noch weit überstrahlt! Und doch das einfachste Gebäude der Welt, eine Klosterwohnung, gewissermaßen in bürgerlicher Absicht gebaut, mit bürgerlichen Bedürfnissen, aber gedacht von Bauleuten, welche dem gemeinen Material und dem gemeinen Zweck

Digitized by Google

den höchsten Adel von Empfindung aufzudrücken wußten. Die Kirche, äußerlich nur ein Teil des Klosters, ist dann teilweise, nur auf einer Fassade, mit dem größten Schmucke von Marmor und Mosaik bekleidet; aber wie an einem edlen Körper das Gewand nur Zutat ist, strahlt noch viel edler und ernster unter der Pracht der Bekleidung ein weit edlerer, innerer, idealer Umriß hervor. Wie empfindet man lebhaft, was für ein Unterschied ist zwischen Schönheit und Reichtum; der alte Ziegelbau trägt das Prunkgewand wie eine Römerin ihre Toga; der Schmuck ziert sie, aber er ist vollkommen entbehrlich; die ungeschmückte Kirche von S. Salvatore daneben ist fast noch herrlicher, als diese würdevoll und edel geschmückte von S. Miniato.

Und so ist ganz Florenz. In den engsten Straßen findet man Häuser, auf die höchst etwa die Freskomalerei der Wand, wenn man den Kopf in die Höhe richtet, aufmerksam macht, die aus einfach bürgerlichen Bedürfnissen zu Adelsgestalten des höchsten Ranges sich erhoben haben. Von der mittelalterlichen Pracht von Genua fast nichts hier. Einfach eine Bürgerwohnung durch Adel der Empfindung zu einem Tempel der Kunst umgewandelt, fast nur durch richtige Ahnung von schönen Linien und Flächenverhältnissen, man darf wohl sagen, eine tief eingeborene naturwüchsige und in die Alltagspraxis eingegangene Philosophie des Raumes, die unwillkürlich an das Größte von Kunst erinnert, was möglich ist, im Wesen der Neuzeit alles, alles abhanden gekommen, Vorbilder für alle Zukunft, die heute nur mit größter Mühe und immer höchst unvollkommen nachgeahmt und kopiert werden, aber dem Volksbesitz durchaus verloren gegangen sind.

Das heißt im Norden, wo sie nie einheimisch waren. Unmittelbar vor S. Miniato liegt eine große, noch unvollendete Anlage aus den letzten Jahren, die Piazza Michel Angelo, ein leerer Platz zum Korsofahren. Welch Wagnis, vor solchen Gebäuden eine moderne Anlage zu erstellen! Und doch, wie viel hat Italien von den Göttergaben behalten. Ein riesiger Platz, nur geziert durch die ungeheure Bronzestatue des David von Michel Angelo!

Digitized by Google

Da der Platz etwa so hoch wie S. Margareten über dem Arno liegt, so mußten Zufahrten gemacht werden. Und in welchem Stil ist das in Florenz geschehen! Vollkommen modern, aber welche Größe. Man hat die Straße gewissermaßen einfach aus dem Fels gehauen. Wo Mauern nötig waren, sind sie da, aber wie? Riesige Blöcke, einfach übereinandergelegt, nicht zugehauen, nicht verkittet; wie großartig sieht dies aus! Überall Ruhebänke von einfach zusammengelegtem, unbehauenem Tuff mit Mosaik von Kieselsteinen. Wo Terrassen nötig waren, Mauern, Arkaden, Fries von unbehauenen Blöcken, in Rustico von einer Größe, wovon man im Norden keine Ahnung hat, und dazwischen Brunnen von dem antikesten Geschmack. Allerorts hat man einfach dem Fels, ohne ihm Umriß und Farbe zu nehmen, das Edelste von Linien in einer Form aufgedrungen, was der Mensch empfinden kann. Selbst Kannellierungen von Säulen, von Galerien unbehauen, wie wenn es so gewachsen wäre. Man entdeckt mit Entzücken, daß Formensinn dem Italiener bis auf den heutigen Tag geblieben.

Immer bei strömendem Regen und beißendem Hunger führt mich mein Weg an der Piazza S. Croce vorbei mit der gleichnamigen Kirche. Die Kirche ist wieder wie so viele hier eine teilweise umgebaute und an der Fassade mit Marmor ꝛc. tapezierte Basilika aus dem 13. Jahrhundert, mit einem Kreuzgang an der Seite, der eine kleine Kapelle (dei Pazzi) umfaßt. Von allen Seiten außer der Fassade wieder ein einfacher Backsteinbau, offenbar wieder aus den alltäglichsten Bedürfnissen gewissermaßen zur Kirche umgewandelt, ein guter Teil des Gebäudes noch jetzt Maklerbuden aller Art. Der Kreuzgang so einfach als möglich, die Säulen so gering an Material und Form als denkbar, die Kapelle größtenteils aus Holz, von Alter schwarz, Ziegelstein und Holz, aber wieder naturwüchsig ungekünstelt, mühelos, ein Erzeugnis des Genius des Volkes, Linien und Dimensionen, welche das Höchste und Tiefste von Schönheit zum Ausdruck bringen, dessen der menschliche Geist fähig zu sein scheint. Ich kann diese ärmlichen Gebäude nicht besser charakterisieren, als wenn ich sie Dichtungen oder noch besser Musik

Digitized by Google

in Stein und zwar Backstein gesetzt nenne, ja wahre Akkorde und Symphonieen im wahrsten Sinne des Wortes, in Stein, erfunden von einem glücklich begabten und von den edelsten Traditionen getragenen Volk. Wer nur einen oberflächlichen Sinn für Formenschönheit hat, wird sofort von der Herrlichkeit ergriffen, die in diesen Linien lebt, und sagt sich unwillkürlich: Ja, das ist's, das ist Genius, das ist Symbol und Ausdruck ewiger Gesetze, die der Mensch erraten und erfühlen konnte, die gewissermaßen seine Mitgift vom Himmel sind, die ihn glücklich machen können, wenn er sich zu ihnen zu erheben vermag, das sind göttliche Geschenke ähnlicher Art, wie Dichtung und Musik. Man ist glücklich, zu sehen, welcher Umbildung der gemeinste Stoff durch edle Menschenhand fähig ist.

Nur die Loggien des Kreuzgangs sind mit Marmorplatten bedeckt, unter welchen Alfieri, Machiavelli und welche Fülle von großen Namen ruhen! S. Croce kann man das Pantheon Italiens nennen. Unwillkürlich belebt man sich diese Hallen voll Licht und Luft, ich möchte sagen, selbst heute bei dichtbewölktem Himmel, voll Sonne, die den Menschengeist zum Leuchten brachte, mit den Gestalten, auf deren Namen der Fuß tritt. Und welches Zeitalter öffnet diese berechtigte Phantasie! Ein Zeitalter voll Sonne und Licht des Menschengeistes, voll des Besten, woran wir heute zehren.

Die Kirche selbst ist im Innern von ergreifender Größe, leer, ohne Bestuhlung, voll der prachtvollsten Grabmäler, gegen welche Campo Santo von Pisa nichts Ähnliches aufzuweisen hat, wirklich ein Pantheon vielmehr als eine Kirche, sofern sie der Kunst gewidmet ist, aber eben doch Kirche, pfäffische Altäre eingeschaltet zwischen den Denkmälern wirklicher Geistesgröße. Zwar mit der herrlichsten Kunst geschmückt, was Architektur, Skulptur und Malerei betrifft, eine Menge von Fresken von Giotto ꝛc., aber warum so feierlich und dunkel im Gegensatz zu den lichten Hallen des Kreuzganges? Der Kontrast ist überaus bezeichnend. Draußen gewissermaßen noch die Freiheit Griechenlands, Schönheit in ungezwungenster naturwüchsigster Form. Drinnen als Kirche ist schon die Freiheit in kirchliches Mysterium verkümmert, obschon noch die

Digitized by Google

edelste Kunst ihr Bestes aufgewendet, um die Gottesgaben, die der Mensch mit auf Erden nahm, noch mit aller Herrlichkeit zu ehren, welcher menschliches Schaffen fähig ist. Und wie wohltuend, daß in dieser Kirche von Marmor wieder ein flacher, hölzerner, unverhüllter Dachstuhl von schwarzem Gebälk das Gebäude nach oben abschließt, man möchte sagen, ein Notbehelf für die Ärmlichkeit des Menschen, da ursprünglich Licht von oben einfallen sollte, so gut wie draußen in dem herrlichen Kreuzgang. So ist es auch eine flache Decke in dem Schiff der Kirche und nur im Chor (der vielen hiesigen Kirchen ganz fehlt, ein bezeichnendes Verhältnis!) eine Kuppel zugefügt. Auch sonst alles, trotz des Abschlusses gegen außen, noch herrliche Bogen wie in den Loggien draußen. — —

Sogar hier in S. Croce ist diese Gegenwart noch grell genug vertreten, indem zwischen den herrlichsten Erzeugnissen der Kunst die gemeinsten pfäffischen Altäre mit der eklichsten Ziererei eingeschaltet sind. Nur das Gebäude konnten die Pfaffen nicht verändern, das atmet noch den Aufschwung der Renaissance, und draußen der Kreuzgang atmet noch Griechenland und läßt denselben Himmel hineinleuchten und hineinregnen, der im Norden von seinem Erwachen an aus Haus und Hof verbannt in die Kirche eingesperrt worden ist.

Möchte nur der Protestantismus, der eben gegen diese Usurpierung protestiert, etwas von dem Mut und der jugendlichen Kraft des Altertums verspüren, der zufrieden war, aus häuslichen Gebäuden gelegentlich, wenn das Bedürfnis dazu da war, Basiliken zu schaffen.

Wie tief empfinde ich hier diese Verkümmerung, in der wir im Norden leben; wie atmet das Innerste auf, wenn man diesen lichten und männlichen Kultus gewahrt, der in diesen edlen Bauwerken sich verrät. Meine immer bewußtere Anschauung, daß wir nicht in Progreß begriffen sind, ist durch das Wenige, was ich noch hier aus alter Zeit gesehen, nicht verändert worden! Wir leben in einem schnöden und geringen Zeitalter. Welcher Vergleich, Florenz und die nordischen, zumal deutschen Städte! Welcher Vergleich, die Hallen hier und die Eisenbahnbauten im Norden, ja

Digitized by Google

wahrhaftig das eiserne Zeitalter im strengsten Sinne des Wortes! Ein goldenes existierte zwar nie, aber ein sonniges, und dies ist verkörpert in Florenz. Jeden Augenblick würde ich mich entschließen können, hier zu bleiben!

Florenz, 9. April 1875.

(An seine Frau.)

Der letzte Brief gab einen Eindruck von Florenz, wie er sich bei einem ersten Besuch, sofern dies nicht alles ganz neu ist, was ja bei mir nicht der Fall ist, aufdrängt. Auch zweifle ich nicht, daß dieser Eindruck sich bestätigen würde und vielleicht noch verstärken, wenn man mit Muße hier verweilen dürfte. Sieht man sich aber genötigt, alles das, was hier aus allen Perioden menschlicher Kunst und Geist beieinander liegt und sich wahrhaftig in wunderbarster Weise zusammengehäuft hat, so fängt die Ermüdung an, der Bewunderung Platz zu machen, und man empfindet in peinlichster Weise, an so vielem, was, mit Maß zugänglich, zur Beglückung gehören würde, je länger je stumpfer vorbeizugehen. Wie empfindet man da, daß wir eben ein Eintagsgebilde sind, unfähig, eine Reihe von Zeitaltern mit ihren verschiedenen Schöpfungen zu überblicken. Und namentlich wenn ich, wie ich nicht anders kann, meinen Horizont auf vorhistorische Zeiten ausdehne und versuche, mir Rechenschaft zu geben, was der Mensch erreicht hat, um prüfen zu können, was ihm erreichbar ist, — was öffnet sich in Florenz für ein Gemälde. Auch ganz abgesehen von den Gebilden, die mich hierher geführt haben, kann man in einem Nachmittag ägyptische, griechische, römische, mittelalterliche Leistungen der Menschen in ihren größten Dokumenten an sich vorbeigehen lassen, und wie klein ist die Peripherie, die man sich stellen kann, namentlich wenn man seit Jahren, wie das bei mir der Fall ist, auf Spezialstudien verwiesen und von allseitiger Bildung abgeschlossen war.

Mein heutiger Brief wird daher den Stempel der Ermüdung an sich tragen, nicht der Übersättigung, aber des Unvermögens,

Digitized by Google

das, was mich hier umgibt, so aufzufassen, wie es bei leichterem Leben möglich sein könnte. Nun, es wird vielleicht um so eher ein richtiges Reisebild geben, wie ich es Euch doch als einen kleinen Tribut meiner reichen, aber viel zu raschen Erlebnisse zu hinterlassen eine angenehme Pflicht und Vergnügen finde, wenn auch damit von der minimen Ruhe, die der Körper bedarf, ein guter Teil verloren geht.

Gestern nach dem Museum ein Besuch im Giardino Boboli und in den Caecinen, der endlosen Anlage für die Entfaltung der großen Welt, die abends nicht in hundert, man möchte sagen in tausend der glänzendsten Karossen Korso fährt, unter welchen stets ein Amerikaner mit einem 12spännigen, über alles Maß glänzenden Fuhrwerk die Aufmerksamkeit auf sich zieht. Ein Garten, netto 3 Viertelstunden Länge, gegenwärtig in voller Blüte der Laurietinhecken, welche 20 Fuß hoch die Bahnen für Fuhrwerke, für Reiter, für Fußgänger von einander scheiden.

Heute glaubte ich mir wieder einen etwas freiern Tag machen zu können und besuchte Fiesole, etwa $1\,^1/_2$ Stunden von Florenz auf einer Anhöhe gelegen, mir auch schon von früher bekannt. Von dieser bedeutenden Anhöhe bietet das Tal, trotz der luxuriösen Stadt, die es enthält, einen einfachern Anblick. Die Luxusbauten treten zurück und die Landschaft in den Vordergrund. Was letztere betrifft, so würde ich sie, abgesehen von der andern Vegetation, am ehesten mit der Gegend von Zürich oder von Frauenfeld vergleichen, — ein großes Tal, von schönen Hügeln eingefaßt, über welche der schneebedeckte Apennin hervorragt, den man bis auf der Grenzkante gegen das adriatische Meer vor sich hat.

Fiesole ist eine altetruskische Stadt, deren Zyklopenmauern, das Vorbild für die Bauten des Palazzo Pitti und so fort, noch in den Weinbergen und Ölgärten überall zum Vorschein kommen. Hinter dem Städtchen liegt im Tal ein römisches Amphitheater sehr gut erhalten, und es war nicht ohne Interesse, daß die Blechlampe, mit welcher mir ein Kind in die Ausgrabungen hineinleuchtete, bis aufs kleinste den etruskischen Lampen aus Ton glich,

Digitized by Google

die man reichlich findet. Ein kleines, lumpiges Museum enthält eine ganze Menge etruskischer Skulpturen, die alle Darstellungen aus griechischer Erinnerung geben: der Muttermord des Oreſtes, Ulyſſes und die Sirenen, und ſo fort; nur die Ossa di Bestie feroci aus dem Amphitheater erwieſen ſich als unſchuldige Haustiere, wie ſie noch heute in Fieſole ſich herumquälen, wobei ich nicht vergeſſen will, beizufügen, daß ich in dem Schulgebäude, worin dies ſogenannte Muſeum untergebracht iſt, erſt irrtümlich in eine Schule kleiner Mädchen eintrat, die alle, wie ich in das Zimmer trat, aufſtanden in allerhöflichſter Weiſe. Die Wände waren mit Landkarten behängt, mit phyſikaliſchen, ganz guten Abbildungen, und ich hätte gern der Schulſtunde beigewohnt, wenn mich nicht die Maeſtra hinauskomplimentiert hätte, ſobald ich den Kindern eine kleine Ermahnung zum Fleiß appliziert hatte.

In der Trattoria d'Aurora erlaubte ich mir neben einem Fiascho di Chianti, einem vortrefflichen Landwein, eine Omelette von Carciofi zu verzehren, d. h. Artiſchocken, das Gericht, von dem ich hier mit Vorliebe lebe, und allerlei Gedanken über das Bild, das vor mir lag, das ganze Florenz mit weiteſter Umgebung, an mir vorübergehen zu laſſen. Wie geſagt, verlieren aus dieſer Entfernung die mächtigen Monumente ihre Wirkung, und es wird alſo das Theater, auf welchem ſich der Gedankengang bewegt, größer. Man erinnert ſich zwar lebhaft an ſolchem Ort, Jahrtauſende von menſchlichen Denken, Fühlen, Schaffen, Hoffen vor ſich zu haben in einem Rahmen. Man weiß, daß die Erde, die man unter ſich hat, griechiſches Altertum enthält, meiſt von römiſchen Erinnerungen umgeben, und wieder bietet die ſogenannte Kathedrale von Fieſole in ärmlichſter Erſcheinung ein Bild deſſen, was das 10. und 11. Jahrhundert in der Erinnerung an alte Baukunſt zuſtande brachten. Das nahe Franziskanerkloſter nimmt die Stelle einer alten Akropolis ein, und ein alter römiſcher Tempel iſt von der kleinen Kirche S. Aleſſandro überbaut. Die elenden Wagen, auf welchen Fieſole ſein Gemüſe nach Florenz ſchafft, ſind nach dem Vorbild der etruskiſchen Fuhrwerke gebaut, welche ich nachher in dem Muſeum

Digitized by Google

des Marcheſe Strozzi ſah, — iſt der Menſch vorwärts gekommen? fragte ich mich unwillkürlich, und wenn ich an den Korſo in den Caecinen dachte, wo der Luxus und der Reichtum und der Prunk der Gegenwart ſich zur Schau ſtellten, ſo mußte ich mir ſagen, daß ſelbſt hier in Florenz ein einziges groß geblieben, — die unmittelbare Natur. Die Ölgärten mit dem von Anemonen durchſtickten frühlingsjungen Gras, die Zypreſſen und Pinien, die darüber ſtill in den blauen Himmel ſtarren, die ſind einzig gleich geblieben. Dieſe Landſchaft, dieſe Sonne hat Geſchlechter um Geſchlechter, Nationen um Nationen erzeugt, die alle etwas Beſſeres als das Alltagsleben ſuchten; aber die verſchwundenen Nationen haben es beſſer erreicht und beſſer ergriffen als die gegenwärtige. In ihnen lebt unendlich mehr Geiſt und Ideal als in der gegenwärtigen, und wenn auch unſere Bergbewohner, wie wir ſie aus Kerns und Morſchach kennen, von dem Hauch der Geiſtesfreiheit, welche dem Altertum ſo eigen war, nie berührt wurden, ſo leben ſie doch noch in ihrem intimen Umgang mit der unmittelbaren Schöpfung wie Fürſten im Vergleich zu den Fürſten der heutigen großen Welt, denen das Bewußtſein des einſtigen Zuſammenhanges mit der äußern Natur und einer Zugehörigkeit zu dem Boden, dem ſie entſproſſen, des gänzlichen abhanden gekommen; wie künſtlich gepflegte Paraſiten leben ſie auf den Ruinen einer wirklich großen Menſchengeſchichte, unfähig, etwas Neues zu produzieren, weil nur noch ein Fiktivverband, der Wert des Metalls und nur eines einzigen, des Goldes, ſie kümmerlich mit der Erde, von der ſie ſchließlich doch abhängen, verbindet. Schmarotzerpflanzen, Kryptogamen im Vergleich zu dem, was *einſt* hier lebte!

Es widerſtrebt mir faſt, noch andere Eindrücke laut werden zu laſſen, die in dieſen Gedankengang einfloſſen; aber ich kann kaum verleugnen, daß ich mich mit einem Gefühl des Stolzes als armſeliger, überaus müder Fußgänger zwiſchen dieſem Luxus der großen Welt Italiens durchdrängte, doch bewußt, aus dem Verband mit der Natur, mit dem Bleibenden, was Menſchenleiſtung zuſtande bringen kann, mehr geſchaffen zu haben als dies Volk, das an

Digitized by Google

goldenen Saugäpfeln sich gerade noch kümmerlich an dem Boden festhält. Und der strahlende Pilz fällt ab, wenn die Goldbank, auf der er vegetiert, zusammenfällt.

Arezzo, Sonntag, 11. April 1875.

(An seine Frau.)

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Reiche Gebäude sind hier keine da, alles überaus roh und primitiv in Stoff; aber um so mehr tritt das Charakteristische der Linien und Formen an den Tag, in welches dies wunderbare Volk den gröbsten Stoff zu formen wußte; und wenn man Gassenjungen, auf den Trottoirs herumliegend, mit Kohle auf das Pflaster zeichnen sieht, so drängt sich der Gedanke auf, daß von der Phantasie, welche hier erblühte, noch nicht alles verloren gegangen, sowie auch die prachtvolle Sprache und die häufigen, herrlich schönen Gesichtsformen, die man sieht — bei Frauen oft das schönste von Schnitt der Augen, was man bei uns nur ahnen kann —, so kommt man zur Überzeugung, daß Schönheit und deren Wirkung, Schönheitssinn, eben direkte Geschenke des Himmels sind, die wie aus einem Füllhorn auf die sonnigen Teile der Erde ausgestreut wurden. Und doch wären diese Himmelsgeschenke unfruchtbar geblieben, wenn nicht die Philosophie Griechenlands und die Mathematik der Italiener, kurz geistige Größe, solche natürlichen Vorbilder zu verwirklichen und nachzuahmen und zu neuen Schöpfungen zu vermehren versucht hätten. Vorbilder für Schönheit in äußerer Natur und im Menschen finden sich auch im Orient und selbst in dem sonst so armen Amerika. Aber die Auffassung und Einprägung und Fruchtbarmachung fand nur Südeuropa. Obschon wir den Italienern nun geistig, in Abstraktion aller Art, weit voraus sind, so sind wir im Vergleich mit ihnen Barbaren geblieben, weil wir ihre Geschichte und Tradition nicht haben und mit geistigem Barbarentum rasch in ein kümmerliches und elendes Zeitalter der Not und Gewalt eingetreten sind. Wir haben keine

Digitized by Google

Geschichte! Wie empfand ich dies gestern, als ich, so hastig als dies in sechs überaus mühsamen Stunden möglich war, die zwei riesigen Gemäldesammlungen der Ufficien und des Palazzo Pitti in Florenz durchging, von welchen die erste wohlgeordnet die ganze Geschichte der transalpinen Malerei, die zweite fast nur die Blütenlese derselben enthielt. — Wie überaus lehrreich war mir der Vergleich mit der in historischer Beziehung ebenso reichen, obschon unsäglich kleinern Sammlung in Sigmaringen, die ich im vorigen Jahr gesehen hatte. Ich kenne auf der Nordseite der Alpen, abgesehen von den spätern Flamändern, einen einzigen Maler, Hans Memling, der das Zeug von Raffael an sich hatte. Hier habe ich eine Anzahl älterer Arbeiten Raffaels gesehen, welchen Memling völlig ebenbürtig ist. Aber wie erhebt sich Raffaels Siegesbahn zu den vollendeten Werken, mit denen dann ein Dutzend südlicher Maler wetteifern, während die Nordländer zurückbleiben auf der Jugendstufe dieser glücklichen Italiener. Wie arm bleibt Holbein neben Tizian, weil ihm Vorbild und Tradition, Geschichte fehlen.

So sind diese Wunder Italiens durch zwei Quellen zusammengeflossen; die Gunst des Himmels und den Fleiß und die Tüchtigkeit der Menschen. Michelangelo, Leonardo da Vinci, Raffael und wie sie alle heißen, haben nicht vergebens Mathematik und Physik studiert; und wenn auch Galilei nicht malte, so hat seine mathematische Schule die Architektur und Zeichnung, wo nicht selbst die Malerei, um Mächtiges gefördert. — — — — — — —

Rom, Montag, 12. April 1875.

(An seine Frau.)

Die Reise, die ich heute gemacht an einem vollkommenen Regentag, von 11 Uhr bis 7 Uhr abends im Schnellzug, ohne Aufenthalt als einige Minuten an 3—4 Orten, wäre allein, auch wenn man von Rom direkt zurückkehren wollte, eine Herreise aus der Schweiz wert. Und wie kleine Umstände können sie vollkommen

Digitized by Google

vereiteln. Kriegt man nicht in der Eisenbahn einen Eckplatz, oder wenn auch, an der unrechten Seite, so ist alles verloren. Welch gütiger Himmel sandte mir in Arezzo, als ich alle Wagen von Florenz her vollgestopft fand, noch einen Kondukteur zu, der mich in ein leeres Coupé setzte — ich hätte ihn umarmen können! Arezzo liegt an dem Punkt, wo der Arno, aus dem Apennin herkommend, in scharfem Bogen gegen Florenz und Pisa herumbiegt, gegen Nordwest, während eine außerordentlich große Hochebene, Val di Chiana, zwischen diesem Abfluß des Arno nach Nordwest und dem des Tiber nach Südwest liegt. Auf der Westseite ist sie von dem Apennin begrenzt, auf dessen Vorsprüngen eine berühmte Stadt nach der andern liegt, alle in der malerischsten Lage, die man sich denken kann. Das Hochplateau selbst war offenbar früher ein See von riesiger Ausdehnung, von dem der noch bestehende ganz seichte trasimenische See (etwa 10 Stunden Umfang) einen kleinen Überrest bildet. Fährt man in der Richtung nach Rom, so hat man also links einen wichtigen Gebirgsabhang mit den prachtvollsten Städteanlagen aus umbrischer, etruskischer, römischer Zeit, nicht selten an der Eisenbahn noch erhaltene römische Tempel und Amphitheater, die Städte alle aus höchstem Altertum und durch mittelalterliche Burgen und Klöster und italienisch-gotische Kirchen modernisiert, die Häusermassen aber alle so alt als möglich.

Das ganze Plateau ist also Schauplatz hannibalischer Kriege, und man fährt bei Passignano durch das Défilé, in welchem Flaminius sein ganzes Heer verlor. Die Ebene ist die Kornkammer Italiens, nichts als Korn und Korn, besetzt mit Pappeln, an welchen man die Weinreben hinaufzieht, der Bergabhang unten mit immergrünen Eichen bewaldet, um alle Ortschaften herum mit Oliven, in der Höhe kahl, oft noch mit Schnee, ein Gebirge, das sehr an die Vogesen erinnert, namentlich in deren schönsten Teilen gegen Kolmar und Straßburg hin.

Sollte ich die herrlichsten Ortschaften, die eine nach der andern von den Bergabhängen strahlen, beschreiben? Unmöglich, mehr als die bedeutendsten zu nennen. Erst Cortona, eine der ältesten Städte

Digitized by Google

Italiens, und wie vornehm und mächtig dehnen sich diese prachtvollen schwarzen Bauten auf dem hohen Berge aus! Die stolzesten Städte am Rhein oder an der untern Rhone sind klein dagegen; indes was für eine Geschichte hier, und untendran die Eisenbahn, die alles das ruinieren und in Einöden verwandeln wird, was sich seit dem Mittelalter wieder von Habe, von Geschmack und Geist angesammelt hat, um es in die großen Saugnäpfe der modernen Städte zu führen. Wenn man an den Bahnhöfen die langen Züge prachtvoller Eichenstämme sieht, die an die Schiffswerften von Genua gehen, so blutet einem das Herz; und in der Eisenbahn sitzen schon die Juden, welche den Reichtum von Kunst, von dem diese Städte voll sind — fast jede hatte im 14. und 15. Jahrhundert ihre eigene Malschule unter diesem oder jenem bedeutenden Meister —, in die fade Gegenwart hinaus mäkeln. Nach einigen Jahrzehnten werden nur noch kahle Bauwerke auf kahlem Fels von der alten Herrlichkeit melden!

Bald nach Cortona tritt die Eisenbahn an den transimenischen See, ein Wasserbecken, das an den untern Teil des Bodensees mahnt, obschon nur etwa 20 Fuß tief, eingerahmt von den schönsten Bergen und mit einer Anzahl Inseln, deren fast jede ein großes Kloster oder Burg trägt. Jenseits in großer Form der Monte Amiato, der hohe Gipfel des toskanischen Apennins, der diese Hochebene von den Malariamaremmen am Meer scheidet. Passignano, wo Hannibal seine Schlacht gewann, ungefähr wie Meersburg am Bodensee auf einem Vorgebirg trotzend, die Isola Maggiore höchst ähnlich Reichenau, der See höchst ähnlich dem Untersee von Konstanz, nur mit dem Unterschied, daß alles etruskischen Alters und Stiles ist, daß die Klöster sich durch Zypressenhaine, die Dörfer durch Olivenwaldungen in der großen Landschaft ankündigen. Auch hier gedenkt selbstverständlich die Spekulation den See auszutrocknen. Der erste Gedanke stammt natürlich von Napoleon I., und irgend eine deutsche oder englische Aktiengesellschaft wird die Zerstörung wohl zustande bringen.

Bald folgt Perugia, die Heimat des großen Malers Peru-

Digitized by Google

gino, die Stadt, die auf dem Berge liegt und voll welchen Adels und Schönheit! Rottweil am Neckar oder Tübingen kann ihm in Lage einigermaßen verglichen werden; aber was weht da wieder für eine Luft im Vergleich zu dem armseligen deutschen Mittelalter! Eine mächtige Zitadelle krönt den Berg, 1550 von Papst Paul III. erbaut „ad coercendam Perusinorum audaciam“, allerdings ein Geschlecht, das einst den Karthagern widerstand, im 6. Jahrhundert sieben Jahre lang die Belagerung durch den Goten Totilas aushielt und in der Kunst die umbrische Malerschule unter Perugino zustande brachte, der Heimatsort Raffaels.

Perugia liegt in der Ebene des Clitumnus, den Virgil besungen und Plinius geschildert, und nun erst Assisi, an malerischer Lage und an Pracht altertümlicher Erscheinung das Größte, was ich bisher gesehen und doch nur an einem Regentage in dem Schnellzug einer Eisenbahn. Soll ich wieder einen Vergleich versuchen, so möchte man etwa Sitten in Parallele bringen, ein teils altersschwarzer, teils marmorglänzender Komplex von Bauten über den großen und kahlen Vorsprung eines kahlen Gebirges hingedehnt. Wie einfach diese Bergformen und doch wie erhabene Linien! Man glaubt, in den Wolken, die oben den Kamm einhüllen und an den großen Schneeflecken in den Schluchten hinziehen, müsse Jupiter thronen. Wie begreift man, daß in diesen mächtigen Einöden die Asketik Franz von Assisis (Goethes Pater seraphicus) aufkeimte, und welche Prachtsbaute von römischer Größe hat der Franziskanerorden hier seinem Stifter hingestellt. Die Akropolis über der Stadt mahnt mit allem übrigen an die Bilder von Athen.

So folgen noch mehrere Ortschaften, an Größe der landschaftlichen Erscheinung kaum geringer, Spello, Spoleto u. s. f., und um den Geist wach zu halten in der rasenden Eile eines Schnellzuges folgt bald ein römischer Tempel, bald ein Amphitheater in oder zwischen den spätern Bauten. Meist nur graue Häusermassen auf grauem Fels, von silbergrauen Oliven umgeben, aber was für Linien an diesen Steinhaufen! Die Landschaft wirklich hier überaus ähnlich etwa mit der Gegend zwischen

Digitized by Google

St. Maurice und Martinach, öde, finster, aber überaus groß und ernst, in intensivster Weise der Größe von Alter und Geschichte entsprechend, deren Schauplatz sie ist.

Bei La Vede sieht man den Clitumnus als hellen Bach aus dem Berg heraustreten, wie dies Plinius beschrieben. Von Spoleto an tritt die Bahn ins Gebirge hinein und steigt durch enge Schluchten etwa wie im Albtal des Schwarzwaldes, bis zu der Höhe des Passes, der dann das große trasimenische Plateau von den Niederungen des Tiber scheidet. Durch einen langen Tunnel gelangt man auf die Höhe, etwa 2500 Fuß über Meer, und sieht sich dann von niedrigem Eichengebüsch umgeben, im Beginn einer schwarzen, wilden Felsschlucht, durch welche die Nera nach Terni und weiter dem Tiber zuströmt. Hier vollkommen winterliches Gewand, wie ich es vor 3 Wochen bei Austritt aus dem Hauenstein oder vor 2 bei Austritt aus dem Apenninpaß zwischen Alessandria und Genua fand. Schlüsselblumen und erstes Aufgrünen von Gras statt der vielfarbigen Anemonen und Tazetten, von welchen die jungen Kornfelder im Val di Chiana glänzten. Nach Terni hinunter fährt nun die Eisenbahn mit schwindelnder Eile, ohne Dampf, nur bremsend eine schwarze Gebirgsschlucht hinab über etwa 20 Brücken, die in grausiger Tiefe eingegrabene Nera jeden Augenblick überspringend, nach Terni, dem Geburtsort des Tacitus und dem von adeligem Zauber allerersten Ranges, von landschaftlicher Größe alles, was ich bisher gesehen, überragenden Talausgang, wo die an den Abruzzen, ähnlich wie Val di Chiana am Apennin, angelehnte Hochebene des Lago Fucino ihre Wasser im Velino in den berühmten Wasserfällen von Terni in drei Stürzen von zusammen 700 Fuß Höhe in das Tibertal ausgießt. Obschon man die Wasserfälle von der Eisenbahn aus nicht sieht, so erfüllt der Anblick dieser Schlucht von Terni die Seele mit Bildern allergrößten landschaftlichen Adels. Im Hintergrund hohe Schneegipfel der Abruzzen, wie unser schweizerisches Hochgebirge wirkend, die Architektur der Landschaft am besten mit Bex vergleichbar, aber alles schwarze, nackte Berge und nur in der Tiefe dunkle Wälder

Digitized by Google

immergrüner Eichen von unbeschreiblicher Größe der Wirkung, die nicht etwa verkleinert wird durch die wunderbaren Ortschaften Terni, Narni, wo Burg an Burg bis in die Wolken hinaufragen und an letzterm Ort nur eine riesige Brücke des Augustus, zum Teil zerfallen, zu der Via Flaminia nach Rom gehörig Durchlaß aus der engen Talschlucht gestattet.

So tritt man in die Niederung des Tiber, wo bald der zackige Berg Soracte aus der Campagna von Rom aufsteigt und anderseits das Sabinergebirge in überaus schönen Umrissen sich hinzieht. Noch geht es aber stunden- und stundenweit durch die Campagna hin, bald buschiges Hügelland mit einem Wirrwarr wilder Schluchten, bald Kornfelder mit merkwürdig anheimelndem Baumwuchs von Ulmen, Eschen ꝛc., vor allem aber meist baumlose, ins Unendliche sich hinziehende Grasflächen, von Herden des bekannten großhörnigen, silbergrauen Römerviehs und von zahlreichen Schafherden besetzt, mit Schäferhütten, wie sie sicher schon lange vor der Römerzeit bestanden, hie und da ein Gespann von Ochsen vor einem Wagen, der sich in keiner Weise von einem altrömischen unterscheidet, und die Menschen die Vorbilder jener bekannten Gemälde, die uns so viel Poesie abnötigen. Im allgemeinen eine große, ernste, überaus strenge Landschaft, fast ganz unbewohnt, aber in weiterem Umkreis von edeln Bergformen umkränzt, welche die Wiege unsrer Geschichte bilden. — — — — — — — —

Rom, Samstag, 17. April 1875.

(An seine Frau.)

Zum erstenmal schreibe ich heute fast mit schlechtem Gewissen, da ich nicht mehr hier sein sollte, sondern wieder in Florenz. Und doch, bei näherm Zusehen würdest Du mir vermutlich sagen, daß es richtig war, einen Tag hier zuzusetzen. Meiner Gewohnheit nach verwendete ich, nach Erledigung meiner hiesigen Aufgabe, einen Tag, den gestrigen, auf die Umgebung der Stadt, die ich gesehen, und in Rom konnte ich über die Wahl der Umgebung

Digitized by Google

nicht zweifelhaft sein. Ich war im Albanergebirge, dem alten Latium, und habe in einem überaus mühsamen Tag, allein und zu Fuß, die wichtigsten Stellen dieser durch Altertum und landschaftliche Größe gleich bedeutenden Gegend besucht. Abends stieß ich in Rom auf Jakob Burckhardt, der in mich drang, noch einige Tage hier zu bleiben. Darauf konnte ich nicht eingehen; aber in Rom, das ich nur zu flüchtig und unpräpariert durchgangen, wenigstens einen Tag mit Jakob Burckhardt, wohl dem besten Führer, den es für Rom überhaupt geben kann, zuzubringen, konnte ich nicht wohl verantworten auszuschlagen, und heute haben wir zusammen einen kleinen Teil der unsäglichen Sehenswürdigkeiten ersten Ranges, einen kleinen Teil durchgangen. Ich hätte nun den Nachtzug nach Florenz wählen können. Aber nun bei prächtigem, obschon empfindlich kaltem Wetter durch die herrliche Gegend, die ich nur im Regen gesehen, nachts zurückzureisen, erschien mir wie Sünde, und so reise ich erst morgen früh ab, wider meine Absicht, Sonntags früh in Florenz zu sein.

Über die zwei Tage, die ich meinem Reisezweck zugesetzt, nun etwas zu melden, ist überaus schwer, da ich selbst Mühe habe, die massenhaft eindringenden Eindrücke nur in Ordnung zu halten. Dennoch versuche ich nun etwas festzuhalten.

Von Rom fährt man morgens nach Frascati in weniger als einer Stunde, durch die Campagna, heute bei schneidend kaltem Morgen, aber prächtigem Licht eine wunderschöne Fahrt. Die ungeheure Fläche hier und da mit Nebel bedeckt und darüber das vulkanische Albanergebirge, das sabinische Gebirge u. s. f. in prachtvollen Umrissen sich erhebend, Farben und Linien, die eben nur in Rom zu finden sind, dabei die prachtvolle Dekoration durch Herden der mächtigen italienischen Ochsen, der offenbaren Nachkömmlinge des Urochsen, hier und da ein Wagen mit Büffeln bespannt, die malerischen Hütten der Schäfer u. s. f. Frascati ist die Villegiatura von Rom, eine alte kleine Stadt, von Pinien umhüllten großen Villen umgeben. Durch Nebengäßchen entschlüpfte ich so schnell als möglich, um der Flut von Gesindel, das sich mit

Digitized by Google

Eseln ꝛc. aufdrängt, zu entwischen, auf die Höhe von Tusculum, wo ich erst Halt machte bei Villa Tusculum, der angeblichen Villa des Cicero, eine halbe Stunde über dem Ort. Wie denkt man sich da in das alte Rom, wo die großen Staatsräte, Advokaten u. s. f. hier ihre Villen hatten, angesichts des Gebirges, des Meeres, der Stadt, von welcher vor allem Kolosseum und St. Peter noch deutlich aus dem weißen Häusermeer, denn von den Hügeln der Stadt ist von dieser Höhe aus nichts mehr bemerkbar, vorragen.

Durch Waldwege, die mich an die Anlagen des Wenkenhofs (immer den Kontrast zwischen Rom und Basel im Auge) mahnten, nur daß sich die Lorbeerbäume und die Laurietins hoch unter Pinien zu Laubgängen zusammenschlossen, kam ich auf diese einsame Höhe, wo man das ganze vulkanische Gebirge, den Monte Cavo, ein Vesuv Roms, mit den Kesseln der Seen von Albano und Nemi überblickt. Durch Wald, über einsame Hügel, durch einzelne Bauernhöfe, welche wohl von dem antiken Charakter nichts verloren haben werden, fand ich mich endlich auf der Straße nach Grotta ferrata, San Marino, wo die berühmten Weine wachsen, und erreichte in Castel Gandolfo den Albaner See, in tiefem vulkanischem Kessel, der mit Ölwald bepflanzt ist. — Das ganze Gebirge ist mit luxuriösem Wald von Ulmen, Linden, Buchen, Eichen bedeckt, die leider erst die ersten Spuren von grünem Laub in den Umrissen der Wipfel zeigten. Erste Frühlingsblumen, immer die prachtvollen Anemonen aller Farben am Boden. Trotzdem daß die Jahreszeit viel zu früh, wirkt der Luxus dieser Vegetation in mächtiger Weise, und dazu kommt immer der Ausblick auf die ungeheuer ernste Campagna, eine der größten und ernstesten Landschaften, die ich je gesehen, mit den endlosen, in alle Ferne sich verlierenden schwarzen Bogenreihen den römischen Aquädukte — auf das Meer, das in weite Ferne hinaus von der Tiber gelb gefärbt ist, und auf das überaus prächtige Gebirge um Terni und Tivoli, an die großen Taleinschnitte des Apennin und der Abruzzen, deren Gipfel alle noch im Schnee leuchten.

Zwischen Castel Gandolfo, das überaus stolz auf der Kante

Digitized by Google

des Trichters des Albaner Sees liegt, und Albano, wo dann riesige Olivenbäume und immergrüne Eichen, die ungeheure Größe der Ulmen- und Buchenwälder unterbrechen, betritt man die alte Via Appia, die in schnurgerader Linie vom Forum Romanum nach dem Gebirge von Latium führt und hier dann auf mächtigen Viadukten zwei, drei, vier Bogenreihen übereinander, alle Schluchten überspringend nach Velletri zieht, der alten Stadt der Volsker. Unmittelbar vor Albano ein altes etruskisches Grabmal, angeblich das Grab der Horatier und Curiatier, gegenüber von Albano, Albalonga, angeblich von Äneas Sohn, Ascanius, herrührend und die Campagna nun in riesiger Ausdehnung bis in die Gegend der pontinischen Sümpfe vor Augen und darüber hinaus immer das Meer, und diese Bilder werden immer größer und weiter, je weiter man den Monte Cavo umschreitet. Bald folgt, von Albano durch einen riesigen Bogenbau der Via Appia getrennt, Ariccia wieder mit Überresten aus ältester römischer Zeit und bei Palazzo Chigi ein Park mit Riesenbäumen, Schluchten, rieselnden Quellen, den man sich ohne drin wohnende Götter nicht denken kann. Hinter solchen Riesenbäumen, wie sie in den Landschaften von Salvator Rosa gemalt sind und wie sie bei uns Salomon Geßner poetisch empfunden und mit Satyrn und Nymphen belebt hat, bleibt alles, was wir bei uns von Vegetation sehen, zurück. Und der See von Nemi bei Genzano bildet erst noch eine Krone, die das alles übertrifft; und welche Bevölkerung wohnt in dieser Gegend! Kleine Mädchen, schmutzigste Bauernbuben auf ihren Eseln, mit Augen, die man sich bei uns nicht träumen kann. Ich habe zwei Hände voll Kupfergeld an diese, wie Läuse sich anhaftenden Bettler ausgegeben, nur um solche Gesichter für einige Minuten in der Nähe zu behalten. Die Krone war ein schmutziger Schlingel von 15jährigem Buben mit Augen, um die jede Marchesa und Principessa von Rom, deren ich heute Dutzende sah, die von einem Pferderennen zurückkehrten, beneiden könnte — und sie haben wahrlich nicht geringe Augen!! — Augen, wie man sie selbst bei Raffael und Perugino kaum so gemalt findet. Das sind die Augen, die man an den

Digitized by Google

griechischen Statuen aus der besten Zeit griechischer Kunst im Vatikan findet.

Dort in Genzano, auf einem Düngerhaufen, denn andres ist das Nest kaum, von solchen Gestalten umgeben, hieß es zurück und nicht weiter. Ich warf noch einen Blick auf die schneebekränzten Berge, die den Golf von Gaëta umsäumen, auf die schwarze Campagna, die man bis in die Gegend von Terracina übersieht, in ferner Ferne das Vorgebirge, das den Golf von Gaëta von dem von Neapel trennt, und ich darf nicht leugnen, auch wirst Du mir nicht verübeln, wenn ich mich schwer wieder nach Norden wandte. Die hartnäckige Schar von kleinen Bettlern mit diesen Götteraugen wußte nicht, warum ein so freigebiger Fremdling ihnen zum Opfer gefallen, und allerdings die Hand voll Kupfer war ein Opfer, das ich eingeborner, wildwachsender Schönheit darbrachte, mit Dank, Licht und Sonne des Südens in Menschen- und Naturantlitz wiedergesehen und auf die Herrlichkeit, welche die Natur zustande gebracht, wo sie unverkümmert waltet, wenigstens einen Blick geworfen zu haben. Die schweren Strapazen des Tages vergißt man in solchem Anblicke leicht.

In Rom folgte darauf ein etwas scharfer Trunk von Grotta ferrata mit Jakob Burckhardt, und heute folgte ich diesem besten Kenner Italiens, der mehr als ein Jahr in Rom gelebt und seine Geschichte und Kunst bis auf die Kassetten einzelner in den verborgensten Straßenwinkeln verborgensten Türen oder Hofeingänge alter Palazzi kennt, von morgens früh bis abends durch eine kleine Partie der Stadt, die ich schon zweimal allein durchgangen. Was mir Burckhardt von Geschichte und von Kunst Roms aller Zeitalter auf diesem Weg erzählt hat, wiederzugeben, wäre ich nicht imstande, auch wenn ich einen Tag darauf verwenden wollte. Was wir in den hintersten Gassen gesehen, etwa in 20—30 Hausgänge oder Treppen hinauf, woran ein Unkundiger ohne Ahnung vorbeigeht, weiß ich selbst kaum mehr. Dennoch glaube ich nicht, daß er seinen Tag verschwendet hat. Einige Eindrücke haben doch Wurzel gefaßt und mir für manches Anschauungen, für die mir die Emp-

Digitized by Google

findung durchaus nicht fehlt, zu bestimmterem Bewußtsein gebracht. Zweimal waren wir im Vatikan, wo ich mich freute, unter der unsäglichen Fülle von Meisterwerken der besten Skulptur Griechenlands und Roms die besten Sachen so schnell, als so kurze Zeit erlaubt, doch angesehen zu haben, ohne von dem ungeheuern Reichtum, der in solchen Sammlungen über einen herfällt, irregeführt worden zu sein. Nachher kamen die Palazzi und Kirchen an die Reihe, wovon ich doch einige der bedeutendsten in dem kleinen Stadtteil, den wir durchgehen konnten, von deren bestem Kenner mir erklären lassen konnte.

Endlich noch ein Gang durch das alte Rom, aus welchem uns von einem Pferderennen in der Campagna ein guter Teil des Luxus und der Schönheit des neuen Roms (die viel von der Schönheit des alten behalten hat) entgegenkam in endloser Zahl von Karrozzen bis zum Lateran, auf dessen Vorplatz der größte Obelisk (aus Theben in Ägypten) steht, den es auf Erden gibt (wie man überhaupt in Rom nicht weniges sieht vom Größten, was es auf Erden gibt); noch von dieser Höhe einen Blick auf die Campagna — das Meer sieht man von Rom aus nicht mehr, außer von der Kuppel des St. Peter —, auf das mir jetzt so heimisch gewordene Gebirge von Latium, das wirklich die mächtige Umgebung Roms nicht weniger mächtig, ja man möchte sagen, noch edler ziert als der Vesuv die Umgebung von Neapel, und nun auch von Rom Abschied, mit dem Bewußtsein, von dem Herrlichen, was hier Jahrtausende des Größten, was Natur und edle, große Menschheit geschaffen, zwar nur einen minimen Teil in flüchtigster Hast durchgangen zu haben, aber doch auch wieder mit der Freude, auf einige der besten und größten Erzeugnisse der Erde einen wahren und wahrlich dankbaren Blick geworfen zu haben. Die schlafende Ariadne in der Galeria delle Statue des Vatikan, die Fassade des Palazzo della Cancelleria, die Treppe im Palazzo Braschi, die Deckengemälde in der Sixtinischen Kapelle, der See von Nemi und die Augen des Bauernknaben aus Genzano, das sind Dinge, die doch, wenn man das Vorgebirge seines

Digitized by Google

fünfzigsten Jahres umschifft hat, die tröstliche Jugendhoffnung festhalten, daß Natur und ihr Erzeugnis, der Mensch, vom Abglanz des Ewigen viel als Erbteil empfangen, aber auch — und eben, wenn gereiftere Untersuchung von groß und klein dazu kommt —, daß Schönheit und Größe nur Geschenke an Völker sind, die der Empfindung dafür Raum geben, und nirgends war dies in einem Maße der Fall, wie in Griechenland und dem davon berührten Italien. Auch ein höchst unvollständiger Anblick von Rom hat mir doch manche Jugendideale und Altershoffnungen aufgefrischt, und bei allem Schmerz, so Großes vorschnell zu verlassen, muß ich doch gestehen, daß ich mich aus dem Düster aller dieser Cortile und der Pracht dieser Menschen Anhäufungen wieder hinaussehne in die freie Natur, wie wir sie bei uns zwar nicht so gottbeglückt haben, wie in Italien, aber doch für meine Bedürfnisse leichter finden, als in so mächtigen Städten, wie in Rom. Ich freue mich, morgen wieder große Landschaft zu sehen, wenn ich auch auf einen Aufenthalt in Terni oder Assisi oder Cortona verzichten muß, und noch mehr freue mich, in Florenz Briefe von Dir zu finden. Gute Nacht. Schon ist es wieder 1 Uhr — wahrlich keine Erholungsreise für den Körper —; aber der soll herhalten, dafür ist er da, nicht zum Herrschen, sondern zum Dienen.

Pisa, April 1875.

(An seine Frau.)

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Wenn ich einen Aufenthalt in Italien machen sollte, so würde ich das verkommene Pisa wählen. Selbst die Tiere sind hier schöner als irgendwo; diese prächtigen Gespanne von schneeweißen Ochsen sind noch schöner als die so malerischen der römischen Rinder mit ihren riesigen Geweihen, wenn der Ausdruck erlaubt wäre, oder gar der Büffel so tropischen Gepräges. Palmen, selbst Oliven sieht man in der Gegend von Pisa nicht; alles Kultur, alles Fleiß. Unsägliche Ausdehnungen von Kornland, aber dicht mit Reihen von

Digitized by Google

Pappelstumpen besetzt, an welchen die Weinlauben hängen, die im Sommer dieser Landschaft noch einen Reiz beifügen müssen, der ihr jetzt ganz abgeht. — Und doch, bei allem Schönen finde ich das Schönste, was hier zu finden ist, in der Sprache. Hin und her reiste ich heute fast nur mit Geistlichen, und ich kann gestehen, daß mir bei uns manches Konzert nicht so viel Eindruck von Schönheit hinterlassen hat, als diese ein- und angebornen Wohllaute, in welchen hier der Mensch sich verständigt. Und wie geistreiche Gesichter; da sieht man solche Adelsantlitze, wie sie verklärt bei Dante und Raffael uns wie Träume bekannt sind, in der Wirklichkeit. Was war das für edler Stoff, und welche Geschichte und Tradition von Gutem muß über ein Land gegangen sein, um solche Antlitze zu schaffen, in welche nur hineinzublicken, deren geistige Bewegung zu verfolgen in dem lebhaften Spiel der Physiognomie, wovon man bei uns keine Ahnung hat, weil die Physiognomie diese Vergeistigung nicht erworben hat, das größte Vergnügen ist.

Und wie lehrreich, daß in dieser Schönheit, bei Männern und Frauen, vornehmlich aber bei Frauen, von welchen man in Pisa keine geringen Gesichter sieht, durchweg die merkwürdig trauernde Melancholie liegt, die sich in eigentlich erschütternder Weise in den über alles Maß herrlichen Menschenantlitzen ausprägt, welche die griechische Kunst, wie sie im Vatikan in Rom so reich erhalten ist, durchweg enthält. Welche Psychologie, oder vielmehr welche Philosophie der Psychologie spricht aus solcher Tatsache. Mir gegenüber saß heute von Pisa zurück eine arme Bauernfrau, deren Augen ich tagelang hätte anschauen mögen. Was für Geschichte des Menschengeschlechts enthalten so prachtvolle und so traurige Züge, und sogar in dem losen Volk von Mädchen, das sich am Lungarno von Pisa herumtreibt; bei den losesten Naturen liegt in den Augen und der prachtvollen, niederen griechischen Stirn ein Zug von Wehmut und von Trauer, der einen tiefen Zauber ernstester Art ausübt, weil er aussagt, daß eben doch menschliches Dasein unter allen Umständen nicht als Glück zu betrachten ist. Ich möchte sagen, daß, was man in Pisa und Um-

Digitized by Google

gebung an Gesichtern sieht, vom Straßenjungen bis zum Geistlichen, vom Straßenmädchen bis zur aristokratischen Dame, die Philosophie des Menschenlebens an sich trägt. Das ist Erzeugnis überaus alter und durch große Geschichte veredelter Vergangenheit. Selbst Florenz ist schon viel profaner, als große Stadt. In Rom sieht man das Raffinement vom großen Adel, die tiefste Verkommenheit eines großstädtischen Pöbels und die volle Poesie des seit Griechenzeit unveränderten Landvolkes beieinander. Toskana scheint wesentlich den Stempel der ernsten und edelsten Geister des Renaissance-Italiens an sich zu tragen.

Man hält sich bei solchen Studien, die sich in der Eisenbahn, auf dem Marktplatz, in den Gassen von Städten, kurz allerorts aufdrängen, selbstverständlich an Charaktergestalten, und wenn man nicht Sonntags durch die Städte kommt, ist die hervorstechendste stets der Offizier. Er tritt zwar etwas in den Hintergrund in der volksreichen Handelsstadt Genua und verschwindet des gänzlichen in Rom; selbst in Florenz tritt er nicht gerade merklich auf. Aber in dem stillen Pisa — welche herrlichen Männergestalten vertritt er da; Figuren, gegen welche unser bestes Patriziat in der Schweiz zurückbleibt, sind hier gewöhnlich, und da ich das frühere Mal an einem Sonntag in Pisa war, welche Frauengestalten! Nicht die blendenden Schönheiten, die ich von dem Pferderennen in Rom zurückkehren sah, aber wie träumerisch-ideale Erscheinungen! Vermutlich Inhaberinnen höchst geringen individuell geistigen Wertes, aber doch Erbinnen einer großen und höchst idealen Erziehung der Nation, wovon wir bei uns keine Ahnung haben. — — — —

Mailand, Mittwoch, den 28. April 1875.

(An seine Frau.)

— — — — — — — Einige Stunden dem Anblick der großen Welt zu widmen, sei es auf dem Corso (hier Giardini pubblici), sei es an einer der belebten Straßen, Corso di Venezia, oder in der großen Passage, sind unbemerkt vorbei und lehren doch vieles.

Digitized by Google

Welcher Jammer, dieſe herrliche Nation mit ſo viel Schwindel und Koketterie und Nichtstun. Was würde in dieſem Volk für Stoff ſein für Beſſeres! Die herrlichſten Frauengeſtalten, obwohl viel ſeltener als in Florenz, wo ſie den Mittelwert ausmachen, und dem Anſchein nach zu nichts da, als um Kleider zu tragen, die ſie mit unbeſchreiblicher Grandezza und Anmut zu ihrem Vorteil zu tragen wiſſen. Welche prächtigen Männer, aber durchweg in die ekligſte Pariſer Mode gehüllt, die trotzdem den Adel der Bewegung und Haltung nicht zu lähmen vermag. Aber Schwindel, Schein, Nichtstun iſt leider Gottes das Paßwort des heutigen Italiens, und wenn man eine Stunde lang dies Gewimmel an ſich vorbeirauſchen ſieht, ſo überkommt einem ein Gefühl des Elendes, daß ſo viel Gutes in nichts verſchwimmt.

Auch dem Dom muß ich, nachdem ich an einem wolkenloſen Sonntag auf ſeinen Dächern herumgeſtiegen, Abbitte tun. Ich bleibe dabei, daß es ein verpfuſchter Bau iſt; aber die Pracht der Ausführung iſt doch überwältigend. Solche Marmormaſſen bis ins kleinſte Detail in ſo edle Förmlein, Formen ſind es nicht, gebracht, wird man außer Mailand kaum ſehen.

Bedeutſam war mir vor allem die Rundſchau über dieſes Meer von Ebenen. Die Apenninen nur noch in weiter Ferne, die Alpen kaum ſtärker angedeutet, wie ferne Wolken über der Ebene ſchwimmend. Man kann ſich dieſe rieſige Ebene nicht anders als ein altes Meer denken, was ſie auch iſt, aber wie neu und unbedeutend gegen die Campagna von Rom, welcher hiſtoriſche Größe mit ganz anderer Wucht eingeprägt iſt. Es iſt keine Zeit, davon zu reden — aber die Campagna von Rom iſt ſo großartig, als irgend ein Alpenanblick. Ich habe dort Szenen von Landſchaft geſehen, die dem Anblick von Tannalp oder Melchalp an Größe nicht weichen, ja ſie in vielen Beziehungen übertreffen. Und doch nur eine Alluvialebene, aber mit welchem Stempel gewaltiger Geſchichte! — — — — — — — — — — — —

Digitized by Google

Como.

(An seine Frau.)

Von Mailand gestern abends hierher nach Como. In mancher Beziehung, obschon Ankunft hier erst nachts, eine sehr lehrreiche Fahrt. Fast wie zum Abschied von Italien mir gegenüber zwei wunderschöne Frauen von Verona, ein Beleg, daß auch Venetien, das ich beiseite lassen mußte, zu Italien gehört. Daneben ein Eindruck ganz andrer Art. Bei Simiglone, oder wie das Nest heißen mag, tritt man aus der riesigen Ebene des Po wieder in Hügelregion, und mein Instinkt sagte es mir im Innern, daß diese Hügel aus den Alpen stammen, obwohl es schon dunkel war. Von Camerlata Omnibus bis Como und welch Gefühl, obwohl nachts, stets hinabzufahren nach dem See von Como. Ich habe noch nie geologische Eindrücke in einem dichtgepfropften Omnibus empfangen. Hier war es der Fall. Die Füße spürten im Omnibus, daß es bergabwärts zu einem tiefliegenden Rest eines alten Meeres hinabging. Aus der Ebene von Mailand hinabzufahren an einen echten Alpensee, war, obschon es Nacht war und kaum Platz, um sich zu rühren, ein Eindruck, den gewiß von der ganzen Gesellschaft niemand empfand als ich und zwar nicht mit dem Kopf, da nichts zu sehen war, sondern mit den Füßen, die das Hinabsteigen — welch merkwürdiger Eindruck! — spürten.

Ich erlaubte mir hier den Luxus, am Hafen zu wohnen, obwohl in dem geringsten Gasthof am Hafen, und nach dem, was ich durchgangen, war die Stimmung, wieder hohe Berge schwarz in den Sternenhimmel hinaufragen zu sehen mit Lichtern von hochliegenden Dörfern, eine außerordentlich merkwürdige. Ich war versetzt nach dem stillen Heiligtum von Obstalden und fühlte mich heimisch angeweht, und doch lag es wie ein Druck dabei, wieder in die Enge der Alpentäler einzutreten. Genua, mit dem ersten Wiedersehen des Meeres, wirkte aber doch, ich kann es nicht leugnen und will es nicht, größer und wohltuender. Eine Befriedigung des Gefühls blieb hier in Como nicht aus; aber eine Empfindung von Wehmut über die Enge des Daseins in den Bergen ließ sich nicht

Digitized by Google

unterdrücken. Die Menschheit als Ganzes blieb gewissermaßen zurück, der Mensch mit seiner Spezialaufgabe trat wieder an den Tag. Der ganze Aufenthalt in Italien, dies war der Kern des Eindrucks, hatte wieder den Ausblick auf die Gesamtheit unsres Daseins und unsrer Geschichte geöffnet, bei allem Leid und Weh, das sich daran knüpft, doch in Italien — anders anderswo — ein großer und erfreulicher und erhebender Eindruck, — hier tritt wieder die Aufgabe separater Wirkung vor das Auge. Der Wiedereintritt in die Vorläufer der Alpen, obschon nachts, war mir eines der merkwürdigsten Erlebnisse der Reise.

Der heutige Tag war einer Hauptaufgabe meiner Reise gewidmet, und ich habe das Ziel erreicht. Ich wollte die Berührung von Gletscherzeit und Meer sehen, und ich habe sie gesehen. Morgens halb 8 Uhr fort und abends halb 9 Uhr erst zum Essen gekommen, an einem heißen Tag, war freilich keine kleine Strapaze, zumal nach allem, was ich durchgemacht. Dennoch war der Tag ein sehr vergnügter. Como ist eine relativ große Stadt für eine Stadt in einem Alpental, 25 000 Einwohner, und hat glücklicherweise noch italienisches Gepräge, obschon an sich un povero paese. Die Lage ist, wenn man aus Norden kommt, über die Maßen schön, anders, wenn man aus dem Süden kommt. Aber doch Italien, wenn schon die Sprache schon mit dem entsetzlichen tessinischen Dialekt; aber doch Italien: Gespanne von weißen Ochsen, wie in Toskana, die ärmlichen Palazzi doch noch den Stil Italiens und am Monte Baradello doch noch einige Oliven, einige Zypressen und eine einsame Pinie, vielleicht die letzte! Wie grüßte ich diese Bäume! Aber daneben überall riesige Spinnereien und Fabriken, also wiederum Eroberungsgebiet der Mächtigen dieser Zeit; wie die riesigen Burgen in der Umgebung sagen, auch Eroberungsgebiet der Mächtigen älterer Zeit; kurzum wieder Plünderung zu gunsten der großen Städte, deren Größe man freilich teilweise auch angenehm empfunden hat. Kurz, so kehren die Eindrücke, die in Chambéry und auf der Fahrt nach der großen Welt sich aufdrängten, zurück bei der Rückkehr. Und auf Monte Goi traf ich dieselben Blumen, die mich auf der

Digitized by Google

Superga in Turin als alte Jugendfreunde erfreut hatten. Was erzählt mir alles nur meine alte Blumenliebhaberei; was für Ernte schöpfe ich auch aus diesen Jugendsympathien! O wenn unsere jungen Leute wüßten, wie das Leben kurz und welches die Zeit des Sammelns ist!

Mein Ziel in Como war eine Kiesgrube drei Stunden von hier, überhaupt eines der Hauptziele meiner Reise, und ich habe sie gesehen und bin darüber so erfreut, wie von der Bella von Tizian. Obschon von Mailand aus des genauesten orientiert, hätte ich sie nicht gefunden ohne ein Zusammentreffen mancher glücklichen Umstände. Obwohl nicht im Sonntagskleid, wandte ich mich doch in Bornate zum Glück, obwohl ich es umgehen wollte, an den Marchese Rosalis Cigalini, an den ich eine Menge von Adressen hatte und ohne den ich den Ort nicht gefunden hätte. Glücklicherweise hatte ich ein Fuhrwerk bei mir, und so kamen wir leidlich schnell an den mir wichtigen Ort, wo uns der Besitzer, Graf Arnubaldi, wie ich zum voraus wußte, ein mißtrauischer Herr, doch die Sache sehen ließ, eine kleine Kiesgrube, wo ich Meeresmuscheln in dem Sand einer gewaltigen Moräne sammeln konnte. Meer, und zwar sehr altes Meer, und Gletscher vom Gotthard und vom Splügen beieinander, Rollsteine, von Bohrmuscheln durchlöchert, mit Ritzen von Gletschereis! Ich bin sehr glücklich, dies gesehen zu haben! — Bei Signor Arnubaldi wurde dann endlich Wein serviert, aber leider nur ein Glas, während ich Barbar eine Flasche hätte verdauen mögen. — Bei dem Marchese stiegen wir wieder ab und wurde mir ein Spaziergang im Park mit der Marchesa zuteil, der ich wahrhaftig in meinem Reisehabit nicht wagte, wie ich es hätte tun sollen, den Arm anzubieten, in einem Wald von freiwachsenden Kamelien, jetzt in vollster Blüte, den zu denken die Phantasie im Norden nicht ausreicht. Ein Garten, etwa von der Ausdehnung der Anlagen vom Wenkenhof, alles nur Kamelien, wie Gestrüpp, Bäume von 20' Höhe, über und über voll Blüten, dabei Lorbeerkirschen mit ihren weißen Blütensträußen von gut 30—35' Höhe und überall diese Blütenpracht, Zedern,

Digitized by Google

Araukarien aller Arten, Zypressen, die schwarzen Wipfel in den blauen Himmel streckend. Selbst im Garten Boboli in Florenz habe ich nicht solche Pracht und solchen Luxus von Gartenanlagen gesehen, wie in diesem einsamen Landgut eines Mailänder Herrn.

Daß es mich interessierte, ein Familienleben der großen Welt Italiens auf dem Lande zu sehen, wirst Du begreifen. So klein mein Ziel, so hat es mich doch nun an manchen Ort und in Verhältnisse geführt, die wenigen zugänglich sind und mit ein Stück Menschenkenntnis bringen. Und ich muß gestehen, daß die Einfachheit und die Natürlichkeit, in welcher diese Leute leben, die selbstverständlich große Landbesitzer sind, Weinbauer, Seidenzüchter, mit der bezüglichen Literatur wohl vertraut (sowohl Rosalis als Arnubaldi sprechen deutsch, für Landwirte in Italien kein geringes Kompliment, da von Professoren ich nur bei Meneghini in Pisa diese Bildung antraf, obschon ich natürlich allenthalben den Herren diese Höflichkeit ablehnte) — die Einfachheit dieses Landlebens, sagte ich, sprach höchst wohltätig an. Das ist meines Erachtens das Beste, was der Mensch an Weltlichem erreichen kann, Bildung auf Boden guter Tradition und Landleben, veredelt durch Geschmack und Kultur großer Welt. — Wie anders würden diese Herren wohl in Mailand gewesen sein und gar erst die Damen!

In Como zog ich wieder zu Fuß ein, mein altes Ränzel mit mir voll Steine, das schon so viel Steine getragen von Sizilien bis Como. Mit Schmerzen sehe ich, daß es am Brechen ist; ob auch ich? Ich kann mich doch besser wehren, und ich wehre mich! — Morgen wartet wieder eine Strapaze, eine andere Kiesgrube in der Nähe von Mendrisio. Aber abends ist es mir doch ein Vergnügen, obschon gewaltig müde, bei einer Tasse im Café zu sitzen und die Sachen, die der Tag gebracht, zu notieren. Hätte ich mir nur etwas von dieser herrlichen Sprache aneignen können! Aber dazu reicht die Zeit nicht, auch darauf Fleiß zu verwenden, und welche Beschämung, wenn man glaubt, irgend eine Anfrage im besten Italienisch appliziert zu haben, nicht selten mit Französisch sich beantwortet zu sehen! Wie unendlich fern liegt uns die Grazie

Digitized by Google

und der Wohllaut dieſes herrlichen Verkehrs. Nur der Troſt bleibt mir, daß man mich nirgends für einen Deutſchen gehalten. Aber für die einfachſten Fragen, die man im richtigſten Italieniſch geſprochen, nicht verſtanden zu werden, weil lediglich die Kadenz, der Wohllaut fehlt, iſt hart, ſehr hart! Das ſind die Barbaren! Glücklich, daß mir wenigſtens die Empfindung des Unterſchiedes nicht fehlt und daß ich von meiner Reiſe wenigſtens den Eindruck behalten, daß Sinn für Schönes bis ins kleinſte Detail da iſt. Ich weiß ganz gut, wie man „Porto“ (Hafen) ausſpricht; aber trotz aller Verſuche, dieſes zweiſilbige Wort mit Grazie auszuſprechen, verſteht ſelbſt hier, wo ein entſetzlicher Dialekt herrſcht, der gemeinſte Straßenjunge nicht, was man ſagt, wenn man nicht eine Erklärung beifügt.

Für heute, wieder 12 Uhr nachts, gute Nacht!

Dein

L. R.

Bellagio, 30. April 1875.

(An ſeine Frau.)

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Daß Villa Serbelloni, wenn man aus dem Norden kommt, in Entzücken verſetzt, begreife ich ganz gut. Von Süden her iſt ſie nur noch ein ſchwacher Abglanz der Riviera, unter ungewöhnlich günſtigen Verhältniſſen in eine Alpenlandſchaft verſetzt. Das beſte daran iſt, daß nichts gekünſtelt iſt. Palmen und dergleichen, Aloë u. ſ. f. iſt „povera roba“. Einige Zwergpalmen mit etwa 8 Fuß hohem Stamm kümmerlich durch 6 Stützen in die Höhe gehalten; eine Anzahl, zwar im Freien wachſender Datteln, wovon einige einen armſeligen Blütenſtrauß trieben; die übrigen, wie man ſie bei uns in Gewächshäuſern ſieht, ſahen wie importiert aus, um ſo mehr, wenn unter ihrem Schatten unſre Sternblumen ſich Luft machen. Immerhin iſt der Lorbeer noch natürlich, eine Sache, mit der man ſchon zufrieden ſein kann, gegenwärtig in voller Blüte; ſelbſt einige immergrüne Eichen halten ſich noch wacker; die Oliven

Digitized by Google

strengen sich an, doch noch eine Figur zu machen; aber der Gesamttypus ist Alpental mit ausnahmsweise südlichen kleinen Situationen.

Im ganzen ist Bellagio und Villa Serbelloni in vielen Beziehungen mit Brunnen und Axenstein zu vergleichen; aber Morschach mit dem Luxus seines Grün, mit seinen Tannenwäldern und Nußbäumen ist naiver, natürlicher und daher größer und wohltuender als dieses Pflegekind hier, und die Schneegebirge, die vom Veltlin her in diesen südlichen Garten hinabschauen, vollenden den Eindruck, daß man sich in ausnahmsweisen Verhältnissen findet, während sie in Brunnen zu der Landschaft gehören. Doch habe ich mich an einem wirklich prachtvollen Frühlingstag, im Gesang der Nachtigallen, dieser schönen Natur aufrichtig gefreut, bis ich, was ich Unbefangener nicht wußte, entdeckte, daß die ganze Villa Dependance ist des Grand Hôtel de la Bretagne. So war meines Bleibens nicht mehr! Befrackte Kellner, die mich schließlich den Weg zu dieser und jener Palme führen wollten — nein, jetzt rettete ich mich ins Freie, ließ auch das Halbdutzend andrer Villen beiseite, schließlich noch geschreckt durch ein Paar armselige Kamelien im Freien, die man mir zeigte (nach dem Kamelienwald in Bernate!) und habe im Freien allerdings den See von Como und Lecco in einer Größe gesehen, wie ihn die betreffende Welt, die über die Mauern von Serbelloni nicht hinausgeht, nicht kennt!

Zwei starke Stunden steil bergauf führen auf der Straße, die von dem Vorgebirge von Bellagio mitten durch das Gebirge zwischen den beiden großen Ausläufern des Comersees in die Brianza zieht, nach Civenna, einem Bergdorf, von wo man den ganzen See von Lecco bis zur Stadt Lecco und bis fast nach Bergamo hinaus erblickt; unten noch guter Ölwald, so gut als er hier unten noch fortkommt; allmählich dann Kastanien, leider erst mit den allerjüngsten Blattsprossen, noch höher Wiesen, immer mit herrlichen Kastanienbäumen, an welchen wenigstens der edle Bau des Skelettes erfreute; Frühlingsblumen, wie ich sie vor sechs Wochen im Waadtland antraf, aber daneben eine Anzahl von guten Bekannten aus Süd-Wallis oder Dauphiné, kurz ein merkwürdiges Gemenge von Süd und

Digitized by Google

Nord, am häufigsten unsre weißen und gelben Gaißenblumen, unser Leberblümchen, aber dabei echt südliche Formen und vor allem immer als Gestrüpp Ottos Ruskus von St. Triphon und Bex. Der Weg ist vollkommen ähnlich wie der Dir bekannte von Morschach über Schilti nach Tanne über Sissikon; nur ist man auf viel bedeutenderer Höhe über dem See als dort, und neben die Gaißenblumen mischen sich schon die großen Gentianen, G. acaulis, die jetzt schon in schönster Blüte prangten, immer unter Kastanien, ein sonderbarer Anblick. — Gegenüber hat man Hochgebirge echtester Art: der Legnone im Veltlin, zwar nur die weiße Kuppe zeigend, aber der Resegone di Lecco von seiner schneeglänzenden Zinne in mächtigen Felswänden und schwarzen Schluchten bis in die Olivenwälder von Abbadia und Mandello unten am See abfallend. Beginn des ewigen Schnees und immergrüner Bäume, denn auch die wenigen Gehölze über Abbadia schienen mir aus immergrünen Eichen gebildet zu sein, ohne Unterbrechung in einer Berghalde ineinander übergehend — solche Kontinuität von Nord und Süd war mir allerdings neu; wahrlich ein Anblick, gegen den das Puppenkind von Villa Serbelloni verschwand. Obschon etwas schüchtern mich wieder nach Norden wendend, freute ich mich aufrichtigst des großen geographisch und landschaftlich so bedeutenden Bildes und freute mich, gestehen zu müssen, daß trotzdem, daß Oliven und selbst Kastanien fehlen, unsre schweizerischen Alpenseen nicht weniger groß sind. Der See von Lecco wird vielleicht am besten verglichen, wenn man an die Bergwände des Urner und Wallenstadter Sees die Ufer von Montreux und Villeneuve setzt, immerhin mit dem unbeschreiblich wirksamen, traurig-schönen Grau, das den Oliven und den immergrünen Eichen angehört. Von Orangen und Zitronen indes nichts mehr! Auch nicht mehr die herrliche Meerfichte der Riviera, sondern nur unsere immerhin noch südlich aussehende Föhre.

Civenna ist ein kleines Bergdorf, das den See so vollständig als möglich beherrscht, etwa 1500' über dem Spiegel liegend. Eine ärmliche Osteria mit dem gewöhnlichen dunkeln Gewölbe, in

Digitized by Google

das einzutreten man sich fast fürchtet, aber davor mit den herrlichen Reblauben, trug als Signatur eine etwas stark nach pfäffischem Latein riechende Devise: Bibite, manducabite et vita remanebit, die aber doch meinen Verhältnissen sehr angepaßt war, da das, was hier als vita bezeichnet war, allerdings nachgerade ziemlich tief steht, wenn auch die innere vita, von der der Autor dieses edeln Spruchs vermutlich wenig Notion hatte, wie ich glaube, nicht verloren hat. Und allerdings wurde mir hier, noch am Tag vor meiner Rückkehr aus dem Süden, eine Überraschung zu teil, die die Mühsale des kleinen Ausfluges mich vergessen ließ. Den Wein brachte mir ein Bergamaskermädchen, von dem ich schwören könnte, daß es die Schwester des herrlichen Knaben Johannes war, den Raffael in den Uffizien von Florenz hinterlassen. Und warum sollte das nicht wahr sein? Hat Raffael seine Typen nicht auch in der Natur, in der Wirklichkeit gefunden? Und vor allem sein Johannes ist nicht ein Süditaliener, sondern Norditaliener; es war der Bruder dieses Mädchens; dieselben großen träumenden Augen, derselbe herrliche Mund und dies kastanienbraune Gestrüpp von wildem Lockenhaar, das das herrliche Köpfchen vermutlich in zweierlei Sinn belebte, das ist das Lockenhaar von Raffaels Johannes. An dem Tage der Abreise von Florenz hatte ich noch das Vergnügen, eine Albanerin in der vollen Pracht ihrer Kleidung am Lungarno anzutreffen; offenbar in Florenz ein seltenes Vergnügen, denn alle Welt stand still und schaute ihr nach, und wie ein Lachen des Südens bot mir noch dies Bergamaskerkind den Wein von Lecco, den ich nicht so bald wieder trinken werde.

Warum, sobald man unterscheiden gelernt, was Bleibendes und Vergängliches an der Schöpfung irgend welcher Art sich findet, nicht des Großen und Schönen, das sie bietet, sich freuen? Darf man nicht einen Augenblick wieder naiver Mensch sein? Und kann man es anderswo als in Italien? Und gehört Menschennatur nicht zu dem besten, was Italien hervorgebracht und schöner noch in diesem natürlichen Bergkind als in der verfeinerten Welt der großen Städte? So hatte ich doch wieder das Vergnügen, daß

Digitized by Google

meine früh erworbene Unabhängigkeit mich außer dem Bannkreis, in welchem sich die so armselig reisende Konvenienz-Welt, die nach Murray oder Bädeker oder dergleichen reist, ohne irgend einen Schritt über die Sphäre der vorgeschriebenen, von dem ganzen Ekel von Appendix der Reisewelt beladenen Wege in die Umgebung der großen Gasthöfe hinaus zu machen versteht, nun wieder auf diesen Berghöhen und in dieser finstern Locanda zur Kenntnis gebracht hat, was die Natur bietet. Aber um das zu finden, bedarf es eben Unabhängigkeit, die zu erlernen keine kleine Sache ist und früh begonnen werden muß. Ohne diesen Trieb und Willen, unabhängig zu sein, hätte ich mich den Tag hindurch auf der Bahn der deutschen Kellner in den Villen herumgetrieben; so habe ich von dem Land, das ich nicht gerade mit günstigem Vorurteil betrat, einen echten und vollen Eindruck gewonnen, der den an rote Bücher Gebundenen verschlossen bleibt.

Den Abend habe ich mit einem alten Fischer zugebracht, auf einem Stein am Hafen hockend, wie ich glaube auch besser als in einem Speisesaal eines Hotels.

(An seine Frau.) Bitznau, 3. Mai 1875.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

In Airolo stieß ich sofort auf Bekannte, den Inspektor der Gotthardbahn, Keller von Basel, den Geologen der Bahn ꝛc. Kurz, ich traf den ganzen Generalstab der Gotthardbahn beisammen mit den Summitäten aller Rangstufen.

Dies war der Anlaß, einen Vormittag bei so günstiger Gelegenheit dem Tunnel zu widmen, da ich unter keinen andern Umständen so leicht Zutritt zu diesen Arbeiten haben konnte, überall von den Vorstehern der verschiedenen Departemente begleitet. So habe ich die Werkstätten gesehen, die Maschinen hat man mir arbeiten lassen, und ich bin im Tunnel bis auf 800 Meter hineingekrochen. Allerdings kein geringer Anblick, wenn man es einen Anblick nennen kann, von der Sohle bis zum Kopf in schwarzes

Digitized by Google

Leder gehüllt, sicherlich wie die barmherzigen Brüder, welche in Florenz mit Fackeln die Leichenzüge geleiten, bis über die Knie im Wasser watend, von oben her unablässig mit Sturzbächen, die aus den Felsen dringen, übergossen, in dem Gewimmel von Pferden, schwarzen, mit Lampen behängten Gestalten, durch Rollwagen, Sprengarbeiten, unter dem wie Bataillonsfeuer anzuhörenden Geschmetter der Bohrmaschinen, nur überdröhnt durch die dumpfen, alles erschütternden Detonationen noch tiefer im Eingeweide des Gebirges, über Balken, Gerüste, Felsblöcke, Maschinen sich im unsichern Schein einer rotflammenden Öllampe eine halbe Stunde weit in das Innere eines von Gletschern beladenen Gebirges seinen Weg zu arbeiten. Also Anblick ist kein passender Ausdruck; alle Sinnesorgane sind in der größten Spannung, und noch stärker ist die Spannung der allgemeinen Empfindung, die hier gleichzeitig die Ausführung einer der größten Unternehmungen, welche der Mensch mit seinen Hilfsmitteln zustande bringt, im Werke sieht und gleichzeitig sich sagen muß, daß die Gesetze natürlicher Erdgeschichte, Aufbau von Gebirgen ältesten Datums zur Scheide zwischen Erdabschnitten überwältigt und zu nichts gemacht werden, um dem Willen und der Begehrlichkeit des Menschen — denn dies ist der Kern der Sache, die Begehrlichkeit des Menschen — durch die mächtigsten Schranken der Erdgeschichte hindurch Bahn zu schaffen. Das vermag allerdings der Wille des Menschen, und man erschrickt ob der Gewalt. Noch besser und lehrreicher ist aber die Vergleichung mit sich selbst, d. h. mit der eigenen Erfahrung, daß ja in dem eigenen Innern dasselbe vor sich geht, daß auch da der Wille und die Begehr durchbricht, was an glaublich Solidem und von Menschendasein an ererbter Natur vorhanden ist. Dieser Alpendurchbruch mit dem ungeheuren Aufwand des riesigsten von erlernten Hilfsmitteln ist nur ein Stück allgemeiner Menschenpsychologie, und wollte man sich bequemen, anzuerkennen, daß man an sich immer erst ein Stück der Menschheit ist, so könnte sich jeder sagen, daß er solche Tunnelarbeit durch von Gott geschaffene ursprüngliche Verhältnisse in sich selbst herumträgt.

Digitized by Google

Welcher Kontrast, Anstrengungen und Leistungen der Art und die Leistungen und Anstrengungen, deren Ergebnisse Florenz und Rom erfüllen! Das verträgt sich allerdings nicht miteinander. Zwei gewaltig verschiedene Zeitalter habe ich so in kurzer Zeit nebeneinander wirken sehen. Beide in ihrer Weise groß, aber das eine groß durch Abstraktion, durch Idee, das andere durch Schaffung von Konkretem, durch bloßen Willen im Dienst der Begehr. Grell, aber durchaus richtig ist die Signatur: dort Versuche, Ideale in Form zu bringen, hier der Trotz, alle Hemmnisse der Begehr zu überwinden. Welches Zeitalter ist größer, oder besser, welche Ziele der beiden Zeitalter waren größer? —

Und die Eisenbahn wühlt schon jetzt tief unter diesem selben Boden, wo sich jetzt noch unter grellem Licht der Wirklichkeit und des Kontrastes der herzlose Nord und der in seinem geistigen Reichtum und in seiner geringen körperlichen Kraft doch so lichte Süd begegnen, um diese Arktik des Menschenherzens über die ganze Suavität eines südlichen Altertums auszugießen. Und man spricht von Fortschritt des Menschengeschlechtes! Gott, was für ein Vergleich, den Mensch zu sehen im Gotthardtunnel, die Art der Kräfte zu erwägen, die das zustande bringen, und den Mensch zu denken und die Kräfte zu vergleichen, die ihn antrieben, die Sala delle Muse im Vatikan oder die Loggien in Sta. Croce von Florenz zu schaffen! Was sind das für verschiedenartige Motive! Und beiderlei liegen friedlich beisammen im Herzen eines Jeden, und es frägt sich nur, welches den Sieg gewinnt. Aber jetzt nicht mehr. Wie sollte im Einzelnen das Ideal sich Luft machen, wenn in der Gesamtheit nur Trotz und Begehr lebt? Und darum, wo das Ideale doch durchbricht, die arme Not, auf die Gegenwart zu verzichten und das Ideale in der Zukunft zu suchen. Wenn auch in jeder Beziehung richtig, so ist es doch traurig genug, daß, was das Altertum noch an irdischem Ideal besaß, die Gegenwart nur noch für den Himmel hofft. Aber noch trauriger, daß sie es nicht mehr in sich selbst zu suchen den Mut hat, sondern dem Kultus verpachtet. Ob wir etwas in der Art der Abstraktion dem Alter-

Digitized by Google

tum voraus sind? Die Arbeit ist dem Dampf übergeben, das Gefühl der Mode, die Hoffnung der Geistlichkeit; wer diese drei Triebkräfte, welche die Existenz erträglich machen, in sich sucht, heißt ein Narr. — Wenn ich einen Antrieb nötig gehabt hätte, auf dieser Bahn eines Narren zu bleiben, so hätten die verflossenen 6 Wochen ihn mir bieten können. Es war nicht nötig. —

Clermont-Ferrand, 6. April 1876.

(An seine Frau.)

In Italien schwebt über den Eindrücken des Tages, mögen sie ausfallen wie sie wollen, ja über allen Strapazen, die eine Eilreise, wie die meinigen alle sind, mit sich bringt, ein großer und guter Geist, der über Kleinigkeiten und Mühsale weghilft und stets eine Atmosphäre von Adel und Altertum sichert. In der Schweiz übt die Landschaft einen ähnlichen Einfluß, d. h. verschieden nach Art, aber doch helfend und hebend. In Frankreich finde ich derartige unsichtbare Hilfe nicht. Fände ich sie nicht in mir, so würden diese Tage, die ich in Frankreich zubringe, zu den sehr betrübten zu zählen sein. Du wirst dies auch in meiner armseligen Korrespondenz empfinden, und wenn ich doch versuche, dir mehr als bloße unwesentliche Ergebnisse der Reise, Frühstück und Nachtessen und dergleichen zu melden, so darfst du mir es schon etwas anrechnen. Es braucht guten Humor, um in der Stimmung, in der ich bin, Briefe zu schreiben.

Immerhin habe ich heute seit meiner Abreise von Burgdorf zum erstenmal Sonne, und das darf mich wohl ermuntern. In Lyon hörte ich von sonnigen Tagen, aber gesehen habe ich sie nicht; und seither ist heute der erste Tag, da ich blauen Himmel sehe. Ich habe deshalb auch den Tag der Sonne gewidmet, da schlechte Aussicht ist für Andauer.

Ich habe mich entschlossen, anstatt direkt nach Toulon zu gehen, das vulkanische Gebiet Frankreichs ganz, wenn schon eilig durchzureisen, und habe einen Tag noch Clermont geopfert. Dazu forderte

Digitized by Google

schon die Misère in Puy auf, wo wirklich Mut nötig war, um auszuhalten; immerhin bin ich schließlich nicht unzufrieden, dort gewesen zu sein. Von der überaus pittoresken Gegend habe ich freilich in dem entsetzlich traurigen Wetter soviel als nichts gesehen; dennoch habe ich manches gelernt. Obschon mit viel Zeitaufwand bin ich auf ziemlich intimen Fuß gekommen mit einem alten Herrn, Mr. Aymard, dessen Name mir seit zwanzig Jahren bekannt ist, als Faktotum von Le Puy, ein Peter Merian für die Provinz Velay, klein, armselig, ich möchte sagen schmutzig, und doch ist alles Gute, das Puy hat — und es hat vieles — nur sein Werk. Alle Anlagen, alle großen Gebäude, alles was von wissenschaftlichem Antrieb da ist, hat er in einem mühevollen Leben von bis jetzt 76 Jahren zustande gebracht und dabei alle Direktionen, alle hohen Stellen verschmäht, um intakt und unangreifbar zu bleiben. Ein sehr unbequemer Herr, und doch glaube ich seine Freundschaft erworben zu haben. Es tut wohl, solche Persönlichkeiten kennen zu lernen, und die Zeit von drei sauren Tagen, die ich darauf verwandte, ist vielleicht doch nicht vergeudet. Solches in Frankreich zu finden, wo alles vom Staat lebt, ist gewiß eine Seltenheit, und ich glaube, daß Herr Aymard nicht allen Leuten zugänglich ist. Ich war mit ihm überall, auf dem Viehmarkt, auf dem Gemüsemarkt, und habe von den Leuten aus aller Nachbarschaft, die ihn alle kennen bis in die weiten Berge dieser Provinz hinein, allerlei gehört und einen ganzen Nachmittag daran gegeben, ihm in seinem Garten Veilchen pflanzen zu helfen und Unkraut wegzuschaffen. „Je vois bien, que vous êtes un piocheur comme moi", sagte er zu mir zum Abschied und von diesem alten Kauz konnte ich dies schon als Kompliment annehmen.

Die Reise hierher nach Clermont bezweckte, wie gesagt, die Auvergne in engerem Sinn (Puy ist in Velay, das alte römische Velaunum) kennen zu lernen, und morgen auf dem Weg nach Süden, den Cantal, die dritte vulkanische Provinz von Frankreich. Der heutige Tag war fast wolkenlos, am Morgen sehr kalt und überall starker Reif. Die Reise geht über ein mächtiges Hochland von zirka 3500′ Höhe, von wo nach allen Seiten Schneeberge,

Digitized by Google

hauptsächlich die Kette der Forez zwischen Loire und Rhone, sichtbar waren. Berge von doch 5000', ein merkwürdiger Anblick! Dann fällt die Eisenbahn sehr stark in das Tal des Allier, die eigentliche Auvergne, ein überaus merkwürdiges Land. An sich und namentlich jetzt, wo noch kein Grün da ist, trostlos, aber voll Interesse. Alles Gneiß, mit einer Unzahl von vulkanischen Kegeln, die aller Orten emporschießen, oft in prachtvolle Basalt-Orgeln erhärtet und selbstverständlich jedes Riff, jeder Kegel mit einem pittoresken Schloß oder historisch bedeutsamen Ort geziert.

Altes Römerland. In der Nähe von Clermont wurde bei Gorgovia, noch heute so genannt, Cäsar von Vercingetorix geschlagen. Überall wimmelt es von römischen Überresten, die überbaut sind von den mächtigen Geschlechtern des gallischen Mittelalters. Wie beklage ich, die französische Geschichte nicht besser zu kennen auf dem Gebiet, wo die Schlösser von Polignac, von Montgirod, von Montuegnoire und wie das alles heißen mag, stehen und Erinnerungen von gallischer, römischer und Richelieu-Zeit herabrufen! Gleichzeitig muß im Sommer diese Reise überaus schön sein. Alles pittoresk; an allen Ecken und Enden alte Bauten; auf einer Landschaft, die wirklich am besten eine Mondlandschaft zu nennen ist, das heißt nichts als Basalt, Lava, kurz die phlegräischen Felder Frankreichs. Zahllose Puys (Vulkankegel), hier und da mit Kratern und Kraterseen wie im albanischen Gebirge um Rom, und im Westen, jetzt im Schneekleid wie Hochgebirge, die ebenfalls vulkanischen Gebirge des Mont Doré von 6000' Höhe.

Leider in dieser Landschaft, die lebhaft an die Umgebung von Rom erinnert, eine von Rom unsäglich verschiedene Bevölkerung. Die Häuser schwarze Lavahaufen; das Volk über alle Maßen gering und ärmlich, offenbar gebeugt und gebrochen unter der Wucht der Barone und ähnlicher chieftains, die seit der Römerzeit bis in die Zeit Louis XIV. in all den zahllosen Schlössern hausten, die fast alle von Richelieu gebrochen worden; das waren die „grands Jours" von Le Puy, wo alle diese Barone unter dem Schwert des Henkers fielen und alle ihre Burgen in Trümmer sanken. Nur die Kirche blieb allmächtig in diesem Land und ist

Digitized by Google

es noch heut. Bigott, beschränkt, die Weiber an vielen Orten mit Messingringen um den Kopf; ein wahrhaftiges Symbol der Intelligenz, die hier herrscht. Ich suchte vergebens einen solchen Ring zu kaufen. Aber ich denke, daß diese Ringe in spätern Jahrhunderten ihre Spuren auf den Schädeln werden sehen lassen, und daß sie in der Geschichte des Landes eine Rolle spielen. Messingringe um das Gehirn — das ist der Charakter der Auvergne.

Das Gerippe von Frankreich habe ich nun seit St. Etienne ziemlich kennen lernen. Von Lyon immer aufwärts bis St. Etienne — wovon etwa mündlich — und dann in die obern Täler der Loire, gegen Puy schottische Glens, im höchsten Grade wild; bis man in die vulkanischen Gebiete des Velay eintritt, die in Puy zu höchster Entfaltung kommen, nichts als Basaltkegel und alte Vulkane. Dann das mächtige Plateau, von dem man die Quellgebiete der Loire und der Gironde überblickt; dann die Taltiefe der Limagne und von neuem die gewaltigen Kegel der Auvergne.

Wie sehnte ich mich, den Puy de Dôme zu besteigen; hier in drei Stunden erreichbar, obwohl noch mit ordentlich viel Schnee. Aber die Zeit reicht nicht. Doch war ich in den Bädern von Royat am Fuße des Puy de Dôme. Den heutigen Nachmittag habe ich dort zugebracht. Auch alte Erinnerungen. Ursprünglich römisch und noch heute in dem neumodischen watering-place keine andern Affichen, als Hotel de César, Bain de César, Sources de César ꝛc. Mir waren noch vorcäsarische Erinnerungen angelegen. Die Bäder von Royat liegen in einer Schlucht des Puy de Dôme, ausgefressen in einem alten Lavastrom; Landschaft ähnlich wie Bex, abgesehen von dem Hintergrund, der dort Gletscher trägt; hier Lavaströme, unter deren Ende aber die Bäche ähnlich zum Vorschein kommen wie unter den Gletschern von Lavarrez. Jetzt alles nur eine Folge von Hotels, Villas, Cottages für französisches Highlife, und prachtvolle Kastanienwaldungen wie um Bex. Zum ersten Male seit meiner Abreise habe ich mir hier den Luxus erlaubt, in einem armseligen Restaurant eine Forelle zu speisen, der Ruhm der Feinschmecker in Frankreich, Truites de l'Auvergne!

Digitized by Google

Paris, 25. September 1876.

(An seine Frau.)

Diesen Tag habe ich bereits reichlich verwendet. Vor allem besuchte ich meine alten Quartiere, obschon meine alte Straße Rue de la Harpe nicht mehr existiert. Es war ein höchst eigentümliches und nicht unangenehmes Gefühl, diese alten Orte wiederzusehen. Wenn ich schon die Straßen nicht mehr sicher auffand, so war mir doch die Physiognomie der Stadt, wie wenn ich vor ein paar Monaten hier gewesen wäre. Und welche Verschiedenheit der Lage damals und jetzt! Welche Aufforderung und Nötigung zu Vergleichungen — und doch konnte ich mir sagen, daß die Hauptsache gleich geblieben. Ich habe noch kaum je in solchem Grade einen Maßstab an mich legen können, wie heute, wo ich mich wieder an den Stellen bewegte, wo ich ja meine Lebensaufgabe aufgebaut habe.

Um 10 Uhr war ich schon, nach Durchsuchung des ganzen Quartier latin nach alten Erinnerungen, im Jardin des Plantes, dem Ziel auch meiner jetzigen Arbeit. Welche Stimmung, mich wieder dort zu sehen! Es half mir dies, den etwas sehr formellen Antworten auf mein Begehren sehr entschieden zu begegnen, so daß ich von 10 bis 3 Uhr schon an der Arbeit saß, wie vor 25 Jahren. Von den großen Herren habe ich nur noch Milne Edwards, Vater und Sohn, gesehen. Aus meiner Zeit ist natürlich fast alles gestorben, und die neuen Beamten rissen die Augen auf, als ich ihnen sagte, daß ich mit Duvernoy, Laurillard, Cordier ꝛc. hier gelebt. So wird man hier für andre Personen alt und wie fossil. Für mich konnte ich sagen, mich in meinem Denken nicht viel verändert zu haben. Von allen Reisen der letzten Jahre hat natürlich die gegenwärtige an psychologischem Interesse und ich möchte sagen an biographischem am meisten an sich.

Im übrigen habe ich Paris eben Paris gefunden. Von 3—5 habe ich noch den Jardin des Plantes, d. h. den Tiergarten, besucht, der eben doch — auch abgesehen von dem außerordentlichen

Digitized by Google

historischen Interesse — überaus groß angelegt und gegenwärtig vortrefflich bevölkert ist. Elefanten, Flußpferde, Giraffen, Zebras, alle möglichen Antilopen, Bisons und dergleichen in Herden, eine Menge von afrikanischen und ostasiatischen Raritäten und das Ganze doch groß und vortrefflich gehalten. Es war eine große Lust, bei prächtigem Wetter das alles anzusehen.

Von 5 bis nachts habe ich noch ein gut Teil des alten Paris gesehen. Fast alle die Boulevards, Place Vendôme, Tuilerien, Palais royal, Rue de Rivoli durchwandert, alles so durchaus vertraute Sachen und doch wieder groß. Immerhin ist mir sicher der Eindruck etwas deprimiert worden. Kein Zweifel, daß Paris an Pracht und Luxus des öffentlichen Lebens den italienischen Städten, die ich nun der Reihe nach in so großer Zahl gesehen, unendlich voraus ist; aber welch riesiger Unterschied gegen Rom! Paris ist ein Vergnügungsort, Rom eben unter allen Umständen eine riesige antike und unauslöschliche Wahrheit. Welcher Kontrast zwischen den Ruinen des Hotel de ville und der Tuilerien gegen die Ruinen Roms! Und welcher Kontrast zwischen dem Luxus des Boulevard des Italiens und dem Luxus von Via Calzajoli in Florenz oder Canal grande von Venedig oder Via Balbi in Genua! Welche geistige Anregung in allen Städten Italiens, selbst den kleinsten, wie etwa Brescia, Bergamo nicht ausgenommen, gegen Paris, wo alles nur ewig moderne Wohllebigkeit und Genußsucht an der Stirn trägt und nichts von dem Adel, der über den verkommensten Städten Italiens thront! So verlassene Orte wie Perugia, Assisi, Arezzo, welch noble Sprache, welch großartige Vergangenheiten führen sie ins Feld im Vergleich zu Paris, wo höchstens Gebäude wie Notre Dame, Tour St. Jacques und dergleichen etwas von bleibender Größe an sich tragen!

Selbst die elenden Städte der Auvergne, Le Puy, Clermont-Ferrand, bieten in dieser Beziehung fast mehr als Paris. Und welch andere Stimmung, durch Piazza di Spagna in Rom oder über den Platz San Marco in Venedig zu schreiten, als über Carrousselplatz und Champs Elysées in Paris!

Digitized by Google

Für heute genug. Es ist 11 Uhr, und um 7 Uhr beginnt die Arbeit im Jardin des Plantes. Auch heute hatte ich im Lärm der Boulevards stets die sonnigen Berge von Eggiwil und Schangnau im Kopf. Für Paris wäre ich nicht geschaffen. Ich bin gern hier, und man ist augenblicklich heimisch; aber es imponiert nicht, während in Italien alles imponiert. Lyon verschwindet selbstverständlich neben Paris; aber Marseille hat bei allem Luxus mehr Rasse als dieser große Vergnügungsplatz, an welchem Frankreich schon so oft sein Bestes verblutet hat.

Paris, 30. September 1876.

(An seine Frau.)

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Das ist vielleicht das einzig Unangenehme in Paris, die Leichtlebigkeit, daß man gleich zu Hause ist und daß für alles an jedem Ort gesorgt ist. Das stumpft auch die Eindrücke ab. Wie höre ich auf, wenn ich etwa neben mir italienisch reden höre, oder wie erwache ich, wenn mir, was fast täglich auf meinem Weg geschieht, einige zerlumpte Italienerinnen aus dem Römischen in ihrer Landestracht begegnen! O Land voll Charakter und voll Poesie, welch andere Natur bietest du, als diese Heimat aller Raffinerie, wo alles, alles, was man begehren kann, auf tausend Tellern parat liegt und über dieser Sorge für den Moment alle Vergangenheit entschwunden ist! Ich finde, daß das Leben in Paris trostlos ist im Vergleich zu allem, was ich in Italien kenne. Nur der Moment ist hier Meister, aber bis zum Exzeß bedacht, und dies nimmt der Riesenstadt doch den Charakter von Geist. Man lebt in einer kleindenkenden Welt; wenn nicht einzelne alte Gebäude, wie Musée de Cluny, Tour St. Jacques u. s. f. da wären, so würde man sich entsetzlich einsam und in geringer Gesellschaft finden, während man in dem toten Pisa, in dem engen Bologna, in dem kleinen Bergamo das Gefühl hat, bei großen Herren zu Hofe zu sein, auch wenn man einsam durch finstere und schlechte Straßen wandelt.

Digitized by Google

In Paris ist man bequem; aber wer etwas mehr verlangt, als Bequemlichkeit, ist einsam. Von Rom zu reden wäre töricht. Verschwände Paris, so hätte die Erziehung der Menschen wenig verloren. In Rom würde der Verlust des geringsten Quartiers der Erhaltung des Begriffs von Größe — doch wohl eines der wichtigsten Requisite für Fortbestand der Würde unsres Geschlechts — die tiefsten Wunden schlagen — — — — — — — —

Paris, Sonntag, 1. Oktober 1876.

(An seine Frau.)

Was soll ich nach einer Reise von zwölf Stunden anderes tun, da es erst 9 Uhr ist, als Dir von dem heutigen Tag erzählen, der Dich vielleicht mehr interessiert als der Bericht von gestern? Denn eine Reise kann ich den heutigen Sonntag den 1. Oktober nennen, ein Regentag in aller Form. Daher unmöglich, nach dem Bois de Boulogne und St. Cloud zu gehen, wie die Absicht war. In Paris kann man indessen nicht verlegen sein, wie Regentage zubringen, und Du kannst Dir wohl denken, daß der Louvre in erster Linie stand. Von 10—5 Uhr habe ich die Säle der alten Skulpturen und der Malerei durchwandert; um 6 erst kam ich wie gewöhnlich zum Mittagessen, das ich nach alter Weise, wie seinerzeit mit Studer, bei Lucas, Place de la Madeleine, nehmen wollte. Lucas ist zwar noch da, aber in ein englisches Restaurant umgewandelt, vor dessen Glastüren „english spoken“ ich doch stehen blieb, da ich ein Mittagessen, das ich zwar, seit 8 Uhr morgens ohne etwas im Magen als einen kleinen Kaffee, wohl verdient hätte, sicher um das doppelte teurer hätte bezahlen müssen als in meinem einfachen Etablissement de Bouillon, wo ich mir nur den Sonntagsluxus eines Schoppens Wein à 1. 10 statt zu 0. 90 erlaubte.

Zwölf Stunden ununterbrochen auf den Beinen, ohne etwas in den Magen zu kriegen zehn Stunden lang, ist nun allerdings eine schwere Strapaze, und doch kann ich den heutigen Tag den

Digitized by Google

vergnügteſten oder doch dankbarſten meines hieſigen Aufenthaltes nennen.

Was ich vor allem aufſuchte, waren die antiken Skulpturen. Ich wollte vor allem wieder einmal das Original der Venus von Milo ſehen. Und wie freute ſich das ganze Herz, als ich die Göttin von weitem durch die langen Säle von griechiſchen Kunſtwerken in weiter Ferne erblickte! Ich ſparte ſie für das Ende und habe mir vorher die Diana von Verſailles, das bekannte griechiſche Kunſtwerk mit der Hirſchkuh, den Borgheſiſchen Fechter, die Diana von Gabii, die Venus von Arles, die rieſige Melpomene, den Apollo sauroktonos, kurz alle die reichen, von Napoleon aus der Villa Borgheſe geraubten Schätze angeſehen, um erſt zuletzt die Herrlichſte aller Herrlichen anzuſchauen und daneben eine treffliche griechiſche Variante, die Venus von Falerone, d. h. die Venus von Milo in Gewand, kaum geringer als das Dir aus dem Gipsabguß bekannte Original.

Dieſe Sammlungen, außerordentlich reich, haben mir, da ich jetzt Rom kenne, einen merkwürdigen Eindruck gemacht. Die Hauptbilder, wie die oben genannten, ſtellen mir immer den Atem ſtill; allein das Ganze iſt eben doch auf fremdem Boden. Welch anderer Anblick, das Kapitol oder der Vatikan, wo man dieſelben Statuen ſieht (es ſind ja alle in Doubletten vorhanden außer Venus von Milo), aber in wie anderen Lokalen! An Luxus der Säle fehlt es ſelbſtverſtändlich im Louvre nicht, aber welcher Unterſchied — Säle, die von Michelangelo gebaut und von Raffael dekoriert ſind, und Säle, die von Metzan oder Claude Perrault gebaut ſind! Die Sachen ſtehen hier geraubt, in Rom und in Florenz und Bologna ſind ſie zu Hauſe; hier wie Treibhauspflanzen, dort wohnhaft noch heutzutage. Nur der Venus von Milo hat man, man möchte faſt ſagen Gott ſei Dank, einen einſamen und ſogar ärmlichen Raum gegönnt, wo ſie denn allerdings in unſterblicher Größe prangt. Aber ſolche Kunſtwerke zu verſetzen, iſt eine große Sünde. Aus den Fenſtern dieſer Säle auf die Place du Carrouſſel zu ſehen oder auf Rue Rivoli, verletzt das Innerſte. Welch

Digitized by Google

anderer Ausblick vom Capitol oder vom Vatikan, wo der Cortile del Pigno oder der Campo Martio auch außerhalb eine Staffage bilden, die des Inhalts solcher Schatzkammern würdig ist! Man muß sich hier entsetzlich zusammennehmen, um die Herrlichkeit voll würdigen zu können. In Italien trägt alles, auch die äußere Umgebung, in die Höhe, und man hat zu tun, um nicht vor der Größe der Präsenz, vor diesen Majestäten zurückzubleiben.

Wie eng die menschliche Empfindung! Vom Jardin des Plantes werde ich bis in kleine Details die Sammlungen in Erinnerung behalten, und jetzt schon, ein paar Stunden nach den Skulpturen des Louvre, sind mir nur noch die Hauptsachen in Erinnerung. O könnte ich Künstler sein! dachte ich schon tausendmal in meinem Leben, und doch — nur in Idealen zu leben, verträgt sich nicht mehr mit unsrer entsetzlich trostlosen Zeit.

O Italien, o Eden! ruft es in mir hier in Paris hundertmal stärker als im Kreuzgang von Santa Croce in Florenz, wo ich wirklich mich in dem alten Eden fand, aber auch nur, soweit es gelang, die Gegenwart zu vergessen, was hier unmöglich ist. Auf der Höhe von San Miniato und von Fiesole nicht Nektar in sich zu fühlen, verrät ein korrumpiertes menschliches Herz; hier übernimmt einen die tiefe Trauer, daß solche Schätze in die Hände der Krösusse und Machthaber dieser Welt gefallen und käuflich geworden. Und erst, wenn man von der großen Vergangenheit noch absieht und nur aufsucht, was für kümmerliche Reste geblieben! Was hat da Italien noch für Schätze! Mein Knabe in Nemi, meine Rangen in Fiesole, was liegt darin noch für Adel, für Himmelsgeschenke im Vergleich zu dem Volk, das dich umgibt, wenn Du die Säle des Louvre verlässest! Nein, Götter waren hier nie einheimisch — in Italien sind sie es noch!

Das obere Stockwerk des Louvre (die assyrischen und ägyptischen Sachen habe ich noch nicht gesehen) enthält die Malerei. Obschon ich Pitti und Vatikan an der Hand von Jakob Burckhardt gesehen, so muß ich sagen, daß mir der Louvre nicht viel minder geboten. Die Sammlung von Gemälden ist nicht nur außerordentlich reich,

Digitized by Google

sondern, was unsäglich viel ausmacht, außerordentlich gut geordnet nach Nationalität, Zeitalter und Schulen. Du kannst Jahrhundert für Jahrhundert durchgehen für Italien, woran der Louvre außerordentlich reich, und zwar für florentinische oder sienesische oder venetianische oder lombardische Schule, oder für Spanien, oder für flamändische und niederländische Malerei, die französische natürlich am besten bedacht — das ist für Laien, wie ich, ein außerordentlicher Vorteil, den ich in Italien nirgends gefunden.

Was soll ich von diesen Sammlungen sagen? Etwa 20—30 Raffael, etwa 8—10 Leonardo, mindestens ein Halbdutzend Tizian, von Rembrandt das Beste, was man hat — und doch ist der Salon Carré des Louvre, die fine fleur der riesigen Sammlung, nicht neben die kleine Tribuna des Palazzo Pitti zu stellen. Der Tizian des Salon Carré gehört sicher zu dem Schönsten, was man sehen kann; aber er wiegt nicht die 4 oder 5 Tiziane der Tribuna im einzelnen auf. Die Belle Jardinière von Raffael und die große heilige Familie von demselben reichen ebenfalls nicht an die Madonna della Seggiola. Murillo ist der Hauptmann im Salon Carré, während in der Tribuna Raffael und Tizian herrschen!

Am herrlichsten hat mich erbaut die ganz ausgezeichnete Sammlung der Salle des sept Maitres, wo italienische Malerei des 14. Jahrhunderts in fabelhaft reicher und nur guter Vertretung ausgestellt ist. Diese Vorläufer des Gipfelpunktes alles irdisch Erreichbaren an Malerei — niemand wird doch daran denken wollen, daß je wieder ein Tizian oder ein Raffael auferstehen werde! — zu durchgehen — diese unsäglich tiefe Empfindung in unbehilflicher Form und mit unbehilflichen Mitteln ausgeführt, das durchzugehen war eine außerordentliche Freude. Wie der herrliche Fra Giovanni da Fiesole, wie der große Giotto, wie Luca Signorelli, Lorenzo di Credi, Cima di Conegliano und alle diese Grundstützen des mächtigen 15. Jahrhunderts dachten und fühlten — dies anzuschauen scheint mir kaum eine Sammlung mehr zu gestatten, als die Salle des sept Maitres des Louvre. Man sieht diese Bilder in Italien auch, aber zerstreut, während

Digitized by Google

hier alles historisch geordnet ist und den Weg des Gefühls und der Erhebung, den die Kunst macht, in merkwürdiger Weise vor Augen führt. Und welche Riesenschritte, um dann in Perugino, Raffael, Tizian zum höchsten Gipfelpunkt — nie mehr erreichbar!! — zu führen.

Was das 14. und 15. Jahrhundert für Inhalt barg, tritt bei solchen Darstellungen, wie sie der Louvre bietet, in höchster Erbauung an den Tag. Die riesigen und berühmten Gemälde von Paul Veronese verschwinden neben der Bedeutsamkeit solcher Anläufe. Und von den Besten ist unser Tessiner Luini, von welchem zwei außerordentlich herrliche Bilder da sind. Wie köstlich war es, doch auch die deutsche Kunst in ihren leider von der Reformation geknickten Anfängen vertreten zu sehen. Von Hans Memling, den ich in seinen besten Sachen, die an Raffael reichen, aus Sigmaringen kenne, ist hier ein trefflicher Altarschrein. Auch einige merkwürdigen Sachen von Lukas Kranach.

Überaus glänzend ist Rembrandt vertreten, auch van Dyk, obwohl Turin davon viel größeres hat. Was Rubens betrifft, der mir vor 25 Jahren imponierte (seine hiesigen Bilder würden zweimal die Basler Galerie füllen), so war es mir höchst interessant, von ihm eine Anzahl Landschaften zu sehen; ich hatte gar nicht gewußt, daß Rubens Landschaft gemalt und welche Landschaft! Alles keusch und voll Poesie und Kindlichkeit, Raffaelsche Landschaft, während seine riesigen historischen Gemälde den Luxus des Pariser Hofes unter Henri IV. mit der Derbheit der damaligen niederländischen Personenmalerei verbinden. Was gibt solches über Erziehung und Schicksal sonst so großer Männer zu denken!

Auch die Spanier Velasquez, Ribera, Zurbaran sind grandios vertreten.

Niederländische und flamändische Malerei außerordentlich reich: Gérard Dow, Metzü, Teniers zu Dutzenden. Von Paul Potter einige der besten Sachen; allerdings war ich erstaunt, von Rembrandt, dem mächtigsten Porträtmaler aller Zeiten (neben Tizian und van Dyk) eine Menge echt niederländischer Malereien im

Digitized by Google

dunkelsten Lichtton, wie ja die Niederländer alles malen, zu finden, Souterrains, Inneres von Viehställen; ich traute meinen Augen kaum, den Namen Rembrandt darunter zu sehen. Von meinem Liebling Ruisdael habe ich nur 3—4 Bilder gesehen, aber was für Bilder! Eine kleine Landschaft, nicht 6 Zoll hoch und breit, und ein großes Seestück von einer Macht, wie sie holländische Dunkelfarbe an einem Gefühl von Ruisdael für Gewalt von Landschaft auch einzig hervorzubringen vermochte. Solche Landschaften malt auch niemand mehr.

Unsäglich habe ich mich auch erbaut an meinem mir aus London am besten bekannten Freund Canaletti, der zeitlebens nichts als Venedig gemalt hat. Die hiesigen Bilder sind weniger zahlreich als in London, aber einige außer allem Vergleich.

In den riesigen Sälen, die der französischen Malerei gewidmet sind, habe ich mich nur an Nicolas Poussin und Claude Lorrain erbaut. Claude Lorrain wird auch nicht mehr auferstehen. Obschon die jetzige Landschaftsmalerei sich teilweise größere Ziele vorsieht, so daß die Pietät, mit welcher er seine Seehäfen im Abendgolde malt, ein Sonnenschein, der so gut wie verblichen ist als die Frömmigkeit von Landschaften, wie diejenigen von Rubens und Raffael. Welch Interesse hatte für mich ein Bild aus dem Campo vaccino in Rom, von Claude Lorrain gemalt im 17. Jahrhundert! Obschon seither ganze Tempel aus der Erde gegraben worden, so war das Bild doch genau in der Stimmung, wie ich diese mächtigste Stätte römischen Altertums im letzten Jahre gesehen; dasselbe Abendlicht, wie ich es, vom Kapitol hinabsteigend, nach einem schweren Regentag gesehen, das Kolosseum genau in derselben vom Regen gedämpften Abendsonne glänzend — ich fand mich wieder genau im Moment, wie ich auf der alten Basilika von Konstantin die riesige Arena des Kolosseums zum erstenmal vor Augen hatte.

An einem Regensonntag war natürlich der Louvre gedrängt voll Volk; aber ich kann sagen, daß ich es erst bemerkte, als es hieß: Mesdames, on ferme. Ich habe ein Stück gute, verschwundene Zeit wieder durchgelebt, ohne Erklärungen, sondern mich

Digitized by Google

freuend, daß eine solche Zeit da war. Der unbekannte Künstler, der die Venus von Milo meißelte, und der wohlbekannte fromme Fra Angelico da Fiesole, jener in der herrlichsten Darstellung menschlicher Schönheit, dieser in der frömmsten und gleichzeitig fröhlichsten Darstellung menschlicher Andacht, haben mir beide zwar wiederholt, was ich gar wohl wußte, daß für uns arme Sterbliche die Zeit, Idealem ungestört nachzuleben, gründlich vorbei sei, aber doch auch gesagt, daß für unsere körperlichen und geistigen Bedürfnisse — denn Kunst wird doch wohl ein solches sein — mindestens eine Erinnerung noch aufbehalten ist, der nachzuträumen nicht zu den schlimmsten Beschäftigungen des Geistes gehört. Ich habe die Worte von Schillers „Götter Griechenlands" nicht im Gedächtnis — aber nie ist mein eigenstes Fühlen mehr ausgesprochen worden als in jener Klage. Papa in Gerzensee würde dies heidnisch nennen, und er hat als protestantischer Pfarrer recht Ich aber protestiere und hoffe nicht, Sinn zu ändern, gegen Einengung und Einkerkerung des Sinnes, des tiefsten menschlichen Gefühles gegen all das Große und Herrliche, was der Mensch der Schöpfung abzulauschen und ihr nachzuahmen suchte. Oder wäre irgend Edelstes an Kunst etwas anderes als Nachahmung und, was mehr ist, Darstellung von Idealen, die aber doch dagewesen sein müssen und — das weiß, wer jenseits der Alpen lebte — noch da sind?

So sträubt sich das Innerste des Menschen, wenn er wahrnimmt, was ihm an Großem zugänglich, dies als vergänglich und Tand zu halten. Und warum sich nicht des Edeln freuen, das den Menschen zugänglich ist?

Ich schließe hiermit ab. Die weiteren Konsequenzen wären zu persönlicher Art für einen Brief. Was ich beabsichtigte war, Dir einen Sonntag in Paris, regnerisch, aber doch von alter Sonne durchleuchtet, zu schildern. — — — — — — — — — —

Digitized by Google

London, Freitag, 6. April 1877.

(An seine Frau.)

Meine Gewohnheit, auf Reisen die ersten Eindrücke in Briefform niederzulegen, halte ich nicht für unpassend. Meine Erfahrung sagt mir, daß die ersten Eindrücke in der Regel richtiger sind als die spätern, da ja auf Erden sich alles leider abnutzt. Du hast also von dieser Gewohnheit so gut einen Gewinn als ich, da mir ja selbst daran immer gelegen war, nicht blind zu reisen, sondern der gewonnenen Eindrücke mächtig zu bleiben. Für was lebt man denn, als um zu lernen, und ohne Aufzeichnungen, zu denen der Brief die beste Form ist, sehe ich nicht ein, daß Lernen möglich sei. Von den zwei Tagen in London hätte ich nun allerdings ein ganzes Buch zu schreiben, da man hier in einem Tag bei offenen Augen in gleichem Maß mehr sieht als anderswo, als London größer ist als „anderswo." Eine Schule ist dies allerdings, in London zu leben, und niemand, der wirklich leben, d. h. verständig seine Umgebung kennen lernen will, sollte, wo die Mittel da sind, versäumen, London zu sehen oder besser, hier zu leben. Ich rede nicht von den verschiedenen Szenen, da ja London keinen Vergleich aufkommen läßt. Obschon nun 25 Jahre älter, ist der Kontrast zwischen London und Paris, das ich ja so rasch hintereinander jetzt besucht habe als damals, noch größer als 1852. Paris ist ein Vergnügungsort, London eine Weltstadt. Aber viel stärker ist der Eindruck, den die Vergleichung, den die Bevölkerung auf mich macht. Ich lebe einstweilen in entsetzlicher Einsamkeit, obschon überaus beschäftigt. Den heutigen Tag brauchte ich zu Besuchen in Old Broad Street, der Bankiersstraße, wo in einer fabelhaften Reihefolge sich East India Bank, Egyptian Bank, New Zealand Bank, Van Diemensland Bank, Cape Bank, Central Asia Bank, California Bank u. s. f., kurz Geldinstitute für alle Teile der Erde dicht sich drängen. Und in was für Häusern! Unscheinbar eines wie das andere, aber in den Hausgängen klafterlange Listen der verschiedenen Comptoirs in dem Hause, und geht man, was ich an einigen Orten getan,

Digitized by Google

ins Innere, so trittst du in Comptoirs von der Größe des Kasino- oder Musiksaales in Basel, wo zirka 100 Clerk-Offices nebeneinander liegen. Und die Privates für die großen Herren, die da regieren, sind nicht weniger ausgezeichnet. Man gewinnt da einen ordentlichen Eindruck von der Peripherie von London und denkt sich, daß nicht nur ein kleiner Zwerg wie ich, sondern selbst ein General Ignatieff vielleicht einen Eindruck von der Macht gewinnen konnte, die hier konzentriert ist.

Was mich nach Broad Street brachte, war nur die Abgabe meiner Briefe an Herrn Vernet, schweizerischer Generalkonsul, die natürlich in einiger Förmlichkeit ablief.

Den Weg hin und her machte ich per Omnibus, die ich gestern noch nicht zu benutzen wagte, da man sich doch in diesem ungeheuren Gewimmel erst orientieren muß, wozu ich sehr wenig Zeit habe, da ich gestern den ganzen Tag in Surgeon College zugebracht. Eine Fahrt von der Bank durch Cheapside und Holburn nach Tottenham Court ist auch schon eine Reise nach London wert, und der Kontrast mit einer Omnibusfahrt vom Hôtel de Ville in Paris nach dem Trocadero oder Arc de l'Etoile ist nicht minder charakteristisch. An den glührotgebrannten Brandygesichtern der Kutscher wie an dem fahrenden Publikum wird der Unterschied der beiden Nationen eminent ersichtlich. Welches Selbstbewußtsein in diesen Engländern! Man hat den Eindruck, daß jeder wisse, daß England die Erde beherrsche. Schon an sich ist eine Nation, deren mittlere Körpergröße näher bei 6′ als 5′ liegt, geeignet zu imponieren. Allein, kommt dazu die merkwürdig zuversichtliche und ruhige Miene, die vernehmlich sagt, daß jeder Mann bereit ist, in jedem Augenblick Wehr zu stehen, und die merkwürdige Ruhe, wo alles durch leise Laute mitgeteilt wird, was in Frankreich (von der Schweiz gar nicht zu reden) eine Masse von Gebrüll und Lärm verlangt, so begreift man vieles in der Geschichte Englands, was sich aus dem Umfang dieser Insel nicht erklären ließe. Nur von den Policemen zu reden, ist wieder jeder ein Mann, der eine Kraft und Ruhe in sich trägt, wie man dies bei uns an großen

Digitized by Google

Volksversammlungen unter tausend etwa an einer Person sieht. Man hat beim Vergleich den Eindruck, daß ein Dutzend dieser schweigsamen Leute es mit ein paar hundert unserer Maulhelden mit Erfolg aufnehmen könnten. Selbst die Waiters in Cafés und Restaurationen — anderorts elende, maulfertige Naturen, außer der weißen Schürze zu nichts tauglich — hier stellt jeder z. B. als Soldat seinen Mann in einer Weise, wie man dies bei uns nur in seltenen Fällen bei Bergbewohnern oder gebildeten Städtern erwarten könnte. Alles ist höflich, auf den geringsten Bedarf an Worten bedacht; aber alles sind Leute, mit denen gewaltig zu rechnen ist, wo Kraft und ruhige Entschlossenheit den Ausschlag zu geben hätte. Ich habe endlich heute ein vortreffliches Speiselokal à la carte, bei meiner Schwierigkeit, das landläufige Englisch zu verstehen, ein gewaltiger Vorteil, gefunden. Aber mehr als der Rest erfreute mich die Sitte, die da herrscht, kein überflüssiges, ja selbst kein lautes Wort, und jeder Kellner ein Mann, wie man sie bei uns selten sieht, zum Ernst zehnmal mehr gemacht als zum Scherz. — Das sind nur Straßeneindrücke; aber sie zeigen, wie mächtig dieses Volk ist. Es ist erfreulich, solche Macht in untern Volksschichten zu sehen. Wie himmelweit stehen wir unter diesem Volk! Bei uns nur leere Prahlerei und Übermut, hier selbstbewußte Kraft bis in die tiefen Schichten hinab.

Über mein sonstiges Leben kann ich nicht viel berichten, was Dich interessieren könnte. Der gestrige Tag war Surgeon College gewidmet, das mir vor 25 Jahren gewaltig zu tun gab. Ich bin gestern damit ziemlich fertig geworden. Heute war ich im British Museum von 12—5 Uhr. Ich habe nur die zoologische Sammlung durchgegangen und fand einige mir sehr erfreuliche Partien, die ich näher zu studieren hoffe, Sachen aus Frankreich, die ich dort vergeblich suchte. Trotz der riesigen Anhäufung von Stoff hatte ich aber doch den erfreulichen Eindruck, daß wir in unsern kleinen Anstalten für Details besser sorgen können, wenn man Fleiß anwendet. Für Osteologie von Schildkröten, die mich interessierten, da London für Schildkröten wohl die reichste Sammlung der Welt

Digitized by Google

ist, habe ich besseres Material angelegt, als hier zu finden ist. Auch für Rinder besitze ich eine nützlichere Sammlung als das britische Museum. Überhaupt ist für solche Sachen Paris besser als London. Wir haben in unsrer kleinen Schweiz doch den Vorteil, daß wir die ausländische Literatur viel besser kennen als die Leute in den großen Zentren und also auf Vervollständigung der Lücken viel besser bedacht sein können als hier, wo immer nur angehäuft wird. Doch ist möglich, daß noch allerlei Schätze zum Vorschein kommen. Ich habe mich bisher wohl gehütet, mit irgend jemand in Verkehr zu treten. Ich will erst die Sammlungen vollständig kennen, bevor ich mich an Leute wende. Es ist dies eine ungeheure Zeitersparnis, die ich glücklicherweise gelernt habe, die aber allerdings mühsam ist und Geduld erfordert. Aber wie empfindet man hier, daß Zeit Geld ist! Ohne diese Übung würde mich mein Zweck das Zehnfache an Zeit kosten und das Entsprechende an Geld.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Eine andere Seite meines Aufenthaltes habe ich heute nur flüchtig kennen lernen. Der Ausgang aus der Zoological Gallery des British Museum führt durch die Egyptian Hall und schließlich durch einen Vorderraum der den griechischen Sachen gewidmeten Lokale. Welche Glimpses auf diesen Reichtum! Obschon sicherlich der Louvre an ägytischen Sachen nicht arm ist, verschwand nur bei der raschen Ausjagd durch diese British Museums-Hallen alles vor der Macht, die da dich umgibt; man ist in eine um 5000 Jahr ältere Zeitschicht versetzt und wandelt in Träumen, wenn diese riesigen Syenitstatuen auf dich herabblicken, und im Gegensatz dazu das sonnige Hellas mit dem Unsterblichsten an Schönheit. Das wird mir noch viel zu tun geben! Vom übrigen London werde ich wenig zu sehen bekommen. Aber Griechenland will ich sehen! Die Blütezeit der Menschheit, wo sie offen vorliegt, darf man nicht beiseite setzen, wenn auch der Anblick nicht geeignet ist, fröhliche Empfindungen zu wecken.

Im übrigen hier Tag um Tag kalt, jeden Augenblick Regenschauer, selbst bei heiterem Himmel. Es scheint mir, als ob das

Digitized by Google

herbe und düstere Klima in dieser düstern Stadt nicht wenig dazu beigetragen habe, in diesem Volk innere Eigenschaften, Widerstand zu wecken im Gegensatz zu der expansiven Seite der Bevölkerung von der Sonne lieben Ländern. Das ist ja überhaupt die von Zeitalter zu Zeitalter wachsende Signatur des Menschenlebens, Widerstand, Arbeit, innere Kraft und leider immer mehr selbst innerer Trotz, im Gegensatz zu der fröhlichen, sonnigen Kindheit des sorglosen Hellas und Italiens. Welcher Kontrast, London und Rom und da Florenz! O Blütezeit, die dort noch lebt! Hier Erntezeit. Bei uns weder das eine noch das andere.

Sonntag, 8. April.

Zu den vorigen Linien habe ich wenig zu fügen. Mein Lebenslauf ist außerordentlich einsam, obschon sehr beschäftigt. Gestern war ich im Geological Museum, wo ich mit zwei Stunden fertig war, den übrigen Teil im Britisch Museum, wo ich nun auch vollkommen orientiert bin und genau weiß, was ich zu studieren habe. Um die Sachen in die Hände zu bekommen, mußte ich mich endlich doch anmelden, was leider sofort eine ganze Menge von Einladungen zur Folge hatte in Sitzungen der Geological Society, der Zoological Society, in Klubs ꝛc., Einladungen, die ich leider nicht alle abweisen darf. Wenn nur meine Zeit weiter reichte und mein Englisch besser beschlagen wäre! Könnte ich die Sachen privatim durchgehen, so hätte das alles nichts auf sich. Aber bei dem entsetzlichen Zeitverlust, den Gesellschaft mit sich bringt, würde mir größere Fertigkeit in der Sprache sehr zu nutzen kommen. Könnte ich Gesellschaften aufsuchen, so fühle ich, daß ich bald ins Englische hinein käme; aber da ich seit acht Tagen mit keinem Menschen verkehrt, so komme ich hierin nicht vorwärts. Ich muß eben auf die Hoffnung verzichten, mein Englisch zu flicken, und mich mit der Hauptaufgabe begnügen, um deren Erreichung mir nicht bange ist. Immerhin wäre es eine große Freude für mich gewesen, mich in die englische Lebensweise fügen zu lernen. Ich war in Rom ungleich mehr à mon aise als hier in London; aber in

Digitized by Google

acht Tagen wäre ich es auch hier, wenn ich auf Verkehr etwas Zeit verwenden dürfte. Ich muß darauf verzichten, obwohl ich nicht hoffen darf, im Herbst nochmals hierherzukommen.

Heute war ich den ganzen Tag in dem Zoological Garden. Ich dachte erst ein altes Foundling Hospital zu besuchen; aber ich fürchtete, daß der Gottesdienst daselbst mir den wichtigsten Teil des Tages wegnehmen würde. Und allerdings hatte ich von 10 bis 6 Uhr genug zu tun, um mit diesem Institut auch fertig zu werden. Was Anlage betrifft, so ist der Garten abscheulich, an Geschmack und Zierde himmelweit hinter dem Jardin d'Acclimation, ja selbst hinter dem Jardin des Plantes in Paris, an Inhalt aber weit reicher, freilich hauptsächlich an Vögeln. Aber auch einige wichtige Tiergruppen sind in merkwürdiger Pracht da; 3 Hippopotamen, 6 Arten von Nashorn, ein afrikanischer Elefant von Mammutgröße, das größte, was ich je von lebenden Elefanten gesehen habe u. s. f. Und doch war für mich das beste, was ich dort fand, eine ganz unerwartete Sammlung, nämlich die Jagdbeute des Prinzen von Wales bei seinem letzten Besuch in Indien, wo namentlich das Geschenk des Maharadscha von Kaschmir von Wildschafen und Wildziegen des Himalaja, freilich nur in Bälgen, mich im höchsten Maße erfreuten. Außerordentlich reich sind auch die Hirsche und Antilopen vertreten, und es machte mir viel Vergnügen, daß eine gewisse Antilope von Celebes, die in meiner Arbeit über fossile Rinder eine ziemliche Rolle spielte und der zulieb ich s. Z. nach Leyden reiste, mir wie einem guten Bekannten mit ganz merkwürdiger Vertraulichkeit entgegenkam und nicht aufhören wollte, sich herbeizudrängen. Einige andere Tiere, auf die ich gespannt war, waren weniger gnädig, was ich dem entsetzlichen Regentag zugute halten muß. In manchen Sachen war ich sehr enttäuscht, z. B. für Rinder, wovon sehr wenig da ist. Im allgemeinen sehe ich aber, daß ich sehr gut gehandelt, London auf das Ende meiner Reise zu versparen; denn ein Ende wird nun für einige Zeit, wo nicht für bleibend, da sein. Wäre ich vor ein oder zwei Jahren hierher gekommen, so wäre ich der Masse nicht

Digitized by Google

so rasch Meister geworden; um Sammlungen wie Surgeon College, Geological Museum, Zoological Garden in einem Tag durchzugehen mit Erfolg, braucht es viele Übung und viele Vorbereitung, die die letzten zwei Jahre glücklicherweise gebracht haben. Dennoch ist dies eine gewaltige Anstrengung. Glücklicherweise kann man draußen zu Mittag essen, obschon sehr teuer, aber auch sehr gut. Die zwei Sonntagsbillete, die ich noch habe, (am Sonntag ist der Garten geschlossen, außer gegen Mitgliederbillete, die ich mir natürlich sofort verschaffte, um den Sonntag mitverwenden zu können), werde ich kaum mehr brauchen.

Eine große Lücke macht mir auch bei der außerordentlich einsamen Lebensweise die vollständige Abwesenheit von Caféleben am Abend. Es ist kaum möglich, irgendwo mit Vergnügen eine Zeitung zu lesen. Man findet nur Dining Rooms, aber keine Cafés, und wenn ich auch einen Pint of Ale aufsuche, so muß ich dies in den schlechterleuchteten Stalles der Tavernes tun, wo man Times und ähnliche kleingedruckte Journale kaum lesen kann. Man empfindet auf Schritt und Tritt den riesigen Unterschied zwischen England und Frankreich; am letzteren Ort alles auf Entgegenkommen eingerichtet, in England keine Spur davon; kein schlechtes Kompliment für dieses Volk, das es eben ohne Fremde machen kann. So sehr man darunter leidet, so sieht man doch mit großer Verachtung auf unsere schweizerischen Verhältnisse, wo man nur vom Bettel gegen die Fremden lebt. Wie verächtlich muß solche Wirtshauswirtschaft, solche Kriecherei und Ausbeuterei den Engländern vorkommen! Ich werde in Zukunft billiger von den Engländern in der Schweiz denken.

Ich schließe hierauf diesen Brief. — Ich glaube, daß ich im allgemeinen bisher mit meinem Aufenthalt hier, so trauriger und einsamer Natur er auch ist, sehr zufrieden sein kann. In den vier Tagen alle die wichtigsten Sammlungen durchgesehen zu haben und meine Aufgabe hier genau zu übersehen, darf befriedigen. Wenn auch die Arbeit morgen erst anfängt, so ist es doch angenehm, zu wissen, wo und in welcher Art sie zu sein hat. — Sonst habe

Digitized by Google

ich von London noch nichts gesehen als bei Gelegenheit St. Paul, das mir wahrhaftig mehr imponierte als St. Peter in Rom. Ich denke, daß in Rom die Herrlichkeiten, die jede Straße bietet, und die selbst in der kalten Jahreszeit, die ich dort traf, der Himmel bietet, den Eindruck schwächte, während hier, wo die Straßen nichts bieten als den riesigen Verkehr, das Eintreten in eine Einsamkeit von solcher Größe durch Kontrast mehr wirkt. — Ob ich irgend etwas andres als Knochen hier sehen werde, steht dahin (außer Griechenland, das ich sicher sehen werde). Vor allem meine Aufgabe, alles andre kommt nachher.

London, 14. April 1877.

(An seine Frau.)

— — — — Was soll ich indes von dieser Woche sagen? Mein Leben ist entsetzlich einförmig und doch nicht inhaltsleer. Ich bewege mich kaum weiter als von meinem Square bis Oxford, selten bis Lincoln Inn, noch seltener bis Piccadilly, und über diesen kleinen Horizont, nicht größer oder eher kleiner als Basel, bin ich nicht hinausgekommen, außer blindlings, d. h. underground und nur noch gestern nachts. Mit meiner Museumsarbeit komme ich allmählich vorwärts. Ich finde hier alles, wofür ich im vorigen Jahr nach der Auvergne gegangen bin. Alle französischen Sammlungen aus älterer Zeit sind hier, und es gewährt mir viel Befriedigung, die damals empfundenen Lücken auszufüllen, obschon das Wiederkauen des vorigen Jahres mühsam genug ist. Im British Museum kommt man mir mit außerordentlicher Freundlichkeit entgegen. Es scheint, daß ich das Zutrauen der Leute gewonnen habe, und ich habe den Eindruck, daß ich dies gewann, weil die Leute sehen, daß ich nicht aus Neugierde da bin und daß sie mir trauen können. Honesty ist überhaupt das Gepräge der Personen, mit denen ich zu tun habe, ein höchst angenehmes Gefühl, das in Frankreich fehlt und teilweise auch in Italien. Wie ich im letzten Brief sagte, bin ich nun doch in den Verkehr hinein-

Digitized by Google

gerissen worden, trotz meines Sträubens, und auch da habe ich nur angenehme Erfahrungen gemacht. Mittwochs war ich bei einem Diner der geologischen Gesellschaft, wo mir der Ehrenplatz zwischen den beiden Präsidenten eingeräumt war. Nachher Sitzung der geologischen Gesellschaft in Burlington House, wo ich zu meiner Freude Boyd Dawkins von Manchester antraf, der einen Vortrag über meine Gebiete hielt. Ich habe daran sogar einen eigenen Vortrag geknüpft, von dem ich trotz des großen Beifalls nicht weiß, von wie vielen er verstanden wurde. Die Sitzung ging bis 11 Uhr und nachher blieb ich noch bis 1 Uhr im Klub. Im British Museum trifft man ebenfalls alle Tage mit vielen Leuten zusammen, mehr als mir lieb ist. Ich halte mich daher so viel als möglich in meinem Zimmer auf; muß aber doch oft in den Sälen arbeiten, wo man dann Rede stehen muß.

Gestern abend habe ich bei Ramsay, Director of the Geological Survey, zugebracht mit Geikie aus Edinburgh. Mit der einen Tochter Ramsays war ich von Basel her bekannt; hier lernte ich seine ganze Familie kennen; nach dem Tisch erschien sogar ein Schwarm junger Mädchen zum Tee. Es war ein höchst heimeliger Abend in Cromwell Crescent, South Kensington; den Weg machte ich in der Underground Railway, wo es freilich nachts, und namentlich, wenn man Züge wechseln muß, für einen Ungewohnten alles Zusammennehmen von Orientierung erfordert, um richtig zu fahren. Wie sah ich gestern den Unterschied von gutem Englisch und von dem Englisch meiner Hausleute oder in den Restaurants! Ich hatte nicht die geringste Mühe in der Konversation und sorgfältig gemieden, deutsch oder französisch zu reden, obwohl Mistreß und die Misses Ramsay beides sprechen. Eveningdreß durfte ich mir bei Ramsay verbeten, obschon Geikie sehr splendid erschien, aber auch einigen Spott erntete. In Jermyn Museum (Geological Survey) habe ich mir ohnehin, wie an den meisten anderen Orten, das ziemliche Staunen der Beamten zugezogen, daß ich so offenen Zutritt zu den private rooms der high region habe, und manches Gesicht, das mich anfangs vom Kopf bis Fuß musterte, unterläßt

Digitized by Google

dies nun sorgfältig. Im Britisch Museum kommt man mir mit Türöffnen eiligst entgegen, wo ich in meinem Inkognito lange zu kapitulieren hatte. Musterhafte Disziplin ist überhaupt das Gepräge in allen diesen Anstalten. Die Angestellten merken rasch heraus, wie ein Fremder von den Oberen taxiert wird, was in Frankreich durchaus nicht der Fall ist. Heute hat mich Kowalewsky überfallen. Er macht seit einem Jahr in panslavistischer Politik, soviel ich merkte, um sein zerrüttetes Vermögen wiederherzustellen. Er kam soeben aus Rußland und ist einer der Hauptagitatoren im Kriege. Es war mir höchst interessant, zu beobachten, wie er von den Herren im Britisch Museum, wo er ein halbes Jahr gelebt hat, aufgenommen wurde. Owen hielt eben in dem Saal einen Vortrag für das Publikum über die südafrikanischen Reptilien, und es ärgerte mich nicht wenig, daß Kowalewsky mich gewaltsam am Arm davon führte. Ich werde Owen dafür Entschuldigungen machen müssen.

Überhaupt ist auf diesem Terrain Gelegenheit zu viel Beobachtungen über Land und Leute, die mich interessieren. Und im ganzen muß ich sagen, daß meine bisherigen Erfahrungen mir einen äußerst günstigen Eindruck für die Engländer gemacht haben. Honesty und ein Refinement, wovon auf dem Kontinent nichts zu sehen ist, geht durch die obern und mittlern Klassen der Bevölkerung. Und zwar Refinement nicht künstlicher Art, auch nicht arroganter Art, sondern wahre gute Sitte, wie man sie nur bei den guten Kreisen Frankreichs und bei unsrer alten Aristokratie in der Schweiz sieht. Self Respekt ist der Grundton dieser Eigenschaft, und daß alle jungen Leute, Handelsleute u. s. f., nur in Hat und Gloves einhergehn, ist ein Sympton einer aufrichtig und wirklich vorhandenen Vornehmheit. Mir sagt diese Manier außerordentlich zu. Aber dies geht selbst in untere Klassen. Ich habe gestern bei einem Naturalienhändler für zirka 700 Franken Skelette gekauft (es wird gut sein, davon nichts verlauten zu lassen, da ich noch nicht weiß, wie dies bezahlen) in Camden Town, einem abgelegenen Quartier, und war höchlich erstaunt über die souveräne Art, wie er den

Digitized by Google

Handel betrieb. Überall fair action, Verabscheuung von Markten, Bestimmtheit und Honesty. Er ließ mich alle Preise selber machen und bemerkte nur, ob es zu viel oder zu wenig sei. Unter solchen Leuten ist angenehm leben. Dazu kommt noch eine andere Bemerkung. Ich habe kaum irgendwo, und selbst bis in untere Stände, Schuljugend, Dienstmädchen, so viel quick eyes gesehen wie hier. Was da für Intelligenz versteckt ist, namentlich quickneß und akuteneß, offenbar die Folge des riesigen Verkehrs! Ich zweifle nicht, daß im Mittel das Gehirn der Bevölkerung von London weit feiner konstruiert ist und einen höheren Grad von Leistungsfähigkeit erlangt hat als an den meisten andern Orten. Man sollte glauben, daß dies mikroskopisch nachweisbar sein sollte. In Italien sieht man unsäglich viel schönere Augen, aber so quick nirgends. Auch habe ich, seitdem ich der Sprache nachfolgen gelernt, erfahren, daß selbst diese, so unschön sie ist, eine doch in Wahrheit feine Sprache ist. Wie lebte ich gestern wohl an dieser Sprache bei Ramsays! Vor allem war da eine alte Dame, ein gelehrtes Haus, Verfasserin eines dicken Buches über skandinavische Geschichte, ein wahres Muster von einer geistreichen und scharfen Physiognomie. Welch ein Kontrast bei uns, ausgenommen bei unsern ausgestorbenen Aristokratinnen, und welch Vergnügen, in solchen Kreisen zu leben! An solchen Orten lernt man noch an die Perfektion der Menschen glauben, weil man in Ausdruck, in Miene, in Gesten, in allem Tun und Lassen, in Ruhe und in Handlung etwas vor sich hat, dem dies angeborne Sitte geworden, während wir nur in guten Zeiten oder in guten Momenten daran herankommen. — Nichts drängt sich mir überhaupt in den wenigen Momenten, die ich nicht mit Knochen beschäftigt bin (die übrigens auch eine feine Sprache reden), mehr auf, als daß große Städte doch schließlich die Stellen sind, wo ein Volk, also ein Ganzes, nicht nur Einzelne, am meisten gehoben werden. — Ich muß mir denken, daß im alten Rom, daß in Athen, so klein es war, daß vor allem in Alexandria ähnliche Einflüsse walteten und ähnlicher Ton herrschte, wie jetzt in London, in Verhältnissen zur damaligen Umgebung. Und so

Digitized by Google

traurig ein Aufenthalt in großen Städten ist, so viel Belehrung bietet er doch. Dabei ist nicht zu vergessen, daß deshalb kleineren Orten oder Einzelnen diese Förderung nicht entgegen ist, aber nur unter der Bedingung, daß die geistige Übung rege bleibt. Denn daß man in solchen Kreisen wie hier mitleben kann, und mit Freuden und Freiheit mitleben kann, ist doch für uns nur erreichbar durch geistige Förderung und Meidung des Geringen. Den Durchschnitt wie hier, den gleichen Mittelwert an gesellschaftlicher Begabung werden aber kleine Städte oder Bevölkerungen nie erreichen können wie große, und dazu kommt vor allem hier auch das Beispiel der Aristokratie, die eben doch in England allein noch eine große Macht ist und nicht, wie in Deutschland, mittelalterlichen Charakters ist, d. h. auf bloßer Gewalttätigkeit und Brutalität basiert. Es würde mich interessieren, mit Miß Stählin über solche Verhältnisse zu reden. Aber wenn man die vornehmen und nicht frechen, sondern feinen Gesichter und Manieren der Kutscher sieht, die vor allen Läden ihrer Ladies warten, so gewahrt man, was da von den hohen Kreisen aus für eine Schule in die niedern Klassen geht; ich denke mir, daß die Chambermaids auch einen guten Teil von guter Sitte und guten Manieren in die untern Klassen bringen.

Du wirst über diese ethnographische Epistel lachen oder mir Vorwürfe machen. Und doch ist mir damit sehr Ernst. Bei der unabkässigen Beschäftigung mit meinen Fossilien ist es mir ja eine Wohltat, auch in den wenigen freien Momenten andern Gebieten die Augen zuzuwenden, und die paar Augenblicke, die zwischen 5 und 6 Uhr mir in der Straße dafür gestattet sind, drängen mir soviel Lehrreiches auf, daß ich davon, wenn ich nach Hause komme, erfüllt bin. Und die Lehre ist durchweg eine erfreuliche. Anders ist es, wenn man nachts 1 Uhr nach Hause kommt. Aber da sieht man auch nur die Nachtseite, die selbstverständlich an solchen Orten auch dunkler ist als anderswo. Im ganzen habe ich aber eine große Achtung für England gewonnen, und vor allem ist John Bull honest, was ein großes Ding ist und genau das Gegenteil von dem, was unsre Demokratie zustande bringt. Ich habe

Digitized by Google

mich gestern mit Ramsay und der alten Dame gewaltig ereifert über den Einfluß von Demokratie auf Förderung eines Volkes. Sie sahen davon keinen Schaden. Ich gab zu, daß sie recht haben für England; aber das ist eben etwas himmelweit Verschiedenes von uns, weil wir keine Aristokratie mehr als Gegengewicht haben.

Es wird Zeit sein, dies Thema abzubrechen. Du verlangst, daß ich Dir doch auch etwas vom British Museum sage. Davon wäre allerdings viel zu sagen. Ich war heute in den Kellerräumen, wo Skelette, Weingeistsachen und dergleichen liegen; eine Wanderung wie in den Katakomben von Rom oder in dem Kloster Badia bei Palermo; nur daß nicht Mumien und Menschenschädel, sondern die Tierwelt der gesamten Erde und des gesamten Ozeans da dich anschaut. Ich muß da auch einigermaßen verweilen, obwohl alles nur mit Laterne sichtbar wird; eine unangenehme Aufgabe für nächste Woche.

Ich habe mich nun gewöhnt, von 4—5 Uhr, wo ich das Museum verlasse, noch Griechenland, Ägypten, Assyrien zu durchwandern. Es ist dies besser, als dies auf einmal durchzusehen. Wenn ein Saal, wie unser großer Saal im Basler Museum, nur dem Hause Nimrods gewidmet ist, wenn eine ganze Galerie nur die alten Marmorbüsten der römischen Kaiser von Cäsar bis Gordian enthält, wenn nicht nur das Parthenon in Athen, sondern auch andre griechische Tempel ganze Säle für sich in Anspruch nehmen, so ist es passend, solche Sachen mehrmals zu durchgehen. Oder z. B. nur der Saal der Keilinschriften, der Terrakottazylinder mit Keilinschriften mit den Annalen von Tiglath-Pilesar, von Sanherib, von Cambyses u. dgl. O daß man dies so eilig durchgehen muß! Was sich da auftut an Geschichte der Menschheit! Welche Lehre, hier von der assyrischen durch die altgriechische und trojanische (Abgüsse der Schliemannschen Sachen) bis zu dem Gipfel griechischer Kunst und also bis zum Zenith von menschlicher Kunst dieselben Gedanken, dieselben Formen, dieselben Handlungen immer edler und edler sich verklären zu sehen und Jahrtausende von Geistesarbeit mit einem Blick vergleichen zu können!

Digitized by Google

Und doch ist British Museum noch lange nicht, lange nicht was Vatikan! Im Vatikan nur das Herrlichste des Herrlichen, hier die mühsame Entwicklung, allerdings mit einigen Gipfelpunkten, aber nicht halb so glänzend wie in Rom, wo ja diese Götter noch unter dem alten Himmel leben, während sie hier verbannt sind. Übrigens hat das Parthenon, die Elgin Marbles, mich eher enttäuscht. Großartig im höchsten Grad, welche Macht der Konzeption, welch riesige Kühnheit, solche Dekoration eines Gebäudes, und welch merkwürdige Kraft an Bildern, aber doch noch stark an assyrische Sachen erinnernd in Handlung und Gegenstand, alles Kämpfe und Opfer, Fürstenmacht und Priestermacht; die herrliche reine Idee von Schönheit kommt erst später. Und wieder war mir gestern hier ein erfreulicher Anblick beschert, der in das obige Thema paßt. In dem besten der Graeco-Roman Rooms, wo die Venus von Ostia thront, das Mädchen, das mit Knöcheln spielt, der Apollo Citharaedus und ähnliche Dinge, stand ich wahrhaftig wie gebannt still vor einer der zahlreichen Zeichnerinnen und Malerinnen, die eine dieser Statuen kopierte. Eine schlanke Gestalt mit rabenschwarzem Lockenkopf, von einem Adel und einer Anmut der Form, einer Feinheit der Physiognomie, daß man sich fast sagen mußte, das sei ja kaum verschieden von den Marmorbildern vor uns. Auch solche sollte also England zustande bringen? Und das war eine ungleich geistreichere Physiognomie als die Ducheß of Dudley, obschon man letztere in den Photographieläden kaufen kann. — Ich möchte gern wissen, ob dies eine Engländerin war. Ich denke mir aber doch ihre Heimat eher in Florenz, obschon sie in schalkhafter Weise mit einem der genug in diesen Sälen herumlaufenden kleinen Straßenjungen scherzte, wie um mir Zeit zu lassen, ihr den sicherlich empfundenen Tribut von Bewunderung zu zollen. Wenigstens war dies die erste Physiognomie und Gestalt, der ich hier das Prädikat schön hätte geben können. —

Auch solches — abgesehen von dem in solchen Räumen bald vergessenen Intermezzo, so tröstlich es auch seiner Natur nach lautete, daß Mutter Natur solche Kunstwerke noch bildet, nachdem der

Digitized by Google

Mensch sie nachzubilden oder teilweise selbst zu bilden suchte; denn der Anschauung kann ich nicht entsagen, daß jene herrlichsten Marmorgestalten Griechenlands nur zum Teil Nachbildungen, guten Teils aber Abstraktionen seien, — ist eine kleine historische Reise ins Gebiet der Natur, von den Geschöpfen des Meeresabgrundes bei Laternenschein in den unterirdischen Räumen des Museums zu solchen Gestalten, am Licht der Sonne kann man im British Museum nicht sagen, aber doch an der Oberfläche der Erde, ein Stück Naturgeschichte von großem Umfange auf einem kleinen Raum zusammengedrängt. Die einsame und einförmige Arbeit, an der ich sitze, und der kleine Raum, in dem ich mich bewege, geben also an einem Ort wie London doch Stoff zu allerlei Beobachtungen und Gedanken, und mein fast trauriges Leben ist mir doch in vielen Dingen eine Erquickung.

— — — — Hätte ich nur eure hellen Tage! Hier noch täglich Regen und eine Finsternis, daß heute morgen um 9 Uhr, als ich ausging ins British Museum, man kaum lesen konnte. Von meinem gewöhnlichen Weg lockte mich eine ungewohnte melodische Straßenmusik trotz des starken Regens in eine andre Straße, und welcher Eindruck! — ein italienisches Mädchen und ein Knabe, die im stärksten Regen vortreffliche italienische Melodien abspielten. Welch' Augenleuchten, als ich mich nach ihrer Heimat erkundigte! „Da Chiusi!", welcher Kontrast, diese Stimme, diese Tracht, diese Augen, diese Sprache in der Nebelnacht Londons! Ich hätte diesen armen Sonnenkindern eine Guinee geben mögen, wenn ich sie entbehren könnte und wenn ich ihnen damit etwas Sonne hätte verschaffen können. Mir schien dabei wie ein Sonnenstrahl durch den düstern Himmel zu blicken, und ihre Augen schienen etwas Ähnliches zu sagen: più di sole!

Digitized by Google

Glion, 27. September 1878.

(An seine Frau.)

Der heutige prachtvolle Tag hat mir einen Streich gespielt. Ich konnte nicht im Zimmer bleiben. So bin ich nach dem Frühstück ausgezogen und soeben erst nachts 10 Uhr wieder hierher gekommen, was auf den Fußwegen van Veytaux herauf zum Teil in nachtschwarzem Baumdunkel, alles im Zickzack, schon ziemliche Bekanntschaft mit den Direktionen nötig macht. Ich habe Les Plans und Gryon besucht. Solche Orte, wo man mit Einsetzen aller seiner Kraft von dem Besten, was man leisten kann, an seinem Beruf, an seiner und der Seinigen Zukunft — allerdings auf nicht geringe Kosten seiner selbst — opferte, wiederzusehen, ist mir schon manchmal und auch diesmal höchst eigentümlich vorgekommen. Ich kann es nicht besser bezeichnen, als wenn ich sage, daß mir, wenn ich in diese Zimmer voll harter Arbeit, voll harter Resignation trete, allemal ist, als wenn ich meinen eigenen Friedhof beträte. Und wohl mit Recht. Wie viele Friedhöfe habe ich jetzt schon vom Bodensee bis zum Genfersee aufgesucht, wo ich meine beste Kraft ansetzte, um den Aufgaben, welche mir zu erfüllen, wenn auch nicht verlangt, so doch gegeben ist, zu genügen! Wie viele solcher Friedhöfe meiner warten, bis mich der letzte aufnimmt, der dann statt Arbeit Ruhe bringt, ist mir unbekannt. Glion war auch so einer, und wenn ich von hier auf Vernex hinunterblicke, wo mein Familienleben begann, so darf ich mir wenigstens sagen, daß, was ich als Berufs- und äußere Pflicht leisten konnte, getan worden ist in den 23 Jahren, seitdem ich zuerst in Glion war. Und wenn mir der Besuch von zwei Friedhöfen heute auch eindringlich genug sagt, wie viel Kraft an solchen Orten eingesetzt wurde, die nicht wieder restituiert wird, so darf ich sagen, daß nach andrer Richtung es auch Friedhöfe tröstlicher Art waren, die mir zuriefen: Du hast gearbeitet, du hast mindestens versucht, mehr zu tun, als was deine äußerliche Pflicht war; du hast dein Pfund nicht vergraben!

Es tut mir leid, in so ernsthafte Gedanken geraten zu sein.

Digitized by Google

Für mich sind sie aber allerdings höchst ernsthaft, und wenn ich Rückschau halte, so klingt das Wort Friedhof mir feierlich genug fürwahr. Welche Einsamkeiten habe ich durchgelebt an solchen Orten und in Basel, um den Meinigen ein ehrenvolles Angedenken zu hinterlassen! Wie viel Entsagung und Entschlossenheit bedurfte es, nicht der Gegenwart, sondern der Zukunft zu leben!

Wo mein Körper einst Ruhe findet, ist gleichgültig, die Friedhöfe meiner Arbeit sind an diesen einsamen Orten zerstreut, wo ich das Beste einzusetzen suchte, was mir Gott nicht zum Vergraben, sondern zum Zinsbringen verliehen hat. — Ich bin traurig von diesen Orten zurückgekehrt. Und doch hatte ich die Freude, meine Kraft noch nicht ganz geschieden zu sehen. Hätte ich es gedurft, wie zog es mich noch zum Sammeln innerer Kraft wie in meinen Jugendjahren, wo ich unbewußt auf meinen einsamen Exkursionen einschlürfte, wovon ich seither zehre — wie zog es mich, in diese Bergwildnisse mich zu verlieren! Wie frohlockte ich, wenigstens, Gott sei Dank, noch einen Zug der angebornen Wildheit zu verspüren! Ich habe wenigstens einen Tag Jugend heute wieder gekostet und ermessen, daß ich, allerdings in meinem 53. Jahre und nach Familienbrauch allem Anschein nach zu einem langen Leben verurteilt, noch nicht alles aufgebraucht habe.

Zandvoort, 11. September 1881.

(An seine Frau.)

Die Sprache ist ja eigentlich deutsch, nur mit englischen Vokalen und an Konsonanten viel Ch und Z, was ja auch für einen Emmentaler nicht ganz neu ist. Das Land bekanntlich nur grüne Wiesen und Wald; allein, weil Meeresboden und nur von Dünen lebend, ohne welche es auch Meer wäre und wieder Meer würde, alles von Segeln und Schiffen, statt von Straßen durchsetzt und mit Windmühlen besetzt, deren Flügel bis in weiteste Ferne wie Fledermausflügel flattern und Leben in die sonst merkwürdig stillen und unabsehbaren grünen Flächen bringen. Die Städte von Rotter-

Digitized by Google

dam bis Amsterdam, jede halbe Stunde eine, am meisten den englischen gleichend und freundlich, behaglich und reich und von den englischen nur verschieden, weil zwischen den Baumalleen, welche die Wohnungen in freundliche und heimische Schatten hüllen, schiffbeladene Kanäle statt der Straßen ziehen und leiser Ruderschlag statt Räderrasseln das Tagesgeräusch bildet. Und jede Stadt ein Museum, sei es für Kunst, sei es für Wissenschaft. Nicht gerade viel dagegen für Architektur; es seien denn dies die prachtvollen, von Blumenteppichen umgebenen und in ungeheure Baummassive gehüllten Villen und Campagnen der Reichen im Umkreis jeder Stadt. Von all diesen Städen ist Leyden freilich äußerlich die ärmste und einsamste und zurückgezogenste, Haag und Haarlem die fröhlichsten, Rotterdam und Amsterdam, wo eigentlich mehr Schiffe als Häuser ins Auge fallen, die lebendigsten; Amsterdam mit seinen 400 000 Einwohnern viel an London erinnernd, wenn nicht alles, was man auf den Straßen antrifft, Juden wären. Gestern in Amsterdam, wo, wie Erasmus sagte, ein paar hunderttausend Menschen wie Krähen auf Bäumen leben, da ja alle Häuser auf eingerammten Bäumen stehen. Gestern also in Amsterdam; done the place in 4 hours, da ich nur den Tiergarten und das Reichsmuseum (Kunstsammlung) besuchte. Tiergarten nur durchgerannt, um alte Bekannte zu grüßen, Antilopen aus Südafrika und Büffel aus Celebes ꝛc., die ja für mich wie ich für sie geschaffen worden; sollte man sich da nicht grüßen, und wäre man Naturforscher, wenn man sich nicht durch ein geheimes Band mit der Natur verbunden fühlte — oder eigentlich nicht halb so geheim, wenn man seine tägliche Erfahrung befragt? Doch kostet das, nur das flüchtigste Durchjagen dieses schönsten aller Tiergärten immerhin zwei starke Stunden; Gemäldesammlung, die reichste in Holland, aber erbärmlich schlecht aufgestellt — freilich war gestern ein recht finsterer Regentag — und nur Holländer und selbst die besten nicht an die Perlen im Haag reichend. Bei scheußlichem Sturm zurück nach Zandvoort (20 Minuten Eisenbahn); welch Vergnügen, zu einem stillen Wohnsitz am Meer, wo man

Digitized by Google

zu Hause ist, zurückzukehren! Bis nachts bei strömendem Regen an dem wildtosenden Meer, eine Szene von merkwürdiger Größe und selbst Stille trotz allen Aufruhrs. Hier selbstverständlich nicht die Donnerschläge wie bei Fécamp, wo die Wellen an dem steilen Strand oder an den Klippen sich brechen; nur ein ununterbrochenes, mächtiges, dumpfes Rufen, da die großen Wellen weit draußen hinter dem weiten Sandfeld bleiben. Aber dieses selbst, auch nachts sichtbar, in voller Bewegung; alle die hundert Badfuhrwerke wie in tiefen Schneewächten stehend und Sandwellen um Sandwellen, vom Wind gejagt und wie Wolken am Boden hinstreichend, den Dünen zueilend. Wenn man stille steht, stehen hinter den Füßen gleich Sandwächten auf; alles — Meer und Strand — ist in Bewegung. Keine Spur haftet nur einen Augenblick — in allem ein merkwürdiges und wahrhaftig nicht kleines Bild unsres Wesens, ein für kurze Zeit lebendig gewordener Menschengeist als Zuschauer für einige Jahre in dem unaufhörlich hinrasenden Sturm, den wir „Zeit" zu nennen pflegen. Nicht wenig ernsthaft, fürwahr in solchen Szenen, woher denn dieser stille Zuschauer in der Szene, das einzig Ruhige, was darin ist, gekommen und wohin er gehe. — Nach solchen Szenen in einem freundlichen und stillen Logis zu Bette gehen und dem Sturm der Zeit noch fühlbarer für eine Nacht entrissen zu sein, ist eine gute Sache. Und wie freundlich mein Logis, das Du vielleicht auch kennen willst! Ein Salon von der Größe unseres Eßzimmers, nur höher; eine Wand mit Fenster und Spiegel von oben bis unten, Aussicht aufs Meer und Dünen, weiß tapeziert; kein Möbel als Eßtisch, Eßschrank, ein paar Stühle, ein Schaukelstuhl, alles von weißem Ahorn. Anstoßend ein allerliebstes Schlafzimmerchen, ebensohoch, mit trefflichem Bett, eine große, schiebbare Doppeltür als Abschluß gegen das Speisezimmer. Ich bin noch nirgends so behaglich und so proper logiert gewesen.

Das mag Luxus sein, aber da ich Fécamp und Leyden ohnehin besucht hätte, so mögen mir diese wenigen und trotz allen Komforts bescheidenen Tage in Zandvoort wohl als ein Dessert vergönnt sein, das mir erlauben zu dürfen ich täglich dankbar bin.

Digitized by Google

Hauptsache ist ja auch hier Widerstand gegen das stark nahende Alter. Alle Tage selbstverständlich ein Bad, heute zwei. Leider treffe ich es nicht in passende Flutzeit, an die ich fast gebunden bin, da ich nur starken Wellenschlag suche. Schon manchmal sagte mir der Badaufseher, bei dem man den Wagen nimmt, daß er mir allemal zusehe, wenn ich bade, „das Bath, as you nehm, is een zeer chutes Bath“. Nun, man müßte doch nicht mehr als hundert Meerbäder hinter sich haben, um zu wissen, wie man baden soll, was allerdings hier die wenigsten zu verstehen scheinen. Ich werde wohl doch der älteste Handwerksbader hier sein.

Heute in Haarlem, teils um kleine Einkäufe zu machen, teils um das Vergnügen zu haben, wieder in seinen Wohnsitz am Meer zurückzukehren. Was das ein anderes Vergnügen ist, die Städte so zu besuchen, ohne Hetzerei von Gepäck und Ankunft und Abreise! Nun, wenn die Arbeit von 25 Jahren einem armen Teufel auch einmal während fünf Tagen die Ruhe eines kleinen Rentiers vorgaukelt, so bin ich gewaffnet genug, um dies Gaukelspiel nur als ein fünftägiges zu beurteilen. Deswegen genieße ich das Vergnügen doch, und es ist in der Tat kein kleines. Die Arbeit und Entsagung wird rasch genug da sein.

— — Und doch, so erfreulich dieser Aufenthalt, ist es nicht Frankreich! Welch glatteres und beweglicheres, leichtfüßigeres Leben dort! Namentlich Portnichet gehört doch zum Besten, was ich noch gesehen habe. Piriac, Bourg de Batz, die marées salantes von Escoublaz, das alte Guéraude, was das alles für mächtigere und vielsagendere Landschaft ist! Selbst der alte Schlegel, der dies alles auch kannte, schwärmte wieder, als ich ihm davon erzählte. Nirgends ließe sich so angenehm leben, wie in Frankreich, wiederholte er immer. Und magst Du darüber lachen oder tadeln, ich bleibe doch dabei, daß kein kleiner Vorzug in Frankreich darin besteht, so viel schöne Menschen zu sehen. Magst Du darüber denken, wie Du willst, und mag, worüber ich nicht etwa blind bin, dahinter noch so viel Schein stecken, eine Wohltat ist es doch, ein so kleines Entgelt für das Elend des Daseins um sich zu haben.

Digitized by Google

In Portnichet war davon freilich nicht gerade viel zu sehen; aber in Fécamp gehörte dies doch zu den kleinen Freuden meines einsamen Aufenthalts. Hier kein einziges schönes Gesicht und dort alles quick eyed, fair haired and well shaped. Seit dem Altertum ist Schönheit der Trost für die Bitterkeit des Daseins. Warum sollte denn ein einsamer Träumer, der wohl weiß, daß Schönheit nur die letzte Zufluchtsstätte der schaffenden Natur ist, sich nicht, wo er sie antrifft, derselben freuen, da er ja wohl weiß, daß dies nur Harmonien sind, mit welchen die Natur sich selbst befriedigt, ohne daß sie damit über sich hinauskäme.

Morgen noch ein ruhiger Sonntag am Meer, wie ich hoffe ein schöner Tag; schon heute, obschon nicht ohne Regen, der erste windlose Tag, seitdem ich von Basel fort bin. Er wird auch ruhiger sein, als wenn ich am Fest des Schweizerischen Alpenklubs in Basel wäre. Wie beruhigend auch das Gefühl, nicht eine Hastreise von acht oder zehn Tagen nach Rußland vor mir zu haben! Keinen Augenblick bin ich noch reuig gewesen. Das sind Sachen für unruhige Leute, zu denen ich nicht mehr gehöre. So sehr ich früher für Reisen schwärmte, so sehr ich Jahrzehnte für die Alpen schwärmte, und noch jetzt sind mir Zufluchtsorte wie Obstalden, Morschach, Les Plans Kleinodien, so hat doch von Jahr zu Jahr der Ozean mein Herz gewonnen. Möge mich seine Unendlichkeit auch vorbereiten auf die Unendlichkeit, der ich von Jahr zu Jahr immer eiligeren Schrittes entgegengehe.

Paramé, 18. August 1882.

(An seine Frau.)

Beklagenswert bleibt bei diesem allem doch diese tägliche Bemühung um den armseligen Ballast des Leibeslebens, und ich sehne mich, diesem Opfer wieder enthoben zu sein, das doch mehr oder weniger die erste Rolle in der ganzen Leistung eines Tages einnimmt. Was darüber einigermaßen trösten kann, ist nur der Umstand, daß eben das ganze übrige Jahr dieser armselige Ballast,

Digitized by Google

auf deſſen Koſten man ſchließlich doch alles erkauft und erarbeitet, was eben etwa einige Jahre längere Dauer haben könnte als dieſer Betrag aus Knochen und andern Subſtanzen, immer zu kurz kommt, ſo daß ſchließlich, wie ich dies namentlich dieſen Sommer lebhaft fühlte, auch der gewaltſamſte Druck aus dieſen ſtarrgepreßten Trebern keinen brauchbaren Saft mehr herauszuquetſchen vermochte. Auch ſehe ich deutlich genug an dem friſchen und fröhlichen Leben um mich her, wieviel, und namentlich bei den Franzoſen, Pflege des Leibes in jeder Richtung dieſem Behagen und Quellen und Blühen als Grundlage dient, und alle Tage predigt mir Taine in ſeiner Philoſophie de l'Art, daß Ordentliches in der Kunſt jeweilen nur zuſtande gekommen, wenn man die Askeſe beiſeite ſetzte und ſich, mehr oder weniger vollſtändig dem Heidentum zugewandt, des Leibeslebens freute.

Das iſt nun alles ſchön und gut für Verhältniſſe und Leute, die nicht wie ich darauf angewieſen ſind und zeitlebens angewieſen waren, alles, auch das letzte, durch Arbeit und durch Einſamkeit, ſowohl das, was man für ſich, als was man etwa für andere leiſtet, herauszupreſſen. Das nimmt, wenn das ererbte Kapital wie bei mir lediglich aus Knochen und Fleiſch und was dazu gehört beſtand, hart her und daher das von Jahr zu Jahr zunehmende Gefühl der Erſchöpfung. Darum das Gefühl, dieſe erſchöpfte Maſſe ſo eindringlich als möglich mit der Mutterlauge alten tieriſchen Lebens durchtränken zu müſſen. Wenn nur der Weg von der chemiſchen Subſtanz, die Quallen und Seeanemonen und Tintenfiſche ernährt, zu derjenigen, welche bei mir auch ſo für gar alles herhalten muß, nicht ſo weit wäre! Vielleicht daß ich noch eine recht ordentliche Krabbe oder Pieuvre abgeben könnte, während für das, was man von mir verlangt, das Zeug nicht mehr auszureichen ſcheint.

Digitized by Google

Paramé, 29. Auguſt 1882.

(An ſeine Frau.)

Trotz ſehr ſchlechten Wetters habe ich zwei Tage, Samstag und Sonntag bis Montags früh, auf Mont St. Michel zugebracht, auf der Rückkehr Mont Dol beſucht. Hierüber ließen ſich ellenlange Briefe ſchreiben! Ich bin lediglich hingegangen, um dort eine Flut ankommen zu ſehen, was ich leider nur einmal beobachten konnte, da ſie in dieſen Tagen teilweiſe auf Nachtſtunden fällt. Einen merkwürdigeren und packenderen Aufenthalt als St. Michel gibt es an ſich kaum; aber nachts bei Vollmond ſich dort mitten im meerloſen Meer zur Zeit der Ebbe in dieſem Schlamm und Einöden zu finden, iſt außerordentlich. Etwas Finſtereres und Traurigeres und Weltverlaſſeneres als einen ſolchen Anblick kann es kaum geben. Was ſich alles darüber ſchreiben ließe! Morgens 5 Uhr, Montags, verließ ich den Berg bei Flut, wo die Pferde ſo viel als ſchwimmend auf den Fahrweg gebracht werden mußten, da die Flut durch das Tor hinein bis in die Straße reichte und die Pferde bis zum Rücken deckte. Darüber mehreres mündlich.

Hier nun dieſer Tage die höchſte Flut des Jahres, 45 Fuß, und bei ſtürmiſchem Meer und heftigſtem Wind. Obſchon der Sturm noch lange nicht wie in Etretat, ſo iſt das Schauſpiel außerordentlich groß. Rieſige Wogen brechen ſich dicht vor der Schwelle des Gaſthauſes und alles, was Beine hat, ſteht am Strand, d. h. auf allen Mauern und Dämmen, wo ſich der Schwall haushoch erhebt und mit ungeheurem Donner abprallt. Bis nach St. Malo das ganze Ufer nur ein Wogenſchaum, und wie rieſig raſch dies heute anrückte, obſchon ja ſonſt die Flut 6 Stunden Zeit braucht bis zur Pleine mer! Und doch kein Vergleich mit St. Michel, wo das Meer geſtern zwar ganz ruhig anlangte, aber Flächen von einer Viertelſtunde Ausdehnung wie ein Blitz überlaufend. Drei Stunden lang ſtand ich geſtern auf St. Michel auf der Wacht, um dies zu verfolgen von den erſten Anfängen, wo man in unabſehbarer Entfernung die Flut nur wie eine lange

Digitized by Google

Herde von Schafen in gelblichen Linien in der Ferne entdecken konnte, bis sie innerhalb der Stadt war. Ich hätte das Phänomen gern auch auf dem Strand beobachtet, wenn das nicht so bedenklich wäre, da St. Michel eine einzige Eingangspforte hat, zu der man selbst bei Ebbe vom Strand aus nicht leicht gelangt, weil sich überall zwischen den unermeßlichen Schlammflächen Ablaufrinnen hineinlegen, in welchen das Wasser vollkommen geräuschlos, aber mit außerordentlicher Schnelligkeit vorwärtseilt und die erhöhten Stellen stets von rückwärts zudeckt, lange bevor die Flut vom Meer her auf direktem Weg anlangt.

Vitznau, 5. April 1883.

(An seine Frau.)

Lebe ich doch hier nur in alten Zeiten. Obschon ich mit Peter Merian, der mich ja hierhergebracht hat, erst in dessen 60. Jahr in bleibende Berührung gekommen bin, so rufen ja die Erinnerungen, in denen ich mich Tag und Nacht bewege, nur Vergangenes in Erinnerung. Welche Lehren! und, Gott sei Lob und Dank, größtenteils tröstliche und beruhigende, trotz der ungeheuren Veränderungen, welche das Entweichen dieser adeligen Natur mit sich bringt. Welche Vergleichungen und Prospekte über einstiges Urteil anderer über mich selber!

Wie es alternden Leuten zukommt, mehrt sich zwar allmählich die Zahl biographischer Skizzen, zu welchen ich veranlaßt war. Dr. Imhoff, Bischoff-Ehinger, Fininger, Agassiz, Darwin ꝛc. Näher als P. Merian konnte mich indes keine berühren. Nur Bernhard Studer war früher und tiefer mit meinem eigenen Lebensgang verflochten, da der meinige erst in seinem Geleise war mit dem Moment, wo ich nach Basel übersiedelte.

Eine wohltätige und unter allen Umständen an Selbstprüfung überaus reiche Aufgabe ist es aber dennoch, an einer solchen Aufgabe zu sitzen wie hier, obwohl ich mich entsetzlich nach Nachlaß und nicht nach Mehrung der Geistesspannung sehnte. Ob meine Arbeit irgend tauglich ist, kann ich noch schlechterdings nicht ermessen.

Digitized by Google

Was mich ängstigt, ist der Umstand, daß mir scheint, der Berg jeder Arbeit sei diesmal gleich im Beginn derselben gelegen, und mich vollständig gehen lasse. Es ist nicht unmöglich, daß ich die Entdeckung mache, daß ich den Berg noch gar nicht gesehen habe. Und wie unheimlich, keinerlei Data als eigene Erinnerung bei der Erinnerung an einen solchen Mann zur Hand zu haben! Alles, alles hat mich im Stich gelassen; sogar B. Studer hat mich ja mit Photographien abgefertigt. Wenn ich nicht wüßte, daß ein Mann, der gegen P. Merian die gleiche Pietät hegte wie ich, Gottlieb Bischoff, an einer ähnlichen Arbeit, selbstverständlich in anderer Richtung, beschäftigt ist, wäre ich in eigentlicher Verzweiflung. In Basel, in Basel soll ein Berner für einen Nachruf an P. Merian überall Abschlag finden! Da finde ich, was Temperament heißt, und habe den Eindruck, daß Berner Entschlossenheit doch noch etwas wert ist, wo es sich ums Handeln handelt, das ja das einzige Motiv meiner Aufgabe ist; denn ohne Handeln würde ja selbst Peter Merians Andenken im Sand verlaufen.

Sigriswil, 6. September 1883.

(An seine Frau.)

Obschon halb erfroren, bin ich mit meiner Wahl eines Wohnorts sehr zufrieden. Ein heimischer, mir aus Jugendzeiten lieber Ort! Leider sogenannte Gesellschaft, fast wie in Paramé! Zwei Bauernfrauen aus Alchenflüh oder ähnlichem Ort; eine Jungfer, die mir ein Burgdorfergesicht zu machen scheint; sie grinste mich vom ersten Moment an freundlich an, wie Jungfer Süßlächt im Jeremias; ich zittere ordentlich vor der Erkennungsszene! Ein Herr aus der Bundesstadt, Bummeli mit Namen; zwei fernere Herren aus der Bundesstadt, façon Rechtsagenten, ohne Zweifel dieser Kategorie von Hochmögenden angehörig. Zwei „Franzosen" sind heute abgereist; sie schienen mir von Payerne oder Moudon zu stammen; waren es Franzosen, so konnten sie höchstens aus Pontarlier oder Montbéliard herrühren.

Digitized by Google

Koſt ſehr einfach, aber recht gekocht und reinlich, und Hauptſache ausgezeichnet; das Zimmer, oder kaum Zimmer, Zimmerchen oder eher Manſarde, klein, hölzernes Täfel, ausgezeichnet freundlich, nicht mehr Möbel als nötig, vier Stück, und zum Fenſter hinaus nichts als Birnbäume und oben drüber Tannen und ziehendes Gewölk; ich könnte es nicht beſſer wünſchen; und ringsum dreſchen ſie in allen Tennen — ich bin in meiner Jugendluft, was ſollte man mehr wünſchen? Faſt hätte ich vergeſſen, beizufügen: 4½ Fr. Penſion und trinke Sigriswiler Ausſtich. Adieu les beaux yeux de Paramé, farewell merry England — man kann auch in Sigriswil zufrieden ſein! Einen Lebtig wie in gut Obſtalden oder weiland Morſchach — ich begehre es nicht beſſer.

Sigriswil, 12. September 1883.

(An ſeine Frau.)

Soeben — entſetzlich ſpät — ſchon über 3 Uhr, und ich ſollte um 3 Uhr längſt an der Arbeit ſitzen, dem Nebel zulieb in Merligen, wo ich unter dem mir ſeit 1846 bekannten Kirſchlorbeer von 11 Meter, ſage 36—40 Fuß Schattenweite — ich denke einer der größten auf heutiger Erde — einen Schoppen trefflichen Merliger, first rate — in vollem Regen, aber unter ſolchem Schutz ungeſtört trank; wie das ſchön iſt, dieſe Nebel und ſchwarzen Wolken; wie das ſich in den finſtern Flühen oben im Juſtistal (das ich übrigens am erſten Tag beſucht habe) regt und ſtreckt und bäumt und dehnt und kommt und geht und gebiert und ſtirbt — ein prachtvoller Anblick, den man allerdings nur im Gebirge hat; mais la mer n'a rien perdu pour moi! Schön iſt aber Merligen auch und die Bauernhäuſer im Emmdorf, von Reben umſponnen, von first rate maleriſcher Schönheit. Solche Heim trifft man allerdings in der Bretagne nicht; ob es aber Heim ſind, wie ſie ausſehen und ſein ſollten und ſein könnten, iſt mir noch lange unbekannt. Immerhin iſt Faktum, daß jedes Kind hier außerordentlich freundlich grüßt; es muß doch noch etwas Gutes wohnen hier.

Digitized by Google

Ziegelhütte-Stöckli bei Burgdorf, 2. August 1884.

(An seine Frau.)

Bekanntlich kein großer Freund von Korrespondenzkarten, will ich doch auch vom Ziegelbrückstöckli aus mindestens einmal einen Brief schreiben. Wenn auch andrer Art, so hat es seine Tugenden so gut wie die Insel Sark, und warum der Tugend ihr Lob vorenthalten, weil sie sich nicht für jedermanns Auge öffnet und bescheiden bleibt? Das sind in der ungeheuren Mehrzahl der Fälle Eigenschaften echterer und tieferer Natur, als was in aller Welt Augen fällt.

Ich will zugeben, daß der Ort nicht für jedermann passen würde und daß begehrliche und klagsame Naturen sich hier unglücklich fühlen könnten. Ich für mich habe noch nicht leicht einen glücklicheren Griff getan und namentlich auch deshalb, daß ich auf frische Faust die Sache abmachte beim ersten Blick, ohne jemand zu fragen. Was das für einen Wellenschlag von Wenn und Aber und Für und Wider abgegeben hätte, wenn ich etwas davon hätte verlauten lassen!

Was ich am meisten zu vermissen besorgte, ist das Geräusch des Oberburgbaches bei Nacht und der Anblick der Lärche beim Erwachen. Dafür habe ich hier nachts die Emme und beim Erwachen die Föhren gegenüber am Heimiswilsträßli. Vor dem Frühstück habe ich einen kühlen Spaziergang in meinen Park — allerdings weniger großartig als die Linden um Obstalden, aber doch, wenn die Morgensonne in die dunkeln Schluchten (oder Schlüchtchen) fällt, groß und still und feierlich genug, um den Tag mit Dankbarkeit zu beginnen. Wenn ich zurückkomme, gibt es erst noch einen kurzen Chat mit dem Wagner, der vor meinem Fenster arbeitet; ein Panskopf, wie ihn etwa Böcklin malte, der Bruder des ihm ähnlichen Heiterhänsel vom Sonnbergschürli, Gehris Freund. Über was? Über Windspälte im Eichenholz, über das verschiedene Wachstum der Bäume in einem Wald und in einer Hostet und wie man es anstellen müsse, um gerade Eschen zu bekommen. Ich

Digitized by Google

lerne von ihm und er sogar von mir, da ich ihm zeigen konnte aus meinem Park, daß die Eschen, wenn sie ganz jung seien, nur einfache Blätter haben und erst später gefiederte Blätter bekommen. Für ihn nicht gerade von großer Wichtigkeit, mehr für mich, der nun begreift, daß es fossile Eschen mit einfachen statt gefiederten Blättern gibt. Nachher noch ein zweiter Chat mit meiner Wirtin, die mir den Kaffee bringt, ein Gesicht und Natur, wie man sie nicht richtiger malen könnte für eines jener trefflichen Änneli oder Breneli, Mädeli oder Meyeli in Jeremias' Schulmeister oder Annebäbi. Über was? Wie man Zucker vor Ameisen aufzubewahren habe, oder wie man den Zug in einem Kaminrohr einrichten müsse, aus welchem übrigens gerade jetzt der Kaminfeger so lustig und fröhlich jodelt, daß es an den Föhrenstämmen gegenüber ordentlich widerhallt. Da reicht denn freilich meine eigene Weisheit schon weniger aus und muß ich sie gelegentlich in Heimiswil bei Mindi holen. Sogar an einem wunderbaren botanischen Garten fehlt es mir nicht, wo Wegerichstengel zwei Fuß hoch werden, und Farnkrautstengel habe ich letzthin, wo ich im Morgentau über Berg und Tal nach Heimiswil ging, um ihnen dort guten Tag zu sagen, zurückgebracht, die mir mein Freund, der Wagner, mit großer Andacht auf mehrere Fuß Höhe abmaß.

Den Tag über bin ich meistens zu Haus, abgesehen vom Mittagessen, das mir kaum Zeit wegnimmt, da es punkt 12 Uhr auf dem Tisch ist und mir Anlaß gibt, mich täglich, wenn ich durch das prachtvolle Ulmenportal bei Heinigers mich wieder der Ziegelbrücke zuwende, neu zu freuen, in dieses stille und friedliche Gelände einzukehren.

— — — Wenn ich abends das Licht lösche und über die stillen Wälder herein der Mond in die taunassen Matten schimmert, so liegt eigentlich über der Landschaft, aber ohne daß sie ihre Freundlichkeit verliert, eine merkwürdig tiefe Trauer. Nicht etwa Klage oder Weh, aber Harren auf Besseres, als was selbst der nächste Morgen bringt.

Wie lange ich noch hier bleibe, weiß ich nicht. Ich sehne

Digitized by Google

mich nicht fort. Ich wollte, ich könnte hier bleiben. Die Jagd des Lebens und der Verhältnisse wird mich aber früh genug forttreiben, und es ist nicht gesagt, daß ich nicht doch noch ans Meer gehe. Wenn es nur nicht so weit wäre.

Heyst van Zee, 15. September 1884.

(An seine Frau.)

In besserer Freundschaft stand ich, wie schon am ersten Tag geschrieben, mit dem Meer. Ich habe ihm auch Unrecht getan, als ich vorgestern meinte, des Badens zu viel getan zu haben. Das rührte von einer Kletterei auf den Fischerbarken her, und seither nehme ich wieder meine zwei Bäder im Tag; morgens gleich aus dem Bett, wo es zwar allemal einen Entschluß dazu braucht, und wieder abends, und glücklicherweise fällt seit einigen Tagen die Flut auf diese Zeit. Es war wohl nur Feigheit, daß ich nicht früher schon so begann. Die Badezeit ist hier, ob Flut oder Ebbe — der prächtige Strand und das prächtige Meer lassen dies wirklich zu allen Zeiten zu —, zwischen 11 und 12 Uhr, so daß ich morgens und abends in der Regel allein bin; und gleich aus dem Bett in die noch kühle Luft hinaus und in die überschlagenden Wellen, braucht allerdings Tag für Tag einen gewissen Mut, wenn man durchaus allein ist; aber sobald die erste Sturzwelle über den Kopf weg ist, ist es ein wahres Glück, sich in diesem lebengebärenden Teil des Planetchens, dem wir entsprossen sind, zu fühlen, und braucht es wieder Entschluß, der Terra ferma zuzuwatscheln, wo man eben überall an Gestelle gebunden ist und wo sich alles drückt und stößt, weil die Unterlage allerorts hart ist und man also nur von Widerstand lebt. Es hätte gewiß ein recht ordentlicher und zufriedener Fisch aus mir werden können, möchte es auch, bei so viel Sitzens, wie mir zu teil wird, einen Tintenfisch abgesetzt haben, wenn ich nicht meinen ersten Boden auf der Nagelfluh gefunden hätte.

Seit einigen Tagen bewegt sich das Meer in den prachtvollen

Digitized by Google

regelmäßigen Linienwellen, die sich dem Strand zu in wunderbarem Bogen überschlagen und dann das Wasser weithin mit weißem Schaum marmorieren. Man kann bei dem tadellosen Strand die Wellen in vollem Schlag empfangen oder erst in Gischt, oder man kann sich sogar ohne Gefahr in das ruhige Meer hinauswagen, wo dann die Welle nur in die Höhe hebt und den armseligen Fisch wieder auf die Beine stellt. So freue ich mich vom Morgenbad auf das abendliche, und da ich mittlerweile gelernt habe, den Cognac mit einem Schiedam zu vertauschen und mir auch die Freiheit erlaubt habe, meine Spaziergänge am Strand barfüßig auszuführen, wie es die Kinder tun, mit welchen ich am Strand einzig verkehre, so ist also auch in die trockene Tageszeit allerlei Abwechslung eingetreten, und von 9 Uhr abends bis $6^1/_2$ Uhr morgens schlafe ich, wie ich im Binnenland selten schlafe.

Je länger ich am Meer lebe, desto mehr merke ich, was das Landklima an dem Baden mitwirkt; bei warmer und stiller Luft und guten Kabinen, wie sie hier alle sind, ist die Wirkung unvergleichlich viel wohltätiger als bei wildem Wetter, wo dann der erbärmliche Fisch aufs Trockene gesetzt, wie eigentlich billig, zu erfrieren glaubt, bis er endlich sich wieder in einen auf Vierfüßer statt auf Flossentiere berechneten Pelz hineingewürgt hat. Was aus der Menschheit wohl hätte werden können, wenn sie im Wasser geblieben wäre? Böcklin muß kein Wassermann sein, sonst hätte er seine Tritonen besser ausgestattet. Hoffen wir also, da gegen das einmal bestehende Naturgesetz nicht aufzukommen ist, daß einmal doch der Gegensatz zwischen den beiden Wohnorten für Leben weniger grell werde. Da ich dies nicht mehr erleben werde, so muß ich also wohl oder übel dem Meer in Bälde den Rücken kehren; aber wieder, wie noch jedesmal, wird es mit dankerfülltem Herzen geschehen.

Digitized by Google

Heyst, 13. September 1885.

(An seine Frau.)

So lebt man also eigentlich auch am Meer auf Bergesgipfeln, da man den Horizont beherrscht, und hierin liegt gewiß der Kern des so vielfach Analogen zwischen Bergwelt und Meeresstrand, nur daß das Meer die immer noch lebendige Lebensquelle, während das Gebirge nur Erstarrtes enthält und also um so toter und um so einsamer wird, je mehr man sich über die Vegetation erhebt, wobei zudem das Meer immer Junges gebiert, während im Gebirge nur alte Organismen standhalten. Ich lobe mir das Meer von neuem, obwohl es für Landreptilien, wie wir sind, auch feindlich und schreckhaft sein kann. Aber Water-babies waren wir seinerzeit, nur ist es sehr lange her, doch auch; und zu einem Süßwasserfisch bringe ich es allem Anschein nach zeitlebens nicht; ich bleibe ein Strandgeschöpf, wie ja auch die Zeit, in der unser Leben abläuft, mich von Jahr zu Jahr immer mehr dem Strande dieser Bewegung zuspült.

Basel, 7. November 1885.

(An seinen Schüler stud. phil. Egger in Arosa.)

Wertester Herr!

Daß das heimtückische Übel, das schon Ihren Bruder getroffen, nun auch Sie angepackt hat, darüber kein Wort. Es tut mir das entsetzlich leid; aber das ist über unserm Vermögen, und wohl oder übel muß man also damit rechnen; das ist ein Feind, der sich nicht ignorieren, noch mit Ausflüchten abspeisen läßt. Sie dürfen ihn also auch Ihrerseits nicht aus dem Auge verlieren.

Andererseits heißt es selbstverständlich dem Feind nicht mehr einräumen als nötig. Das ist leider nun Sache des Arztes darüber zu urteilen, wieweit Ihnen Lektüre, die nicht etwa anstrengungslos ist, und Skriptur etwa gestattet sein mag.

Wenn ein gewisses Maß davon zulässig ist, so sind Sie in einem Alter, wo eine gute Dosis freier Zeit wie ein Glücksfund

Digitized by Google

angesehen werden kann und wo es heißt, denselben zu benützen. Gott, was ich glücklich wäre, einen Winter in einem Schneegelände wie Arosa zubringen zu können! Da ist ja nicht geistiges Brachliegen notwendige Konsequenz, sondern ich nehme an, daß da gerade geistige Konzentrierung durchaus nicht ausgeschlossen sei. Nur vom äußern Material, von den Objekten Ihres bisherigen Studiums sind Sie allerdings durch einige Kubikstunden von Bündnerflysch und von serpentinähnlichem, unerbittlichem Felsgeklötz ernsthaft abgeschlossen. Gut, so wenden Sie sich an das Subjekt und arbeiten Sie an sich selber und lassen in der Wintersonne von Arosa Ihr Denken ausreifen, wie die Sommersonne dort in wenigen Wochen doch noch allerhand gute Frucht ausreift.

Praktisch könnte es sein, wenn Sie Material vorrätig genug hätten, etwa dort zunächst Ihren Dissertationsgedanken auszureifen, und vielleicht könnte ja dort, sofern ein gewisses Maß von Arbeit erlaubt ist, dies sogar eine gewisse Form gewinnen. Was denkt man richtiger und logischer an so einsamem Ort als in der Jagd von Städten!!

Aber falls Sie auch mit so konkreten Aufgaben sich noch nicht sollten befassen dürfen, welches Geschenk kann es sein, zur richtigen Zeit, wenn die Augen noch frisch, das Herz noch warm, wenn der Geist noch elastisch, seinen Blick noch über die bloße Erscheinung der Materie ausdehnen zu können; da braucht Arosa noch lange kein verlorner Posten zu werden, sondern kann gerade unter Umständen ein Fundament für eine ganze Lebenszeit werden. Machen Sie sich also an Lektüre und, wo immer möglich, mit der Feder in der Hand. Literatur geht jetzt bis in den Himalaya, warum nicht auch bis Arosa. Nur sorgen Sie dafür, wenn sie Frucht tragen soll, daß sie besonnen, nicht hastig und von logischer Auswahl sei. Sie können ja dabei abwechseln, Historisches, Abstraktes, Konkretes. Wenn Ihnen was fehlt, so will ich für Zusendung sorgen. Nur vergeuden Sie nichts mit Unbedeutendem. Lesen Sie viel von Johannes Müller, viel von C. F. von Baer, von dem man eigentlich alles lesen sollte, viel auch von Darwin, kurz das

Digitized by Google

alles wissen Sie, und wohl besser als ich, was Ihnen in besonderem Maße frommen kann, und wenn Ihnen also dies oder jenes fehlt, so zählen Sie auf meine Bereitwilligkeit, Ihnen die Hilfe zu leisten, die ich leisten kann. Sorgen Sie dafür, aus dem scheinbaren Verlust einen Gewinn zu machen, aber alles selbstverständlich nur im Einverständnis mit der Gesundheit auch des Körpers, an den wir eben leider mit eisernen Ketten geschmiedet sind. Seien Sie also vorsichtig und riskieren nichts; das wäre übler als alles. Rechnen Sie mit Ihrem Feind, dem Sie nicht trotzen können; aber benützen Sie weise das Terrain, das er Ihnen gelassen hat.

Vitznau, 1. Mai 1886.

(An seine Frau.)

Heute nasser, schwerer, kalter Nebel und Nebelregen bis an den Boden und doch auf meinem regelmäßigen Morgengang am Berg hinauf welche Wunder seit den zwei Tagen, da ich auf Felsentor war! Alles ist verändert. In den zwei Tagen sind die Kirschbäume abgeblüht, und alles ist jetzt mit den Blumenblättern wie mit Schnee bedeckt. Die Äpfel- und Birnbäume stehen jetzt in Blumen; der Buchenwald, vor zwei Tagen noch braun, ist jetzt vollkommen belaubt, und sogar an Nuß- und Kastanienbäumen öffnen sich die Blatt- und Blütenbüschel. Und erst wenn ich mich auf den verborgenen Fußpfaden im Wald umsehe, wo ich fast alle Tage promeniere, um doch in ordentlicher Gesellschaft zu leben, und wo ich also fast jeden Strauch und jedes Kraut bis auf die mächtigen Moospolster an den Felsblöcken kenne, was hat sich da Erstaunliches in nur zwei Tagen vollzogen, wovon man bei unserm elenden und erbärmlichen Städte- und Berufsleben keine Ahnung hat, obschon es unsäglich lehrhafter und wichtiger ist, als der Krimskrams, womit man in den Menschenmenagerien, in welchen unser größter Lebensteil eingesperrt ist, gequält ist. In zwei Tagen sind da große Zweige und Blütenbüschel zum Vorschein gekommen,

Digitized by Google

wo vorgestern noch alles sorgfältig geschlossene Knospen waren. Ganze Generationen von Pflanzen, die vor acht Tagen in Blüte standen, sind abgeblüht und stehen in Samen oder bereits am Verwelken und Modern; ihr Sommer ist bereits vorbei, und an ihre Stelle traten schon jetzt andre, die auch nicht länger dauern werden. Was den Sommer überleben soll, ist noch gar nicht da oder nur verborgen, und erst breitet sich über allem der Schatten der Tausende von Kraut und Moos bewachsenen, Generationen überlebenden Bäume aus, aus deren vor zwei Tagen scheinbar toten Ästen Frühlingssonne und Regen jetzt ein ungeheures Dach von Blättern hervorgezaubert haben. Ein erstaunliches Regen und Treiben von Leben! Und wie frisch und fröhlich und leid- und sorgenlos zu dem aller Ursprünglichkeit und Natürlichkeit entkleideten Menschenleben, wie es in den entsetzlichen Ameisenhaufen von Menschen, an welche wir gebunden sind, abläuft. Wie schwer, daß sich da etwas von fröhlichen Blumen und von fruchtbarem Samen über den Haufen von Moder, den das Gewimmel aufwirft, hinausrettet! Welche Lehre also, da dem aufkeimenden Leben, das ja mit dem Abmodern des Stengels und der Blätter nicht zum Absterben bestimmt ist, sondern außer dem Ausstreuen von gutem Samen schon hier einer ganz andern Blütezeit entgegengeht, schon hier alle Sonne und alles Licht zuzuwenden und davon allen Moder und alles Nahrungslose und Verkümmernde fernzuhalten, was in unsrer Kraft liegt! Wie möchte ich in solchem Lichte unserm kleinen Enkel gönnen, daß ihm auch in seiner Frühlingszeit so viel Spielraum zum Wurzelfassen und so viel Sonne und Licht zum Entfalten und Treiben von Blatt und Stengel zuteil werden möge, wie Dir und mir in unsrer Jugendzeit zuteil ward, die mich doch in vieler Beziehung an das fröhliche Grünen und Blühen mahnt, das ich hier vor mir sehe.

Was mir hier besser getan hat als alles andre und was auch allein vermochte, mir wieder etwas Lebenslust und Humor zu geben, solange Schlaflosigkeit nicht alles knickt, ist die gute Gesellschaft, in der ich hier lebe und die ich mit Vitznau mindestens zur einen

Digitized by Google

Hälfte verlasse; das sind die Blumen und die Kinder. Von einem Tag auf den andern freuen wir uns beide, einander wiederzusehen. Seit Jahren lebte ich nicht in mir so zusagender Gesellschaft, und nach allem, was hinter mir liegt, bedurfte ich solches viel mehr als allen Lärm von Städten, und wäre es auch Rom. Wie ich am Morgen zur Tür ausgehe, klefelet mir dies Volk mit den nackten Füßen in den Holzsandalen aus den tropfnassen Blumenmatten entgegen mit strahlenden Augen, und ich lebe, soweit dies in meinen Jahren möglich ist, Kindererinnerungen aus der Zeit von Biglen durch.

Rüti auf Hasleberg, 14. September 1888.

(An seine Frau.)

Wenn ich Dich einen Augenblick hierherzaubern könnte! Nachts, bei schwachem Mondlicht, so weit es der dichte Nebel durchließ, kehre ich von einem nächtlichen Spaziergang nach Gummenalp in ein Zimmer zurück voll Mondenschein, fast wie vom Wetterhorn und Rosenlauigletscher reflektiert, voll würzigsten Heu- oder Emdduftes, voll feuchten Föhns von der Grimsel her, voll gaukelhafter Zauberbilder, die Mond und Nebel miteinander spielen auf einer Bühne, wo im Mondlicht die riesigen Ahornmassen wie andächtige Zuschauer herumstehen und über welchen jenseits des verborgenen Aaretals das Ritzlihorn und das Wellhorn hoch oben in dem dunkeln Himmelszelt ihre Schneekronen noch im Mondlicht zur Schau stellen. Wahrhaftig von den wunderbarsten und zum Herzen gehendsten Sachen, die man sehen kann! Du mußt dies auch einmal sehen.

Welch unsäglichlicher Frieden, so über allem Talgetrieb in der Höhe zu wohnen, buchstäblich in den Wolken und doch das Mondlicht auf all den steinbeschwerten Schindeldächern, eine Poesie von Stillleben und unverdorbenstem Kinderglücke malend, die vielleicht nicht existiert, die aber jeder, der das gekannt hat, aus sich hervorholt, sich sagend, ja das war's, was ich einst als selbstverständlich täglich um mich wußte, ohne es zu kennen oder zu

Digitized by Google

verstehen, weil es zum eingebornen Jugendbesitztum gehörte. Auch gehört dazu wahrhaftig, um es so voll zu empfinden, ein Bauernhaus, unter Ahornen und in Emdmatten gebettet unter seinesgleichen, das heißt unter Einheimischen, also mit dem Gefühl, daß man da oben in dieser wahrhaft idealen Natur zu Hause sei; zu Hause, daheim, seliges Wort, das an Kinderzeiten erinnert und an künftige Ideale, die die schwindenden hiesigen ersetzen sollen.

Bitznau, 18. September 1891.

(An seine Frau nach dem Tode seines Bruders Adolf.)

Jahrzehntelange, ja lebenslange Erfahrungen intimster Art sind ja durch die Ereignisse einer einzigen Woche wie von einem Pflug, der durch den Acker fährt, aufgedeckt und ans Licht gezogen worden. Sie waren wie in einem Sarg verborgen, und manches konnte man auch wirklich begraben glauben. Allein zuckendes Leben hat sich in all diesen alten Sachen bis zurück nach Biglen doch noch gezeigt, und man ist gewahr geworden, wie tiefe Wurzeln, aus unbekannten Gründen jetzt noch sich regend, so viele, viele an sich unbedeutende Erlebnisse, von welchen man nichts mehr zu wissen glaubte, getrieben haben.

Innert acht Tagen sind vergangene Jahrzehnte wie Schichten von Morgenwolken oder wie entfernte Bergketten, die man einst überschritten, vor unsern Augen aufgestiegen, die durch mächtige Hand und wider unsern Willen auf einmal der Vergangenheit zugewendet worden sind, während die Tageshetze, die unerbittliche, sonst Jahrreihen hindurch zwingt, nur immer in die Zukunft hinauszustarren und zu spähen, was sich zeigt, ob Übles, ob ein Ruhepunkt.

Kein Zweifel, daß solche machtvolle Haltgebote, die nötigen, sich auf sich selbst zu besinnen, wohltätig wirken und daß es wünschbar wäre, daß sie und da einträfen. Wenn sie nur nicht dabei für andre in der Regel so schmerzlich wären! Doch habe

Digitized by Google

ich in dem vorliegenden Fall immer mehr und mehr das Gefühl, daß Adolfs Hinscheiden auch seinen Allernächsten immer mehr und mehr wie ein ernstes Loblied klingen sollte, das die jähe Dissonanz, die vor einem Jahr ihr Leben erschreckte, jetzt in eine stille Harmonie auflöst, die nichts Feindliches oder Schreckbares mehr an sich hat.

Da Adolfs nächste Angehörige mit so viel Trost und Siegesbewußtsein auf dessen Leben zurückblicken können und auch der Blick in die Zukunft doch viel weniger des Dunkeln bietet als in manchen verwandten Fällen, so haben die acht Tage, die ich mehr oder weniger daselbst oder in der Nähe verlebt habe, bei all ihrer Trauer — und ist Trauer denn überhaupt etwas so Schlimmes? — bei mir eher einen milden und friedfertigen Eindruck hinterlassen, so sehr, daß ich mich schon fürchte, daß auch dieser nur zu bald — mindestens für kürzere oder längere Perioden — erblassen und seine gute Kraft verlieren möchte. Ich kann meine gegenwärtige Stimmung nicht besser bezeichnen, als wenn ich sage, daß ich Heimweh nach Walkringen und seinen Eindrücken habe, und doch, obschon ich dabei mehr verweilen möchte, treibt ja der wüste Drang der Gegenwart immer fort, fort ohne Ruh und Rast. Nur keinen Augenblick stille stehen und sich zur Besinnung sammeln, das ist ja die Parole dieses wüsten und verächtlichen Lebens.

Alles, was diese merkwürdigen acht Tage, welche ja mit Adolfs auch mein eigenes Leben wie auf einer äußerlich ganz staubig gewordenen Rolle auf dem Estrich wieder in frischer Jugendfarbe vor die Augen führten und dabei umgekehrt auch die Erlebnisse der letzten Jahre, auch die frischesten in Heyst, in entfernte Vergangenheit rückten, als vollkommen unbedeutend im Vergleich zu alten Zeiten — nebenbei eine wichtige und wie mir scheint eher tröstliche Lehre — hat mich um Jahre und Jahre älter, in andrer Beziehung jünger gemacht, das heißt mein entferntes Jugendleben mir näher gerückt. Möchte das nur immer mehr der Fall sein und nicht erblassen!

Meine allerherzlichsten Grüße an die lieben Walkringer. Du darfst ihnen wohl sagen, wie mir zu Mute ist. Es hängen zwar

Digitized by Google

noch schwarze Wolken genug über ihnen. Allein von einer Stelle ist es Licht, helles Licht geworden, so hell, daß es wohl die Zuversicht stärken kann, daß auch diese Wolken ihm früher oder später weichen werden.

Nervi, 14. Dezember 1892.

(An seine Nichte Frl. Anna Rütimeyer in Walkringen.)

Das Fensterchen, das Du mit Deinem trefflichen Brief an die Tante geöffnet hast, hat einen so frischen und herzerfreuenden Luftzug von der Hammegg nach Nervi gebracht, daß man wohl dafür danken darf, auch auf die Gefahr hin, in seinen alten Tagen noch als einer, der in den Wolken lebt, gemeinhin Phantast geheißen, bezeichnet zu werden. Du ahntest ja kaum, als du von der Hammegg schriebest und von den Schneewächten auf jedem mit Brüsch umsäumten Knubel daselbst, daß auch ich dort sehr zu Hause bin und daß mich Deine Schilderungen wie alte Heimatslieder, „freundlich, ernst und mild und traurig, wie ein regnerischer Tag", anmuteten. Habe ich denn nicht alle diese vor 60 Jahren wohl noch viel mehr als jetzt in ihren dichten Brüschmantel gekleideten Gräte und die mit den freien Knubeln abwechselnden, in dunkles Moos getauchten dunklen Tannenwälder schon als Kind durchträumt wie eine geheimnisvolle Welt, an deren lichten Punkten eine merkwürdige Herrlichkeit von Schneegebirgen leuchtend auftauchte; habe ich nicht später dort, als ich in den Gymnasialjahren Kräuter zu sammeln begann, mich jedes Büschelchens der mir als absolut exotisch erschienenen Jasione gefreut und in meiner wissenschaftlichen Erstlingsarbeit über die Hieracien des Emmentals (nicht einmal als Manuskript zum Druck gekommen, aber doch seinerzeit in Bern unter Trompetenstößen mit einem goldenen Gymnasialbatzen belohnt, dessen Schachtel noch lebt) mit nicht geringem Selbstbewußtsein auf eine Anzahl merkwürdiger Unterformen von Hieracium umbellatum von Hammegg, Neunhaupt ꝛc. hingewiesen und ja auch noch von Oberburg oder von Basel aus häufig meine Schritte diesen so bescheiden

Digitized by Google

aussehenden Revieren zugewandt, wenn es mir um Eintauchen in heimatliche Luft zu tun war!

Und bin ich denn nicht der bald zierlichen und wundersamen, bald drohenden und schreckhaften Erscheinung der winterlichen Schneewächten wiederum auf diesen selben Gräten oder auf der Hundschüpfen oder ähnlichen im Winter noch erreichbaren Gebieten erst aus Entzücken an der Formenschönheit und Beweglichkeit, später, als mir ihre Bedeutung im Hochgebirge oder in Polarregionen durch Lektüre klar geworden, jahrelang fast mit Andacht nachgelaufen? Kurz, ich habe jedes Wort Deiner lebendigen Erzählung nicht verschluckt, sondern langsam und nachhaltig durchgekostet und dem frischen, kühlen Luftzug aus wirklich nun 60 und mehr Jahre zurückliegenden glücklichen Zeiten so offenen Zugang als irgend möglich gelassen, und in meinem Innern tönte immerfort ein leises „Ihr seid glückliche Leute."

Nicht daß ich vergesse, daß trotz aller Altersgebrechen, die mindestens auf mir — glücklicherweise nicht auf der Tante — lasten, die meisten unsrer Freunde uns glücklich schätzen, den Winter hier zuzubringen, in Verhältnissen, deren Schilderung ich der Tante überlasse, da ich dergleichen in frühern Jahren und namentlich vor 40 Jahren, wo ich solche Gegenden zum erstenmal kennen lernte, in fast strafwürdig langen Briefen von vielen engbeschriebenen Quartseiten an Adolf getan habe.

Obschon ich gewiß, da ich ja meiner Lebtag gezeichnet und gemalt habe, den Sinn für alle Schönheit, namentlich der unorganischen und vegetabilischen Natur, in der man hier lebt, nicht verloren habe, so erscheint mir doch allerlei jetzt in einem recht andern Licht als damals, und, wie ich glaube, nicht ganz mit Unrecht, obschon allerdings der Umstand, daß ich damals leicht beweglich war, jetzt schwer beweglich, viel dazu beiträgt.

Darwin hat in einer seiner merkwürdigsten Schriften, „Über den Regenwurm", darauf hingewiesen, wie hauptsächlich durch die Arbeit der Regenwürmer menschliche Monumente, Bauwerke aller Art und nicht nur vereinzelte, sondern ganze Städte, überhaupt

Digitized by Google

die Dokumente von Menschendasein allmählich in den Erdboden sinken, wo er nicht aus Fels besteht, so daß Generationen um Generationen ihre Bauwerke immer auf den Trümmern ihrer Vorgänger auftürmen. Die Ausgrabungen nicht nur in Italien, sondern noch mehr auf älterm Boden, in Hellas, Troja, Mesopotamien, Ägypten, haben dies in neuerer Zeit in merkwürdiger Weise bestätigt, da fast überall weit mehr Jahresringe von Menschenbauwerken und Menschenszenen an den Tag kamen, als man nach den vorhandenen Erinnerungen oder Aufzeichnungen erwarten konnte.

Kein Eindruck ist mir hier lebhafter geworden, als daß wir hier in Nervi — und dies gilt für die gesamte Küste von Italien, die Du ja besser kennst als ich, liebe Anna — und zwar obschon hier der Baugrund aus Fels besteht, halb unterirdisch wohnen. Man verkehrt in engen, dunkeln Straßen, die von turmhohen Häusern eingerahmt sind. Sonne kommt fast nur den Dachwohnungen zu. Ins „Freie“ zu kommen ist fast nur Vögeln möglich, denn auch die Landschaft, d. h. der Berg, ist von übereinander getürmten Terrassen, wo man die Ölbäume und Pomeranzen pflanzt, in so massenhaften Lagen zugedeckt, daß wiederum fast unterirdisch gewordene Kanäle, man kann wirklich sagen nur Dolen, d. h. engste Gäßchen, von haushohen Mauern eingeschlossen, am Berg herumführen wie in einem Bau von Schermäusen. Kurz, Stadt und Land sind schon mehr als halb in den Boden gesunken, und wieviel Schichten einstiger Kultur unter den jetzt einsinkenden liegen, wird schwer zu sagen sein.

An der Oberfläche, am sonnigen Licht ist man also nur am Meer, dem geheimnisvollen, in die gar allerältesten Erdzeiten zurückreichenden Abschnitt von Erde, welcher, obwohl er in seinen dunkelsten Abgründen noch heutzutage eine Lebewelt entschwundener Erdperioden nährt, doch vermutlich auch denjenigen Abschnitt des Erdkörpers bildet, wo allein, wenn dies überhaupt noch geschieht, neue Geschöpfe, doch gewißlich nur allerniedrigster Art, die noch undenkbare Zeiträume zum Aufsteigen zu höherer Organisation vor sich haben, geboren werden.

Digitized by Google

Also nur das Meer ist hier trotz seines Alters gleichzeitig jung, aber undurchsichtig und geheimnisvoll. Wie schwarz gähnt es aus seinen Tiefen herauf, wenn der Wind es nur wenig aufwühlt! Welch andere Szene das Luftmeer, das Euch nun im Winter einhüllt und einen Mantel, gewoben aus von Licht und Luft durchtränkten und daher schneeweißen, zierlichsten Kristallen und in Wächten zartester und mächtigster Art, seine Wellen werfend über Berg und Tal, geworfen hat! Wie jugendlich und frisch ist das alles im Vergleich mit hier! Was Wunder, daß ich Dir bei Deinem Briefe sagte: Da seht Ihr, Ihr lebet also doch noch buchstäblicher am und im rosigen Licht und in jugendfrischeren Szenen, als wir in unserm auf der Oberfläche allerdings mit Palmen überwachsenen Bergwerk.

Auch die Menschen in die Parallele hineinziehen zu wollen, würde bei Euch wieder wohl auf bedenkliches Kopfschütteln stoßen; und doch werdet Ihr mir beistimmen, wenn ich, trotz aller bedenklichen Schattenseiten, die gerade im Pfarrhaus viel Leid bringen, im großen und ganzen mir sagte, daß dies Zusammenleben der Menschen in wenn auch noch so ärmlichen Familienfestungen, wie wenigstens die so über alles Maß ehrenfesten größern Bauernhäuser zu nennen sind, wo Generation auf Generation auf ihrem Grund und Boden, umgeben von Garten und Hofstatt und Wald lebt, einen unsäglich günstigeren Boden für gute Menschenfrucht bilden als die ungeheuren Kehrichthaufen von Menschenleben, das in den hiesigen Maulwurfslabyrinthen sich eingenistet hat.

Ich muß den Brief doch einmal schließen. Mit welcher Sympathie ich die geschwisterlichen Pfarrersleute samt ihrem Bello auch unter die tropfenden oder mit Eiszapfen bekränzten Strohdächer begleitete, jedes das Seinige, sei es Brot oder Salz, sei es Nahrung, sei es Würze für das sicher mühsam flackernde Geistesleben dieser Einsiedler spendend, brauche ich nicht zu sagen. Wie lebhaft versetzte mich ja auch das in die Zeiten, wo mich Papa schon als Kind auf seinen Hausbesuchen auf diesen selben Gräten und Eggen mitnahm und von wo ich keinen tiefern und gewissern Eindruck

Digitized by Google

behalten habe als den, daß von solcher Art von Tätigkeit nach beiden Seiten, der empfangenden und der spendenden, Segen, sei er unmittelbar vernehmlich oder nicht unmittelbar, gewisser ausgehen müsse als von fast irgend einer andern. Allerdings kehrt Ihr scheinbar in ein leeres Haus zurück. Aber füllt nicht der Segen der auf dem Friedhof wohnenden beiden Eltern das ganze Haus und die Gemeinde?

Dein Brief hat also vielleicht noch nachhaltiger gewirkt als Du dachtest, liebe Anna; auch insofern als mir wieder eindringlicher als in dem sonstigen Alltagsleben aus diesem „Stillleben", das Dein Gemälde uns so unerwartet und an so fremdem Ort vor Augen stellte, der Ruf entgegentönte: Nicht verzagt! Was so gesäet wird, wiegt vieles auf, was mit geringerer Anstrengung vielleicht mehr Licht verbreitet. Ich schließe das Fensterchen mit einem herzlichen Dank für den frischen Hauch von der Hammegg und mit tausend Grüßen von uns beiden an Euch.

Viareggio, 11. April 1893.

(An Anna.)

— — — Noch einige Tage hier verweilen zu können, das wäre, wie sollte ich es leugnen, mehr als die vier Monate in Nervi, wenn Tag für Tag, vom Morgen bis Abend, es bei jedem doch nun mehr als vierzehn Tage genossenen Anblick tönt: „Verweile doch, du bist so schön!" So vollkommen frei am äußersten Strand, daß nur nachts noch die Meerseite der Leuchtbilder von Spezzia hier und von Livorno dort den Strand markieren. Und auf diesem gegenwärtig am hellen Morgen wahrhaftig so still und bewegungslos und geräuschlos wie ein Kind träumenden Spiegel auch die hochragenden Schiffe alle mit ihren Riesenmasten und sonst so geschäftigen Seilwerk schlummernd; nur etwa die kleinen Barken, wo Fischer in antiker Art mit Harpunen, die noch jetzt jede Neptunstatue zieren würden, nur durch ein kurzes Zittern anmelden, daß der Wurf einen großen Zitterrochen getroffen hat;

Digitized by Google

und landabwärts, wo in Nervi Aug und Fuß nichts, aber auch gar nichts als wüstes, allerdings mit Ölwald und Zypressen etwas zugedecktes Gemäuer bis in den blauen Himmel aufsteigen sah — hier vorweg, an so vollkommen offenem Meer erst der weißglänzende, fast traurig stimmende und doch gerade deshalb so tief malerische Dünenstreif wie in Holland, wie im Morbihan und dergl., der von selber in so stummer und doch so mächtiger Sprache von dem Verhältnis zwischen Ozean und Menschlein, etwas weniger fröhlich als dasjenige zwischen Ozean und Fischlein, spricht. Aber doch dicht über diesem weißen Streifen, so weit das Auge reicht und alle Breite des Flachlandes zudeckend, von Pisa bis gegen Spezzia hin das bald glänzendst grün leuchtende, bald tiefschwarze, schweigende Band des etwa zehn Stunden ausgedehnten Pinienwaldes, bis in weiteste Fernen ein einziger ununterbrochener Schirm von Vegetation, getragen von Millionen von schlanken Säulen, durch welche an etwas lichtern Stellen entweder der lichtblaue Himmel oder die tiefblauen Berge von Lucca oder Pisa durchleuchten, für die Sarasin, die letzter Tage hier waren, ein so entzückender Anblick, daß sie ihn unwillkürlich mit demjenigen der Kokospalmenwälder in Ceylon vergleichen mußten.

Und über diesem an Breite und Umriß so primitiv wie der Dünenstreif scheinenden, an Rolle und Bedeutung und malerischer Wirkung nicht weniger als jener reiche Streifen. In der Ferne allerdings nur blaßblaue Berge; südwärts das Gebirge jenseits von Livorno, nordwärts dasjenige von Spezzia und darüber im weitesten Hintergrund die Gipfel des Apennins von Genua; aber in der Mitte und nicht etwa kurz, sondern $^3/_4$ der Rundsicht wie ein Tableaurahmen von allermächtigster Skulptur einfassend und fast wie ein Wunder aus dem Pinienwald auftauchend ein Hochgebirge, nur wenige Stunden von dem Beschauer entfernt, dessen Gipfelformen, jetzt noch vielfach Schneekronen tragend, vielleicht im ganzen am ehesten mit den Savoyer Alpen jenseits des Genfersees, an Formenschönheit aber noch besser mit den freilich nirgends in so weitem Kranz gedehnten Bergen des Vierwaldstätterses zu ver-

Digitized by Google

gleichen wären, die Apuanischen Alpen; ja in Abendbeleuchtung, wie Tante Laura gleich vollkommen richtig herausfand, oft in Wirkung auf das Auge mit dem wunderbaren Gebirgskranz auf der Frutt im Melchtal wetteifernd. Die Krone aller aber, die schneeglänzende Pania della Croce, haben wir immer und immer wieder einstimmig mit dem Wetterhorn verglichen und die von hier freilich nicht in ihrer ganzen Größe glänzende Tambura (die ich im April 1853 bestiegen) ließe vollkommen gleichwertige Gegenbilder in unsern schönsten Bergformen aufzählen. — Ein Unterschied allerdings ist zwischen dieser Alpenkette und der unsern nicht zu vergessen; die Vorberge sind silbergrau, zugedeckt von den mächtigen Olivenwäldern, wie sie in den Landschaftsbildern und in den Hintergründen der biblischen Bilder der großen Renaissancemalerei eine so große Rolle spielen. Und überall, das ist noch ungewohnter, leuchtet von den Hochgipfeln bis in die Taltiefen in allen Schluchten glänzendster Schnee, der nicht wegschmilzt wie im Sommer der Gipfelschnee, weil er aus dem wunderbar leuchtenden Gestein besteht, das seit der Römerzeit die Architektur und die Skulptur des Altertums und der Renaissance von Südeuropa mit den allerhöchsten Schöpfungen der Kunst füllte und noch gegenwärtig nun buchstäblich über den ganzen Erdkreis ausstreut, wie wir letzthin in Carrara sahen, wo uns in einigen wenigen der hundert dortigen Ateliers Bildwerke, wie sie heute weder Griechenland noch Rom, sondern nur noch Carrara schafft, enthüllt wurden, von erstaunlichen Dimensionen, die dennoch zum Einschiffen, diese nach Australien, andere nach Montevideo, andere nach Kalkutta, zubereitet wurden.

Und aus der allerhöchsten Kunsthöhe, mindestens was Architektur betrifft, wimmelt es ja noch an Überresten in all den Städten, die wir auf unsern kleinen und sehr bescheidenen Exkursiönchen, ohne nur Florenz, die hohe, berührt zu haben, besuchen konnten, so in Pisa, Lucca, Genua und nicht weniger in all den Alpentälern selber, die wir doch größernteils bis zum Teil betreten konnten, wie Carrara, Massa, Serravezza, wo wir sogar der Pania della Croce gegenüberstanden, Pietrosanta u. s. f., daß all das einem

Digitized by Google

schon von der Natur so geadelten Gebirge noch einen zweiten Adel verleiht, so vieles von dem herrlichsten von der Menschenleistung nicht nur seit Jahrhunderten genährt und mit Material beschenkt, ihr den herrlichsten Stoff buchstäblich in die Hand gelegt, sondern ohne allen Zweifel auch gutenteils den Meißel geführt zu haben — in Torrano, dem Stammort von Carrara, wurde mir von beachtenswertester Seite versichert, erwacht mit jedem jungen Kerl ein Künstler — wirft selbstverständlich noch eine Helligkeit eigentümlicher und ungewohnter Art auf dies Gebirge, das wir nun seit bald drei Wochen in wohltuendster Distanz, sowohl um das Ganze als das Detail aufzufassen, im Rücken haben und dem wir morgen selber den Rücken wenden sollen! So war es wohl also nur billig, ihm noch einen Gruß zu widmen, den an den Fuß der Gumm zu senden auch dem Altissimo, von dessen wilden Gipfeln die Marmorströme nach Torrano und Carrara niedertriefen, nicht weh tut, da damit aus sicherlich bescheidenerem Herzen als von manchen, die kaum seinen Namen kennen, und an bescheidenere Hörer als wohl die große Mehrzahl derer, die ihn von Angesicht zu sehen bekommen, nur sein Lob ertönt.

Basel, 29. Dezember 1893.

(An Anna.)

— — — — Statt an Adolf zu schreiben; lesen doch seine Kinder vielleicht Sachen, welche an ihn gerichtet wären, noch in solchem Sinne. Und was denn? An sich ein Kleines und doch verkehre ich darüber, ohne es zu wollen, stetsfort mit Adolf und Papa: daß ich auf mein Begehren meines Amtes entlassen worden bin. Je länger, je mehr war klar, daß mein erbärmliches Asthma, so arg wie weiland bei Papa (nur daß ich im Bett davon merkwürdiger- und glücklicherweise nicht zu leiden habe), Vorlesungen aus einfach mechanischen Gründen nicht mehr gestatten könne und so zog ich Demission einem immer und immer erneuten Urlaub vor. Sachlich wird damit allerdings im Vergleich zu den zwei letzten

Digitized by Google

Jahren nichts geändert, da mir die Museums- und Anatomiesammlungen gleichwohl anvertraut bleiben und also nur die Verantwortlichkeit für Vorlesungen wegfällt, was allerdings eine Last war, während jetzt ein Nachfolger angestellt ist und meine fernern Arbeiten an Museum ꝛc. gewissermaßen als freiwillige betrachtet werden dürfen. Kurz ausgesprochen habe ich also von nun an ein Recht, eventuell krank zu sein oder zu sterben, was ich bisher nicht hatte. Das ist also gerade das, was ich mir selber und was mir andre wünschten, und da es von einem so ehrenvoll als nur möglich gehaltenen Dankschreiben von der Regierung begleitet war, so habe ich mich also auch nicht über Formfehler zu beklagen. Adolf ist seine Entlassung nicht mehr von der weltlichen Regierung gewährt worden, und die Seinigen haben unter schweren Schmerzen seinen Heimgang aus der Arbeitszeit abwarten müssen. Dies kann mir auch noch bevorstehen. Aber vom weltlichen Gesetz bin ich, und in tröstlicher Weise, abgedankt. Wie würden sich Adolf und Papa darüber gefreut haben! Daß der viel schwerere Sieg, den sie beide vor mir voraus haben, noch erst zu erkämpfen ist, weiß niemand besser als ich; aber da ich weiß, mit was für Kräften sie dazu gelangt sind, so darf ich vielleicht hoffen, daß dieselben auch mir gewährt werden mögen. Was Wunder also, daß die Erinnerung an sie durch diese Erwägungen mich in diesen Tagen so nah und tief umgeben hat, daß ich es bei aller Kleinlichkeit dieser Dinge nicht über mich gebracht habe, in einem Brief nach Walkringen mir den Prediger Adolf noch als den Lebenden angehörig und noch seine Brudertreue den Lebenden fühlbar machend zu denken.

Digitized by Google

Anhang.

Rede bei der Saraſinfeier

4. Juli 1890.

Geehrte Geſellſchaft!

Faſt wie bei dem Durchzug von Lerchen und Schwalben durch unſre Stadt geht durch manche Basler, und ſowohl durch junge als durch manche alte, ein Zug der Freude, wenn es unerwartet heißt, die Herren Saraſin ſind da. Und doch langen ſie ganz unangemeldet an, ohne allen Sang und Klang, und verſchwinden zu unberechenbarer Zeit. Woher denn dieſe Stimmung und Freude? Sie ſind, ſo weit mir bekannt, nicht Sänger; Virtuoſen zwar auf allerlei Inſtrumenten, wie etwa Mikroſkop und Mikrotom, die aber ebenfalls keinen Klang geben, und ſogar ganz unbemerkt an Baſel vorbeizureiſen pflegend. Selbſt wo ſie ſich mit Politik befaſſen, wie etwa mit der Weddafrage, geſchieht dies, wie wir ſoeben hörten, auf einem für unſre Fürſorge nach allem Anſchein völlig hoffnungsloſen Boden.

Schon mehr Anlaß zur Freude könnten allerdings die Spuren bieten, welche ſie in Form von Gaben, welche mit ſo wenig Aufhebens in ihrer Vaterſtadt verbleiben, zurückzulaſſen pflegen; und hievon zu reden, könnte ich ein beſonderes Recht geltend machen. Sind es doch keineswegs nur gelegentliche Reiſeerinnerungen oder in Basler Sprache ein B'haltis von Tiſchen in der Fremde, Gaben der Art, wie ſie denn hier ſo oft, auch wenn ſie, wie das oft der

Digitized by Google

Fall ist, noch so wichtige Lücken in unsern Vorräten ausfüllen, weniger verständnis- als geständnisvoll, mit dem Titel „Kuriositäten" bezeichnet werden. Nein, das sind Gaben andrer, merkwürdigerer Art, mit der größten Sorgfalt und mit vollster wissenschaftlicher Einsicht angelegte Sammlungen aus dem gesamten Gebiet der Tier- und Menschengeschichte, von den Geschöpfen der Meerestiefe aufwärts bis zu den Erzeugnissen menschlicher Kultur und den Objekten des menschlichen Kultus, Sammlungen, für welche andre Museen als das unsre etwa besondere Expeditionen auszurüsten pflegen und für deren Aufnahme wir keine Räumlichkeiten herzurichten vermögen.

Also eine Fortsetzung der langen Reihe von Vermächtnissen, durch welche allein unsre Universität in stand gesetzt ist, trotz immer wachsender Schwierigkeiten, mindestens durch die von ihr ausgehenden Leistungen, mit manchen andern, weit günstiger bedachten Schritt zu halten auf einem Gebiet, das von Jahr zu Jahr unter allen Studien, welche sich die Erforschung des körperlichen Lebens, sei es in dem Lebenslauf des einzelnen Geschöpfes, sei es durch den Verlauf der Erdgeschichte, zur Aufgabe stellen, sich immer mehr in den Vordergrund stellt.

Aber auch von diesen reichen Gaben will ich hier in Anwesenheit der Geber nicht reden, sondern mich mit der Hoffnung begnügen, daß ihnen doch zu rechter Zeit die rechte Stelle eingeräumt werden möchte. Sind sie doch auf ihrem eigenen Boden mindestens, wo nicht mehr als ebenbürtig den auf ähnliche Weise zusammengekommenen Schätzen von Literatur, die ebenso laut nach Raum schreien. Auch eine Bibliothek — warum sollte ich das nicht aussprechen, da es ohne allen Neid geschieht? — an Folianten reich und an Broschüren und mit Urkunden sowohl älterer als auch bleibenderer und weniger dissonanter Art als die durch Gutenbergs in mancher Richtung immer verdächtiger werdende Kunst so lawinenhaft anschwellenden Skripturen der Menschen.

Also auch diese Quelle der heutigen Freude will ich nicht berühren und mich nur noch mit wenig Worten zu dem völlig

Digitized by Google

Ungetrübten wenden, daß wir auf der Durchreise durch ihre Vaterstadt ein Konsortium zweier Mitbürger vor uns sehen, fortes et tenaces propositi viros, welche mit einer Energie, die allerdings in Basel, obwohl zumeist auf andern Gebieten, nicht unbekannt ist, in einer bei solcher Assoziation selten zu findenden Harmonie von Talenten sich für ihre Firma einen Wirkungskreis ausgewählt haben, der in kurzer Zeit die Aufmerksamkeit aller Fachgenossen weit und breit auf sich gezogen hat und fort und fort in Spannung erhält. Wir sehen die allmähliche Erfüllung und immer reichere Krönung eines frühgefaßten und tiefgewurzelten Entschlusses, ungewöhnliche Hilfsmittel auf ungewöhnliche Aufgaben zu wenden und zwar so, daß der Gewinn schließlich vornehmlich der Vaterstadt zu gute kommt.

Der Bürgersinn, der in diesem Hause wirkt, weht uns an, wenn die Herren Sarasin zu uns kommen, und drängt uns die Frage auf, ob wir desgleichen, dasselbe tun. Es möge daher einem derjenigen, welche das Lager der Firma auf hiesigem Platz zu verwalten haben, erlaubt sein, die Inhaber derselben bei ihrem Besuch in Basel zu begrüßen. Wenn Sie es mir verübeln wollten, liebe Freunde, daß ohne Ihre Erlaubnis die Stimmung, die wohl die Mehrzahl der Anwesenden zusammenführte, so öffentlich zu Worte kam, so wollen Sie freundlich von einem Ihrer einstigen Lehrer das Bekenntnis eines allerdings mit dem Schuldgeständnis nicht ganz freien Gewissens annehmen. Ich will es nicht wieder tun. Ich gehe also noch weiter und erlaube mir, die geehrte Gesellschaft einzuladen, der Firma Sarasin einen herzlichen Gruß, aber unsererseits durch vernehmlichen Gläserklang darzubringen.

Digitized by Google

Grabreden.

Rede bei der Beerdigung des Alt-Ratsherrn und Professors Peter Merian

am 11. Februar 1883.

Friedfertig ist eine mächtige Erscheinung von uns gewichen. Schmerzlos hat sich ein Haupt zur ewigen Ruhe gelegt, dessen Anschaun uns alle, und schon Generationen vor uns, mit Ehrfurcht erfüllte. Leise und geräuschlos hat sich ein Fels zur Erde geneigt, der seit mehr als einem halben Jahrhundert, und in weite Ferne, als Warte galt, wo es sich irgendwie um den Hinweis auf Bürgertugend als Grundfeste eines Staates handelte.

Wir stehen am Grabe Peter Merians. So ist denn endlich auch von diesem gewaltigen Mann erfüllt, was die letzte und gute Zugabe auch zu der kräftigsten Laufbahn des Menschen bildet. Auch dies Leben, viele Jahrzehnte lang ein ununterbrochenes Opfer von seltener Weisheit, Treue und Kraft an die höchsten Güter eines Gemeinwesens, ist dem Tod verfallen.

An diesem Grabe, das uns, obwohl wir darauf seit langem gefaßt sein konnten, doch so tief erschüttert, weil es viel mächtiger als hunderte, die sich vor ihm schlossen, von Würde und vom Ziel von Menschendasein spricht, von den Leistungen Dessen zu reden, den wir hineinlegen, ist kaum am Platz. Die Universität, in deren Auftrag ich hier sprechen soll, wird dies besser an den Orten tun, die Peter Merians Leben in Erinnerung bringen. Hier kann es sich kaum um etwas anderes handeln, als noch in Gegenwart des erst entschlafenen Mannes unserer Dankbarkeit und Ehrerbietung die Form zu geben, die der Friedhof von uns fordert.

Einem guten Teil des jüngern Geschlechtes mag zwar der Anblick des alten Mannes, wenn er seines täglichen Weges zu der

Digitized by Google

von niemand als von ihm selber ihm auferlegten Arbeit ging, schon fast mythisches Symbol von Hoheit und Würde eines Bürgers geworden sein. Dennoch — ob es gleich an Genossen seiner Arbeit um ihn schon lange leer geworden, sind hier zu viele gegenwärtig, mögen sie in welch irgend einem öffentlichen Berufe stehen, welche wissen, daß der Boden, auf dem sie selber stehen, von niemand mehr Halt empfangen als von Peter Merian, und daß dessen Anteil an dem Gemeinwesen Basels wegdenken eine der schicksalsschwersten Perioden in der Geschichte der Stadt vergessen hieße. Nicht etwa eine glänzende, vielmehr eine Periode tiefer Erniedrigung, wo aber die Standhaftigkeit weniger in dem Vertrauen auf eine große Vergangenheit der Stadt die Kraft fand, zum Wohl für deren beste Interessen Fundamente auf weite Zukunft anzulegen. Tief wie kein anderer hat er den Adel seines eigenen Wesens seinen Mitbürgern mitzuteilen vermocht, und innerhalb eines Mannesalters ist durch den neu erwachten Mut der Bürgerschaft aus der auf das Äußerste von Entsagung gebrachten Universität eine Zahl von Anstalten entstanden, welche mit Ehren mit denjenigen großer Staaten Schritt halten. Prophetischen Blickes, ein weiser Haushalter, und der Zerbrechlichkeit von Tradition des Wissens unabläßig eingedenk, hat er namentlich in das Fundament der Universität Tag für Tag sein Kapital in einer Form angelegt, welche voraussichtlich derselben die sichersten Zinsen bringen konnte.

Vor nichts mehr kann also dieser Sarg diejenigen, welchen heute die Pflege der Wissenschaft in unserer Stadt obliegt, mehr warnen als vor eigener Erhebung. Mögen zwar vielleicht nur noch wenige der hier Anwesenden den Eindruck fast zermalmenden Übergewichtes empfunden haben, der in Momenten des Ernstes bei aller Herzensgüte von Peter Merian ausgehen konnte, so ist doch seine Arbeit in die Annalen unserer Universität so unauslöschlich eingegraben, daß über jedem von uns, und nicht nur in diesem Augenblick, die Mahnung schwebt, auch zu seinem Teil so zu bestehen, daß der Mann, der solchen Maßstab an sich selber

Digitized by Google

legte und jegliche Aufgabe in einer Art erfüllte, daß jeder sagen mußte, daß es schwer gewesen wäre, es besser zu machen, auch in Zukunft Richter über die Erfüllung unserer Pflicht sein könnte.

Während Jahrzehnten hat die ganze Stadt und viel weitere Kreise die Lebenskraft der Universität gutenteils in derjenigen ihres Kanzlers verkörpert gesehen. Von einer ganzen und wahrhaft glänzenden Generation seiner Zeitgenossen, deren Arbeit vorzugsweise die Ehre und den guten Klang derselben schuf, ist er zuletzt geschieden, und fast ohne Vermittlung stehen wir heute auf dem Arbeitsfelde, wie ein neues Geschlecht. Zu welch anderem Gelübde kann uns also hier, vor allem diejenigen, die noch Arbeitsgenossen dieses Mannes waren, der Anblick seines Sarges mehr verpflichten, als mindestens eine Tradition, die in der Kraft eines jeden von uns liegt, festzuhalten! Wie Peter Merian während eines Menschenalters öffentlich und sichtbar die Lebenskraft, innerlich und unsichtbar, aber doch wohl vernehmlich, das Gewissen unserer Universität verkörpert hat, so laßt uns nicht von diesem Sarge scheiden ohne den Entschluß, daß jeder von uns, innerhalb seiner Aufgabe, das Gewissen Peter Merians zur Richtschnur nehme. In keiner würdigeren Art vermögen wir wohl das Edelste an Peter Merians Wesen, was schon seiner Gegenwart so ungewohnte Hoheit verlieh, auch über sein Grab, das sich jetzt schließt, hinauszutragen.

Am wenigsten dürfen Klagen über sein Hinscheiden an dieser Stelle laut werden. Nicht manchem ist beschieden, seiner Heimat bis zum letztem Atemzuge so gedient zu haben, daß an seinem Sarge seine Mitbürger ihm das Zeugnis geben, daß er an ihrem Wohl mehr und selbstloser gearbeitet habe als sie alle. Ein Staat, dem ein solcher Bürger 87 Jahre lang geschenkt war, darf nicht klagen. Aber aufraffen sollen sich die Erben seines Amtes und seiner Gesinnung, um die Güter, welche er erworben, nicht durch den Ausfall seiner Gegenwart entschwinden zu lassen.

In das Grab eines der Edelsten, den Basel noch der Erde übergeben, legen wir den Dank für nahezu ein Jahrhundert an

Digitized by Google

unermüdlicher und seltenster Bürgertreue vom Größten bis ins Kleinste. Über das Grab hinaus liegt es nicht außerhalb des Vermögens der vielen, auf welche sich die einst fast einsame Arbeit Peter Merians verteilt hat, die Klarheit und die Klugheit, die Festigkeit und die Treue des Auges, das sich vor wenig Tagen geschlossen, auch in Zukunft walten zu lassen. Die Kraft hiezu verleihe uns unser vor ein großes Vorbild gestelltes Gewissen und dessen unabläßiger Richter, Gott.

Rede bei der Beerdigung von Dr. E. Egger

am 27. Februar 1887.

Ein Mensch ist in seinem Leben wie Gras. Er blüht wie eine Blume auf dem Felde! Wenn der Wind drüber geht, so ist sie nimmer da, und ihre Stätte kennet sie nicht mehr!

So auch du, junger Mann! Kaum aufgeblüht und schon verwelkt! Doch nein — nein, nicht verwelkt, sondern über Nacht wie von jähem Frost geknickt. Mitten aus rüstigem Leben, mitten aus freudiger Arbeit sankest du in der Einsamkeit dahin, in dem Augenblicke, als wir der Hoffnung lebten, daß bald fröhliche Knospen als Vorboten guter Frucht dem jungen Stamm entsprießen sollten.

Wer wollte es wagen, — und gar an diesem Ort, wo die Erde schon offen steht, um den jungen Trieb wieder zuzudecken — über diesem alten und doch immer und immer wieder neuen Rätsel den Vorhang zu lüften? Beugen wir uns vielmehr davor, wie einst Hiob, wenn er in die einfachen Worte ausbricht: Er ist abgerissen wie eine unzeitige Traube vom Weinstock und wie ein Ölbaum seine Blüte abwirft.

Um so ungehemmter dürfen wir dafür unsern Blick nach einer andern Seite wenden, welche keine Schleier verhüllt. Jawohl, eine abgerissene Traube vom Weinstock liegst du vor uns, eine Blüte vom Ölbaum abgeworfen. Treulich und nahezu zur Reife hat der Trieb gewirkt, der in dir lebte. Die unbekannte Frist, die dem Samen-

Digitized by Google

korn gesetzt war, ist nicht verscherzt worden und noch weniger in leeres Blattwerk ausgeartet. Ein reiches und vielversprechendes Streben hat die kurze Spanne Zeit gefüllt, die dir geschenkt worden. Treu hast du das Pfund verwaltet, das dir anvertraut war.

In den Schoß der Erde, welcher wir den jugendlichen Stamm zurückgeben, fällt also deine Arbeit und dein Hoffen, Saft und Duft zu wirken, nicht etwa zurück. Wenn auch der Anblick des Sarges für uns – warum sollen wir uns dies verhehlen? — vorwiegend Schmerz enthält, so hast du doch auf dem Felde der Ehre dein Tagewerk vollbracht und abgeschlossen. Mit wie erschütterndem Ernst ruft dein Beispiel namentlich allen denen, welche ihre eigene Frist noch für unabsehbar halten, zu, dieselbe wohl und zur Zeit zu Rate zu ziehen, bevor der Abend einbricht! Einen jeglichen von uns kann über Nacht der Frost überfallen.

Kein taubes Samenkorn war es also, was solche Frucht und Blüten brachte. Vermessenheit und Undank hieße es zu hadern, daß der Weingärtner, der so unabläßig unzählbare Samenkörner ausstreut, hier die Frist, wo er wiederkam, um nach Frucht zu suchen, so kurz bemaß. Er hat sie in einer kleinen Zahl von Jahren der Reife nahe gefunden.

Dies Vorbild der Treue, die der Sarg nicht zudeckt und die den Tod überlebt, lasset nun auf dem Friedhof in unser eigenes Inneres pflanzen und von hier nach Hause tragen! An uns allen liegt es, aber zumal an den Altersgenossen und Kommilitonen des von uns Geschiedenen, die Triebkraft, die nicht verloren gehen kann, ob auch der Träger, in welchem sie bisher wirkte, uns entschwindet, in uns selber wirken zu lassen. Rafft euch auf, zumal ihr Jungen, um in euch selber die Traube zur vollen Reife und die Blüte zur süßen Frucht zu bringen!

Dein Werk ist nicht verloren, junger Freund, wenn auch dein Herze sprang! Die Saite war's, die sprang — in uns lebt fort der Klang!

Digitized by Google

Aus dem Verlag von Huber & Co. in Frauenfeld.

Briefe, Memoiren und Verwandtes.

Aus den Zeiten der Basler Revolution von 1798

Briefe und Tagebuchblätter zweier baslerischer Staatsmänner

Aus dem Familienarchiv herausgegeben von

E. Schlumberger-Vischer

Mit den Porträts von Oberstzunftmeister Peter Ochs und Ratsherr Peter Vischer

Preis br. 4 Fr.

Jakob Bächtold

Kleine Schriften

Mit einem Lebensbilde von Dr. W. v. Arx

Herausgegeben von **Th. Vetter**

Mit Porträt und Bibliographie

Preis br. 6 Fr., geb. 7 Fr.

Prof. Dr. C. Hilty

„Briefe" und „Neue Briefe"

Preis per Band br. Fr. 3. 80, geb. 5 Fr.

J. C. Kern

Dr. jur. und früherer außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister der schweizerischen Eidgenossenschaft in Paris

Politische Erinnerungen 1833—1883

Deutsche, revidierte Ausgabe. Preis 4 Fr.

Ludwig Meyer von Knonau

Lebenserinnerungen 1769—1841

Herausgegeben von

Gerold Meyer von Knonau

Preis 6 Fr.

Digitized by Google

Der Briefwechsel der Brüder J. Georg Müller und Joh. v. Müller

1789—1809

Herausgegeben von **Eduard Haug**

Preis 10 Fr.

Dr. Fridolin Schuler

Erinnerungen eines Siebenzigjährigen

Mit Schulers Porträt und dem Verzeichnis seiner Veröffentlichungen

Preis geb. 3 Fr.

Ludwig Tobler

Kleine Schriften zur Volks- und Sprachkunde

Herausgegeben von

J. Bächtold und **A. Bachmann**

Professoren an der Universität Zürich

Mit Porträt, Lebensabriß und Bibliographie

Preis geb. 6 Fr.

Große nationale Lieferungswerke,

die noch im Erscheinen begriffen sind:

Schweizerisches Idiotikon

Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache

Gesammelt auf Veranstaltung der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich unter Beihilfe aus allen Teilen des Schweizervolkes

Bis jetzt erschienen: 5 Bände in 55 Lieferungen. Lieferung 55 reicht bis „Rodel"

Preis per Lieferung zu 10 Bogen 2 Fr.

Schweizerisches Künstlerlexikon

Herausgegeben mit Unterstützung von kunstfreundlichen Privaten vom Schweizerischen Kunstverein

Redigiert unter Mitwirkung von Fachgenossen von

Dr. Carl Brun

Professor der Kunstgeschichte an der Universität Zürich

Preis per Lieferung von 10 Bogen 4 Fr.

Bis jetzt erschienen: 5 Lieferungen (I. Bd., II. Bd. Lieferung 1).

Digitized by Google

Bibliothek
Älterer Schriftwerke der deutschen Schweiz.

Herausgegeben von

Jakob Bächtold und Ferdinand Vetter.

Erste Serie:

I. Bd. **Die Stretlinger Chronik.** Mit einem Anhang: „Vom Herkommen der Schwyzer und Oberhasler." Herausgegeben von Dr. Jakob Bächtold. (LXXXVI und 200 Seiten.) br. 5 Fr., geb. 7 Fr.

II. Bd. **Niklaus Manuel.** Mit zwei Zugaben: I. Hans Rudolf Manuel. II. Badenfahrt guter Gesellen. Herausgegeben von Dr. Jakob Bächtold. (CCXXIV u. 472 Seiten.) br. 10 Fr., geb. 12 Fr.

III. Bd. **Albrecht von Hallers Gedichte.** Herausgegeben und eingeleitet von Dr. Ludwig Hirzel. (DXLVIII und 424 Seiten.) br. 12 Fr., geb. 14 Fr.

IV. und V. Bd. **Schweizerische Volkslieder.** Herausgegeben von Dr. Ludwig Tobler. I. Bd. (CLI und 235 Seiten.) br. 6 Fr., geb. 8 Fr. II. Bd. (XVIII und 264 Seiten.) br. 4 Fr., geb. 6 Fr.

VI. Bd. **Die Schweizer Minnesänger.** Herausgegeben von Dr. Karl Bartsch. (CCXX und 474 Seiten.) br. 10 Fr., geb. 12 Fr.

Ergänzungsband:

Das Schachzabelbuch Kunrats von Ammenhausen, Mönchs und Leutpriesters zu Stein am Rhein. Nebst den Schachbüchern des Jakob von Ceffole und des Jakob Mennel herausgegeben von Ferdinand Vetter. (LXXIV und 435 Seiten.) br. 12 Fr.

Zweite Serie:

I. **Chronick der Gesellschaft der Mahler.** 1721—1723. Nach dem Manuscripte der Züricher Stadtbibliothek, herausgegeben von Theodor Vetter. 8°. (VIII und 117 Seiten.) 3 Fr.

II. **Die Discourse der Mahlern.** 1721—1723. Mit Anmerkungen herausgegeben von Theodor Vetter. Erster Teil. 3 Fr.

III. **Geschichte der Gelehrtheit.** Von C. M. Wieland seinen Schülern dictiert. Herausgegeben von Ludwig Hirzel. Fr. 2. 40.

Digitized by Google

3 2044 107 216 269

Digitized by Google

Digitized by Google